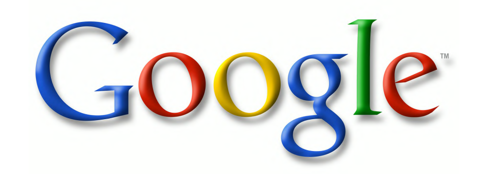


Internationale Bibliothek

A. Dodel

Aus Leben und Wissenschaft

2. Serie

Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz.



Aus Leben und Wissenschaft



Aus
Leben und Wissenschaft



Gesammelte Vorträge und Aufsätze

von

Prof. Dr. Arnold Dodel
(Zürich-Lugano)

Zweite Serie in drei Teilen

Stuttgart 1905 • Verlag von J. H. W. Dietz Nachf.

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort.

Zu der hier folgenden zweiten Serie meiner „Gesammelten Vorträge und Aufsätze“ habe ich nur wenige Worte vorauszuschicken. Viele Leser der ersten Serie — diese erschien 1896 in erster Auflage, 1904 in dritter Auflage — wünschten eine Fortsetzung zu sehen. So habe ich denn unter meinen Manuskripten älteren und jüngeren Datums Umschau gehalten und manchen bereits anderswo publizierten Aufsatz hier mit anderen, nicht publizierten, zusammengeordnet, auf daß eine dreigliedrige Serie zu einem Ganzen sich füge. Die gewiß recht mannigfaltig aussehenden Inhalte sind nicht veraltet, sondern sie haben — zumal im ersten und im zweiten Teil — auch heute noch eine aktuelle Bedeutung, und sie werden diese Bedeutung wohl noch lange Zeit beibehalten, weil der Kampf der Weltanschauungen heute noch ebensowenig beigelegt ist, als der Kampf der neuzeitlichen Pädagogik mit dem Zopf der alten Schule.

Jene Aufsätze des ersten und des zweiten Teiles verraten die Kampfnatur, also Unfrieden! Daraus wird man mir aber keinen Strick drehen wollen: ich habe nur getan, was ich nicht lassen konnte: „Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg!“ — — Siege haben wir Kämpfenden auch wirklich schon manchen erlebt: es ist unnötig, sie aufzuzählen; wir können uns am einzelnen ja täglich erfreuen und haben dann großen Vorrat für viele Tage. Solche Siege haben uns also auch Frieden gebracht, zumal den einen großen Frieden in der Harmonie unseres Innenlebens mit den Erscheinungen und Geschehnissen der

Außenwelt. Kann es ein reicheres Glück geben als dasjenige einer mehr oder weniger abgeklärten Natur- und Weltanschauung?

Ein schwacher Abglanz dieses Innenglücks ruht auf den Kapiteln des dritten Teiles: „Aus dem sonnigen Süden.“ — In der Tat: es ist eine schöne Welt hier unten, südlich vom Alpenwall. Undankbarkeit wäre es, dies nicht auszusprechen; kein Lob wird hier zu groß sein. Darum habe ich diese Aufsätze „aus dem Süden“ mit aufgenommen; ich denke, sie werden manchen Leser veranlassen, selbst zu kommen und zu sehen, wie Herrlichkeit zu Herrlichkeit sich hier einet zum großen Göttlich-Schönen. Die hier zum Wiederabdruck gelangenden Aufsätze wurden zum erstenmal publiziert in folgenden Zeitungen und Zeitschriften: „Die Neue Welt“, „Das freie Wort“, „Die Zeit“, „Frankfurter Zeitung“, „Freidenker“-Wiesbaden und „Freidenker“-Milwaukee, „Volkserzieher“-Berlin und „Pädagogium“ (von Dr. Dittes-Wien). Es ließ sich nicht vermeiden, daß grundwichtige Gedanken hier im einen und anderen Aufsatz wiederholt werden mußten. Darüber wolle mich der freundliche Leser entschuldigen und sich mit dem Gedanken trösten, daß es Ideen und Wahrheiten gibt, die nicht oft genug wiederholt werden können.

Lugano, 28. August 1904.

Prof. Dr. Arnold Dodel.

Erster Teil

Mitten im Kampf

Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich, den lehre ich die Menschen: nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erden-Kopf, der der Erde Sinn schafft!

— — — — — — — — — — —

Eure Arbeit sei ein Kampf,
Euer Friede sei ein Sieg!

(Zarathustra.)

Zweierlei Konsequenzen.

Aus dem Tagebuch eines Darwinianers.

(1877.)

Einer meiner Freunde — vielleicht war er der beste von allen, die ich in meinem langen Leben kennen gelernt — erzählte mir nachstehende Geschichte, die in allen ihren Teilen auf tatsächlichen Geschehnissen beruht. Ich habe unmittelbar nach der mündlichen Erzählung das Ganze zu Papier gebracht und mich durchaus an seine eigenen Worte gehalten. Was hier erzählt wird, ist also meines Freundes geistiges Eigentum. Er hat mich ermächtigt, diese Episode aus seinem Leben auch weiteren Kreisen mitzuteilen. Hier lasse ich ihn selbst reden:

Das christliche Dogma gipfelt für den römischen Katholizismus in der Unfehlbarkeit des Papstes, für die Orthodoxen der protestantischen Konfessionen in der Unfehlbarkeit des Bibelwortes. Das sind die Konsequenzen des Glaubens.

Vernunft und Wissenschaft dagegen sind zur Entwicklungslehre gelangt und damit zur Verneinung alles Vollkommenen. In der Deszendenztheorie und im Darwinismus begrüßen wir die Konsequenzen des Naturerkennens.

Aber erst gegen Ende der sechziger Jahre und im Anfang der siebziger des neunzehnten Jahrhunderts, begann man die Idee der Abstammungslehre von den Kathedern einiger Hochschulen aus zu besprechen. Das Vatikanum hat bekanntlich im Jahre 1870 mit der Proklamierung des Unfehlbarkeitsdogmas auf jene Idee der Naturforscher geantwortet, und heute stehen wir noch mitten im Kampfe der beiden diametral einander gegenüberstehenden Gedanken. Und immer

weiter greifen die Kreise, innerhalb welcher die Wellen des Parteihaders auf und nieder wogen. Hie Glaube, dort Wissenschaft! — Es gibt zwischen beiden keine Versöhnung: der Kampf muß mit dem Siege der einen und mit der völligen Niederlage der anderen Partei endigen. Die Wahrheit, welche allein in der Wissenschaft ihren Ausdruck gefunden, wird das Feld behaupten.

Das ist für viele schmerzlich — vorab für die Priester des kirchlichen Dogmas, dann aber auch für alle jene Laien, welche im Bewußtsein eigener Schwachheit sich vor kirchlicher Autorität beugen gelernt und ihre Denkweise den priesterlichen Lehren völlig unterworfen haben. Darum hält es so ungemein schwer, die Emanzipation vom Autoritätsglauben bei der großen Masse des Volkes in Fluß zu bringen. Die „geistige“ Speise, welche der christliche Priester bietet, wird für den Magen schwächster Konstitution in so gut gekautem Zustand geboten, daß sie gerade deswegen eine Speise für Unmündige und Säuglinge zu nennen ist. Wird auch mitunter ein schwer verdaulicher Brocken geboten, so sorgt der „Haushalter mancherlei Gnade Gottes“ auch meistens dafür, daß das dem schwachen Magen Unverdauliche auch unverdaut seinen natürlichen Weg geht; denn Zweifeln und Grübeln ist verboten. Durch den Glauben allein sollen sie gerecht werden, jene Armen im Geiste, denen das Himmelreich gehört. Da gibt es für die höchsten Geisteskräfte des Menschen keine anstrengende Arbeit: das Bewußtsein, als „Christ“ sich aller Weltweisheit konsequent entschlagen zu haben, macht auch nicht neidisch gegen die Forscher; denn „als sie sich weise dünkten, sind sie zu Narren geworden“, sagt das unfehlbare Bibelwort. Das ist Trost und Beruhigung für den Nachfolger Christi, wenn er sieht, wie Tag um Tag die Denkenden sich vom blinden Glauben ab- und der exakten Erfahrungswissenschaft zuwenden.

Allein mittlerweile gehen die Wellen höher und höher. Sie schlagen bereits an die Planken der einsamen Fischer-

hütte. Der Schlachtruf im Kampfe des Glaubens mit der Wissenschaft dringt sogar bis hoch hinauf ins stille Bergtälchen. Die Menschheit erwacht aus dem glaubensseligen Traume. Eltern und Kinder — zwei Generationen stehen in diesem Kampfe fast regelmäßig einander gegenüber. Die Jugend ist mutig genug, um durch strenge Geistesarbeit sich an Stelle des Glaubens ein vollwertiges Äquivalent von Wissen zu erringen. Den Alten geht diese Energie ab. Sie werden im „Glauben" zu ihren Vätern versammelt werden, und wohl ihnen, wenn sie tolerant genug waren, um ohne Groll die Entthronung des kirchlichen Dogmas mitanzusehen!

Ohne Groll? — Eine Unmöglichkeit! Ich habe meine Erfahrungen gemacht und will sie ohne jede dekorative Zutat hier erzählen.

Ein günstiges Geschick hatte mich vor dem Antritt meiner speziellen Berufsstudien in den Kreis einer Familie geführt, wie ich in meinem vielbewegten Leben keine zweite kennen gelernt habe. Reichtum und Glanz nach außen, großer Kindersegen, eminentes Glück im Geschäftsleben, ungestörter Familienfrieden, Sinn für Wissenschaft und Kunst, und vor allem auch der ernste christliche Geist, welcher den Kreis von Eltern und acht Kindern beherrschte: alles vereint unter *einem* Dache! Wer hätte sich da nicht mächtig angezogen gefühlt? Meine eigene streng-christliche Erziehung im Elternhaus und mein heiteres naives Wesen galten als Empfehlungen zum Eintritt in jenen Zirkel glücklichster Menschen.

Ich ward Hausfreund, dem jederzeit die Tore offen standen. Während der fünfeinhalb Jahren, da ich an verschiedenen Universitäten meiner Ausbildung oblag, war ich regelmäßiger Freigast in diesem Asyle. Man betrachtete mich wie einen Sohn und Bruder und freute sich vielleicht ebenso wie ich selbst, wenn die Hochschulvakanzen uns für Wochen wieder zusammenführten. Wußte ich doch manches Interessante ins stille Dorf zu bringen, was nicht allein die geistreiche Mutter, sondern auch den akademisch gebildeten

altesten Sohn und die jüngeren Geschwister zu interessieren vermochte.

Das war eine herrliche Zeit! Da ward musiziert, gemalt, gelesen und gezeichnet, als ob es gälte, aus dem sonst stillen Hause eine Akademie der Wissenschaften und Künste zu schaffen. Daß wir den Genuß der herrlichen Natur, die über jenes Tal ebenfalls ihr Füllhorn ausgeschüttet hat, nicht vergaßen, das brauche ich kaum besonders hervorzuheben.

Der Samstag brachte uns jeweilen den Prediger ins Haus, einen älteren, vielgereisten Mann von großer Sprachkenntnis und einem ernsten, finsteren Wesen, das aber unter rauher Schale doch einen milden Kern zu bergen schien. Er war Mystiker. Wie wir zwei, trotz der Charakterverschiedenheit, Freunde werden konnten, das möchte als Rätsel erscheinen, wenn ich hier nicht zu bemerken hätte, daß mein Vater selbst — den ich in früher Jugend verlor — zur mystischen Schule des „Philosophen" Jakob Böhme gehörte und mir nebst dessen Werken eine Unzahl von Kopien, eigenhändigen Exzerpten und Briefen ganz ähnlichen Inhalts hinterlassen hat.

Freilich gehörte unser alter „Hofprediger" nicht der Böhmeschen Schule an; aber seine Gebete und Predigten atmeten doch denselben Geist und sein ganzer Lebenswandel entsprach den Worten. Er war konsequent bis zum Exzeß. Von den Fernerstehenden wurde er gescheut, von uns Eingeweihteren mehr mit Ehrfurcht als mit Liebe begrüßt. In seiner Gegenwart durfte nicht gescherzt werden. Die junge Mutter, welche auf ihren Armen den lachenden Säugling liebkoste, wurde von ihm ernst und feierlich daran erinnert, daß sie ihr Kind nicht vergöttern dürfe, weil der Erlöser uns sagte: Wer Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester, Sohn oder Tochter mehr liebt, der ist meiner nicht wert. Auch seien durchaus alle unnützen Worte, selbst Tändeleien zu unterlassen, da wir dereinst von jedem Worte, das aus dem

Munde geht, vor dem ewigen Richter Rechenschaft abzulegen haben. Den jungen Töchtern, welche am Samstag abend ohne Kopfbedeckung in der Gebetsstunde erschienen, donnerte er das Paulinische Wort entgegen: „Ein jegliches Weib, das da betet oder weissaget mit unbedecktem Haupte, die schändet ihr Haupt, denn es ist soviel, als wäre sie beschoren. Will sie sich nicht bedecken, so schneide man ihr auch das Haar ab.“ (1. Korinther 11. 5, 6.)

Ich brauche kaum zu sagen, daß die so Belehrten nicht mehr unbedeckten Hauptes in der Andachtsstunde gesehen wurden.

Der persönliche und briefliche Verkehr mit meinem Freundeskreise im Bergtälchen verhinderte während der Studienjahre eine Gesinnungsänderung zugunsten einer modernen Weltanschauung. Was ich damals in den Vorlesungen über Naturwissenschaften, Literatur und Kunst zu hören Gelegenheit hatte, verstieß meistens in keiner Weise gegen den spiritualistischen Standpunkt, und wo dies dennoch geschah, da prallte alle „Weisheit dieser Welt“ an meiner einmal gewonnenen religiösen, so emsig gepflegten frommen Weltanschauung ab.

Allein es sollte anders werden.

Nach glücklich vollendeten Studien und ehrenvoller Promotion suchte ich nach einer Stelle, und als ich sie nicht fand, studierte ich weiter und stürzte mich nun auf das zum Ausbau gelangende Lehrgebäude der Naturphilosophie. Ich hoffte, darin nicht nur keinen religiösen Schiffbruch zu erleiden, sondern neue Stützpfeiler für meine bisherige Überzeugung zu gewinnen. Welche Täuschung! Bald sollte ich sehen, daß ich — in Vorurteilen befangen — moderne Spreu für Weizen und das geistige Salz der neueren Naturwissenschaft für verderbliches Gift gehalten hatte. Die Zweifel stellten sich ein, und nun begann der Streit zwischen Dogma und Wissenschaft.

Wenn man sich daran erinnert, wie viele Versuche in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind, um die durch exakte

Forschung gewonnenen Resultate der Naturwissenschaften mit dem Kirchenglauben in Einklang zu bringen — wenn man sich erinnert, wie von den erleuchtetsten Geistern eine Versöhnung zwischen „göttlicher“ und natürlicher Offenbarung angestrebt wurde (die einschlägige Literatur wird ein Charakterzug der beiden letzten Jahrzehnte bleiben) —, wenn man sich erinnert, wie fest und unentwegt einige der heute noch lebenden bedeutendsten Fachgelehrten trotz ihrer ganz anders verwertbaren Forschungsresultate den alten Bibelglauben der Väter verteidigen: so dürfen wir uns nicht wundern, daß heute noch christgläubige Jünglinge in den Hallen der Universitäten auf und nieder wandeln, als angehende Mediziner und Naturforscher alle möglichen Vorlesungen anhören und dennoch dem Glauben ihrer Väter bis ans Ende ihrer Studienzeit treu bleiben. Unter den Professoren der jetzigen Hochschulen sind noch manche hochverdiente alte Herren, die ihres Amtes zu warten verstehen, ohne den „Gläubigen“ unter ihren Zuhörern vor den Kopf zu stoßen. Sie teilen die Tatsachen in trockenen, dürren Worten ihren Jüngern mit und vermeiden sorgsam jede Äußerung, welche zugunsten der neuen Weltanschauung gedeutet werden könnte. Andere belieben mitunter, an dieser oder jener Stelle ihrer Vorlesungen witzige Randglossen einzuflechten, bald für, bald gegen den alten Glauben. Dadurch bezahlen sie nach ihrer Auffassung dem Zeitgeist ihren Tribut, indem sie andeuten, daß man sich außerhalb des betreffenden Hörsaales über Dinge streitet, die nicht speziell in ihr Fach einschlagen. Und daß man sich noch streitet, das ist der Trost für den christgläubigen Studenten, an welchen die Zweifel herantreten suchen; denn er weiß, daß auf seiner Seite, zu welcher er kraft der frommen Erziehung im Elternhaus gehört, noch namhafte Vertreter der Wissenschaft stehen. Dazu kommt noch, daß das Berufsstudium eine Arbeit ist, welche die ganze Kraft eines jungen Mannes meistens auf solche Fächer konzentriert, deren Hauptinhalt keineswegs in abstrakt-

philosophischer Spekulation, sondern in einer Unzahl empirischer Belehrungen beruht.

Wir meinen, daß es heute noch möglich ist, Vorlesungen über alle möglichen naturwissenschaftlichen Fächer anzuhören, ohne daß man notwendig dem Dogma der Kirche untreu werden muß. In unserer Zeit der Übergangsperiode sind bekanntlich noch „katholische“ Universitäten und „evangelische“ Lehrerseminare möglich, ohne daß man behaupten könnte, daß die verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen in jenen „christlichen“ Schulen nicht ebensogut kultiviert werden, wie in den als atheistisch anrüchig gewordenen Staatsanstalten.

Allein, das wird nicht mehr lange andauern. Je tiefer die einzelne Disziplin in das Wesen ihres Gegenstandes eindringt, je weiter sich die Arbeitsteilung auf allen Gebieten der exakten Forschung geltend macht, desto mehr tritt auch das Bedürfnis zutage, die einzelnen Spezialfächer miteinander in Zusammenhang zu bringen und die anscheinend fremdartigen exakten Disziplinen als zusammengehörige Teile eines einzigen Ganzen zu betrachten. Das hat die neuere Biologie bereits vor zwei Jahrzehnten oder schon früher erkannt und danach gehandelt. Es kam die **Darwinsche** Lehre von der Abstammung durch natürliche Zuchtwahl eben zu jener günstigen Zeit, da die Naturwissenschaften wieder mehr als je untereinander Fühlung zu gewinnen suchten. Der einfache Gedanke jener Lehre hat den Zauber vollends gelöst. Er durchleuchtete mit einem Male alle jene Hauptstraßen, auf welchen die biologischen Wissenschaften von der gegebenen lebenden Natur, als von ihrem Zentrum, ausstrahlend, aber auch mehr und mehr divergierend, jede einzeln für sich weiter vordrang. Es schien, als müßte jener Gedanke nur einseitig hineinzünden in wenige Straßen und Gäßchen, allein direkt oder indirekt, unmittelbar oder durch Lichtreflexe haben alle biologischen Disziplinen die Wohltat jenes leuchtenden Gedankens empfunden.

Und wenn heute der junge Naturforscher oder Mediziner nach bestandenem Examen Muße gewinnt, die Werke Darwins und seiner hervorragendsten Schüler eingehend zu prüfen, so wird er alsbald erkennen, welche Stunde für die kirchlichen Traditionen und „göttlichen" Offenbarungen geschlagen hat.

Das Frühjahr 1870 hob mich auf den Katheder einer kleinen Universitätsstadt. Ich las vor einem fleißigen Trüppchen Studenten ein zweistündiges Kolleg über Pflanzenphysiologie und sah mich infolgedessen genötigt, an das Studium der Darwinschen Werke heranzutreten. Das Kapitel über die Physiologie der Fortpflanzung kam ja in erster Linie mit dem triumphierenden Abstammungsgedanken in Berührung. Hier galt es, Posto zu fassen.

Welchen Standpunkt ich einzunehmen gedachte, war mir allerdings im Anfang des Kollegs klarer als am Ende, da ich vor der Lektüre des Darwinschen Werkes über die „Entstehung der Arten" noch in religiösen Vorurteilen gefangen lag und wähnte, unangefochten zu bleiben, auch wenn ich mich in die religionsgefährliche Philosophie des Engländers vertiefte.

Das Referat über die Darwinsche Lehre, das ich am Ende des Semesters für meine physiologische Vorlesung abfaßte, verriet die schwankende Position, und die Briefe an meine christlichen Freunde gaben sukzessive dem steigenden Zweifel am mosaischen Schöpfungsberichte Ausdruck.

Zwei Semester später zählte ich zu den begeistertsten Anhängern Darwins. Damals imponierten noch die Vermittlungsgedanken zwischen Theologie und Darwinismus, denn fromme Seelen hatten entdeckt, daß man über die Religion des Engländers noch keineswegs den Stab brechen dürfe, solange er noch von einem „Schöpfer" spricht, welcher „den Keim alles Lebens" den ersten Organismen „einhauchte".*

* Vergl. Darwin, „Entstehung der Arten", Schlußsatz: „Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim

Noch war damals das Darwinsche Werk über die „Abstammung des Menschen“ nicht erschienen, und was Vogt und Häckel über die „Affenabstammung“ bereits vor Jahren geschrieben, das sahen die Vermittlungstheologen als nicht so gefährlich an, weil es keineswegs einen notwendigen Bestandteil der Darwinschen Lehre ausmachte. Das „glaubende“ Publikum, das allerdings von dem ersten Werke Darwins Notiz genommen hatte, freute sich immer noch, wenn auch zum Teil mit Furcht und Zittern, an dem blassen Schimmer tiefliegender Religiosität, die aus wenigen Stellen der „Entstehung der Arten“ hat entdeckt werden können. Ja, man log sich vor, daß die Darwinsche Lehre keineswegs auf den Menschen anzuwenden sei; denn — so schloß man — wäre die Anwendung der Abstammungslehre auf den Menschen zulässig, so hätte dies Darwin gewiß auch ausgesprochen.

Allein man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es erschien (1871) sein zweibändiges Werk über „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“, — ein prächtiges Supplement zu der „Entstehung der Arten“.

Die Bombe schlug ein und zündete. Nun wußte man, daß der große Feldherr selbst sein „Ja“ auf die Fahne geschrieben, unter welcher seine Anhänger und Apostel die tierische Abstammung des Menschengeschlechtes zu lehren wagten. Auch in diesem Werke, wie in seinem ersten, ließ Darwin die Wissenschaft ihr entscheidendes Votum abgeben. Die Anthropologie, die Ethnographie, die Paläontologie und die Altertumskunde, die Anatomie und die Entwicklungsgeschichte, die Physiologie und die Psychologie — alles machte sich durch Darwin dem Abstammungsgedanken dienstbar.

---

alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß, während unser Planet — den Gesetzen der Schwerkraft folgend — sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfang sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt.“

Der Meister hat es verstanden, die Streitkräfte zu sammeln und mit konzentrierter Macht den schüchtern gewordenen Gegner aufs Haupt zu schlagen.

Das alte Pergament mit dem auf Adam und Eva fußenden Stammbaum war zerrissen.

In brieflichem und mündlichem Verkehr habe ich meinen christlichen Freunden im stillen Bergtälchen jederzeit offen erklärt, was ich vom damaligen Stand der Dinge halten mußte. Es ward ihnen nicht verhehlt, was die Ansicht eines jeden werden müsse, der unbefangen die Werke Darwins zur Hand nehme und mit offenem Sinne zu prüfen vermöge. Wohl mochten sie zum Teil selbst über diese und jene Gedanken der neuen Botschaft nachdenken; aber zum Studium der einschlägigen Literatur fanden sie weder Zeit noch Lust; sie blieben beim Glauben ihrer Väter und überließen die hochwichtige Streitfrage jenen anderen, die der Weisheit dieser Welt ihre Dienste angeboten hatten.

Sie blieben Christen — und dennoch meine alten, lieben Freunde.

Es gibt eine Freundschaft, über welche selbst die religiösen Gegensätze keine Macht auszuüben vermögen.

Wir glaubten an diese Freundschaft. Allein wir täuschten uns, da wir hofften, sie zwischen uns aufrecht zu erhalten.

Es war ein prächtiger Sommermorgen im August 1872, als ich vom Lärme der Universitätsstadt Abschied nahm, um einer herzlichen Einladung meiner christlichen Freunde zu folgen und hinauszueilen auf die fröhliche Landschaft, an reifen Erntefeldern, frisch abgemähten grünen Wiesen und dunkeln Wäldern entlang bis hinauf ins liebe Bergtälchen mit seinem kleinen See, dem murmelnden Bach, den freundlichen Bauernhäusern und herrschaftlichen Landsitzen, wo ich so manches liebe Jahr die Universitätsferien in Freuden mehr als in Leid zugebracht habe.

Gewiß, es gibt kein behaglicheres Gefühl, keine glücklichere Stimmung als diejenige eines in die Vakanzen reisenden

Studenten oder unverheirateten Professors, der nach pflichtgetreu durchgearbeitetem Semester der Universitätsstadt den Rücken kehrt, um die Sommerfrische auf dem Lande oder im Gebirge zu genießen.

Gegen Mittag erreichte ich mein Ziel. Der Empfang war ebenso herzlich als früher. Gewiß — wir waren eben noch die alten Freunde, gleichgesinnte Verehrer der Wahrheit, duldsam in Glaubenssachen, ehrlich und geradeaus im Umgang, Feinde jedweder Heuchelei. Es fehlte nichts. Ich durfte auf neue Tage reinsten Glückes rechnen.

Allein der Mensch denkt — und der Fanatismus lenkt.

Noch war der Hofgeistliche im Revier. Gegen seine Gewohnheit erschien er nicht beim Mittagessen, auch nicht beim Vesperbrot. Er hatte Großes im Sinne — dazu wollte er sich mit Fasten vorbereiten.

Am Abend, bei einbrechender Nacht, saß ich mitten unter meinen glücklichen Freunden auf dem großen Balkon, der das ganze Tälchen überschaut. Das Rot des Abendhimmels warf den letzten blassen Schimmer hinüber an die mächtigen Steinwände des Gebirges. Wie oft haben wir jenen Riesenbau in seiner Schönheit bewundert, wenn Gewitter an ihm sich auftürmten oder wenn der klare Septemberhimmel sein golden Tuch über ihn ausspannte. Heute sah ich ihn seit langen Monaten zum erstenmal wieder im milden Abendglanz.

Drunten am Wiesenrain sangen die Kinder:

Dich, mein stilles Tal,
Grüß' ich tausendmal!

Vom nahen Friedhof drüben schimmerte über die Mauer ein blendend weißer Marmorstein. Dort hatte man vor ein paar Jahren eine blühende Rose begraben, die Hand des Todes hatte sie plötzlich gestreift, und als man sie ins kühle Grab gelegt, da flüsterten die Leute einander zu, daß

sie die Auserwählte eines Braven sei, der in fernen Landen auf den hohen Schulen seine Studien abzuschließen im Begriff stehe und sie beim Wiederkehren aus der Fremde nun umsonst unter den Lebenden suchen werde. Das Leid war groß. Jener junge Mann war mit tausend Hoffnungen hinausgezogen, tief gebeugt kehrte er zurück. —

> Sterb' ich — in Tales Grunde
> Will ich begraben sein.
> Singt mir zur letzten Stunde
> Beim Abendschein.

So sangen die Kinder am Wiesenrain. Und vor Jahren hat jene ganz ebenso gesungen, auf deren Grab heute der Marmorstein sein bleiches Antlitz über die Kirchhofsmauer erhebt. Ich hatte ihr oft zugehört, — wie sollte ich das vergessen?

Allein ich sollte an jenem Abend nicht allzulange träumen. Man sagte mir, der Herr Hofprediger wünsche mich zu sprechen. Ich machte mich sogleich auf den Weg zu seinem Zimmer, das er als „Hauskaplan" jede Woche für zwei bis drei Tage bezog. Es lag eine Treppe tiefer — und als ich hinunterstieg, verklang des Kindergesanges Refrain:

> Dich, mein stilles Tal,
> Grüß' ich tausendmal!

Ein kräftiges „Herein!" war die Antwort auf mein Anklopfen. Der Hofgeistliche hatte gefastet und den ganzen Nachmittag droben im düstern, schweigsamen Tannenwald zugebracht.

Er hieß mich auf dem Diwan Platz nehmen. Es geschah. — Hierauf trat feierliche Stille ein. Der Priester wandelte einigemal im Zimmer auf und nieder — schwere Seufzer verkündeten, daß ihm eine schwere Aufgabe zuteil geworden. Die griechische Ausgabe des Neuen Testamentes lag offen auf dem Tische. —

Endlich erhob sich der gesenkte Kopf des greisen Asketen. Die lange, sonst immer gebückte Gestalt richtete sich auf und blieb vor mir stehen. Dann redete er mich also an:

„Justus! Ich habe während früherer Tage, da du in diesem Hause weiltest, mit Freuden wahrgenommen, daß du in deiner Denk- und Redeweise als würdiger Sohn deines seligen Vaters den Jünger des Herrn zu erkennen gabst. Ich zweifelte niemals an deinem offenen Sinn und deiner Aufrichtigkeit — tausendmal habe ich auf den Knien zum Herrn gebetet, daß er dich während deines gefährlichen Ganges mitten durch die Anfechtungen der Welt an seiner Hand leite, auf daß du sein Jünger bleibest. Du hast dich vorzeiten ohne Rückhalt zur Lehre unseres Erlösers bekannt — ich betrachtete dich als Bruder und Freund."

Hier hielt er inne. Es folgte wieder eine seufzerdurchwirkte Pause; dann schlug er einen tieferen Ton an. Die Worte folgten in abgerissenen Sätzen, und zwar:

„Justus! Es ist mir nicht entgangen, daß eine Sinnesänderung bei dir eingetreten ist. Aus Tischgesprächen während deines letzten Besuchs mußte ich mit Bedauern wahrnehmen, daß du — dein Herz von der Weisheit Gottes ab- und dem Geist der Welt zugewandt hast. Du sprichst mit Begeisterung von jenen Dingen, die weder Gott noch seinem Sohne gefallen können. Deine Liebe zum Wort vom Kreuz ist erkaltet — mit Entsetzen habe ich das erkannt und für das Heil deiner Seele gebetet. — Nun aber bin ich kraft der Gnade des Allgütigen Verkündiger des beseligenden Evangeliums, Lehrer dieser kleinen Gemeinde von Auserwählten Gottes, und als solcher verantwortlich für diese alle, die an den Einen Namen und an das Eine Heil in Christo glauben. Es kann mir daher nicht gleichgültig sein, ob du von Gott und seinem Sohne abgefallen bist oder nicht. Ich habe darüber zu wachen, daß ihrer keines verloren gehe, und darum frage ich dich:

„Justus! Im Namen des dreieinigen Gottes stehe Rede und gib Antwort: Glaubst du, daß Jesus Christus der eingeborene Sohn des lebendigen Gottes ist, gezeugt durch den heiligen Geist, vom Vater in die Welt gesandt, um uns sündige Menschen zu erlösen, durch sein Blut mit dem Vater zu versöhnen? Justus! Glaubst du, daß Jesus Christus, der Sohn des Allerhöchsten, speziell für dich, für deine Sünden am Kreuze geblutet und dich mit dem Vater versöhnt hat? Justus! Im Namen des dreieinigen Gottes: Glaubst du, daß Jesus Christus für dich gestorben, daß er mit lebendigem Leibe am dritten Tage von den Toten auferstanden ist; glaubst du, daß unser Erlöser mit lebendigem Leibe zum Himmel gefahren ist und sitzet zur Rechten des Vaters, an dessen Throne wir am Tage des Gerichtes stehen werden? — —

„Im Namen des dreieinigen Gottes antworte auf diese Fragen!“ —

Ich stand vor der Inquisition, das war klar. Da mußte Antwort gegeben werden, und ich gab sie auch in unzweideutiger Weise. Auf eine offene Frage gehört auch eine offene Antwort, selbst wenn sie den „dreieinigen Gott“ angeht.

Die Wichtigkeit dieses entscheidenden Augenblicks hieß mich von meinem Platze aufspringen. In kurzen, trockenen Worten setzte ich dem Hofprediger auseinander, daß ich notwendig seine Fragen erweitern müsse, indem nach seiner und aller Gläubigen Meinung das Dogma vom Erlösertod Christi fest wurzle in dem mosaischen Schöpfungsbericht und der Lehre vom Sündenfall. Folgerichtig handle es sich also in erster Linie um die Frage, ob ich den Mythos des hebräischen Geschichtschreibers mit Vernunft und Wissenschaft in Einklang gebracht erachte. Diese erste Frage müsse ich heute entschieden verneinen. Die exakte Forschung habe zur Evidenz dargetan, daß das Alter des Menschengeschlechtes um viele Jahrtausende vor den mosaischen Adam zurückweise. Und sämtliche biologische Disziplinen seien heute

vereint zu dem Schlusse gekommen, daß der Mensch seinen Ursprung in der Tiefe einer niedrigeren Klasse von Lebewesen zu suchen habe. Von einem ersten Menschen im Sinne der Bibel könne fürderhin keine Rede sein. Demnach falle der Schöpfungsbericht des Hebräers in die Kategorie der Sagen, die mit der Wissenschaft nichts zu tun haben. In der Beantwortung dieser Vorfrage erachte ich demnach auch die Anworten der von ihm, dem Hofprediger, selbst gestellten Fragen eingeschlossen.

Ich wollte ihn jedoch keineswegs im unklaren lassen und fuhr fort:

Es gab keinen vollkommenen, sündenreinen ersten Menschen, den wir im Sinne der Bibel Adam nennen dürften. Die Wissenschaft kennt keinen Sündenfall als denjenigen, welchen wir im Rückschlag zur Tierheit erkennen müssen. Wir kennen keine Entartung des Menschengeschlechtes, welche durch einen Opfertod des einzelnen gut gemacht werden kann. Im Gegenteil wissen wir heute, daß sich das Menschengeschlecht aus tierischen Anfängen langsam entwickelt und aus der Bestialität heraufgearbeitet hat auf die heutige Stufe der Humanität. Von einer „Erbsünde" im Sinne der Hebräer und der Apostel des Christentums kann schlechterdings keine Rede mehr sein. Vernunft und Wissenschaft kennen keine andere Menschwerdung, als wie sie in der Natur vorgezeigt wird. Jesus von Nazareth — sein historisches Dasein soll unangefochten bleiben — war ein erleuchteter Weiser, ein edler Lehrer der Menschheit, der seine durch die Evangelisten getrübte Lehre der Humanität mit dem Leben bezahlte. Auferstehung und Himmelfahrt sind absolute Unmöglichkeiten. Die Lehre vom dreieinigen Gott ist ein Glaubensartikel, dem die Wissenschaft nur noch historischen Wert zuerkennt. Über das höchste Wesen, das unsere Vorfahren „Gott" nannten, weiß die Wissenschaft ebensowenig Aufschluß zu geben, als wir imstande sind, den Begriff des Unendlichen in Raum und Zeit zu erfassen. Die Annahme eines in

und außer der sichtbaren Welt regierenden Wesens kann durch keine Erfahrung bewiesen werden. Der Forscher, welcher es nur mit Tatsachen zu tun hat, kann sich dieser Annahme entschlagen, ohne imstande zu sein, die Existenz eines solchen Wesens mit wissenschaftlichen Beweismaterialien absolut in Abrede zu stellen. Wenn ein höchstes Wesen als Urgrund aller Dinge existiert, so ist es keinesfalls ein mit menschlichen Fehlern und Tugenden ausgestattetes, kein anthropoides Wesen im Sinne der hebräischen und apostolischen Überlieferungen. — — —

Mit großen Augen blickte der Mann Gottes auf mich hernieder, als ich schloß:

„Hier haben Sie meine jetzige Überzeugung — ich habe nie geheuchelt und werde niemals gegen meine Überzeugung reden. Die Konsequenzen des Glaubens verlangen nach Ihrer Überzeugung die völlige Gefangengabe der Vernunft. Die Konsequenzen der Wissenschaft proklamieren die Freiheit der Vernunft und die völlige Emanzipation vom religiösen Dogma."

Es gab keinen längeren Disput, wie man hätte voraussetzen können. Der Hofprediger schauderte über den gründlichen Abfall dessen, den er vor ein paar Jahren noch Bruder genannt hatte.

Mit wenigen, von zahlreichen Seufzern unterbrochenen Worten wies er auf den Abgrund hin, in welchen ich, verleitet durch die Weisheit dieser Welt, gestürzt sei. — Er gab schließlich der ernsten Mahnung Ausdruck, zurückzukehren zu jener Weisheit, deren Anfang die Furcht des Herrn sei.

Ich sah ihn jenen Abend, auch am folgenden Morgen nicht wieder. Er erschien nicht beim Nachtessen, auch nicht beim Frühstück.

Es war kein Zweifel, hätte man erst 1572 anstatt 1872 gezählt: ich wäre auf den Scheiterhaufen gewandert. Allein der Inquisitor des neunzehnten Jahrhunderts mußte sich

mit dem einfachen Dekret der Verbannung und Achtung begnügen, was unser Hofprediger in der Tat auch anstrebte.

Wirklich brachte er es fertig.

Am folgenden Tage glaubte ich meinen Inquisitor abgereist und freute mich harmlos der Unterhaltung mit meinen Gastgebern.

Am dritten Tage aber spürte ich die Wirkung der priesterlichen Tätigkeit.

Der Älteste des Hauses eröffnete mir nach dem Mittagstisch, daß die Gläubigen ihrer christlichen Gemeinde Ärgernis daran nähmen, daß ein Abtrünniger mit ihm und den Seinigen zu Tische sitze, daß also in dieser christlichen Gemeinde, zu welcher seine Vorfahren und die heutige Generation in Treuen gehalten, Streit auszubrechen drohe, daß bereits die Ältesten der Gemeinde Rats gepflogen, was man in meiner Angelegenheit zu tun habe, daß der Hofprediger mit den heiligen Apostelbriefen hervorgetreten und nachgewiesen habe, es sei den Gläubigen nicht gestattet, mit Ungläubigen oder Abtrünnigen irgendwelche Gemeinschaft zu pflegen. Der Sprecher unterließ nicht, mich aufrichtig zu versichern, daß weder er selbst noch seine Angehörigen je daran gedacht hätten, aus unserer Glaubensdifferenz einen Trennungsgrund zu machen. Im Gegenteil sei er selbst der Meinung, daß man die Schwachen im Glauben geduldig zu tragen, anstatt zu verstoßen habe. Da nun aber bereits ein Sturm im Anzuge sei, so wolle er mich davon unterrichten, was in dem Kreise der Gläubigen vorgehe.

Die Sache lag klar. Der Hofprediger hatte sich hinter die anderen Gläubigen gesteckt. Er *mußte* zu seinem angestrebten Ziele gelangen. Daß ich den Frieden einer ganzen Gemeinde nicht stören und meine lieben Gastgeber nicht in weitere Fatalitäten stürzen durfte, das gebot mir die Pietät.

Und so zog ich von dannen.

Am gleichen Tage konnte dies nicht mehr geschehen; ich konnte frühestens am folgenden Morgen weggehen. Meine christlichen Freunde hofften, daß auch in Zukunft unser Freundschaftsverhältnis dasselbe bleiben würde — trotz alledem. Diese Hoffnung konnte ich nicht teilen.

Wir disputierten bis tief in die Nacht hinein. Um Mitternacht sagte ich Lebewohl, da ich nach kurzem Schlafe vor Tagesanbruch mein Bündel schnüren und die Stätte verlassen wollte.

Das Morgenrot schimmerte im Osten über die waldbedeckten Hügel herüber auf den kleinen See, als ich die Haustür schloß, welche mir seit so manchem Jahre offen gestanden. Dort war's, wo der Student fünf Jahre früher zum letztenmal von seiner Auserwählten Abschied genommen.

Der Weg führte am Friedhof mit seiner kleinen Schloßkapelle vorbei.

Es tut weh, in gleicher Stunde von lebenden und von toten Freunden zu scheiden.

Eine tiefe Kluft hatte sich zwischen den „Kindern Gottes“ und dem „Kind der Welt“ aufgetan. Das erkannte ich, als ich drüben am Marmorstein zum letztenmal in goldener Schrift die Worte las: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“

Die Toten stehen nicht wieder auf. Und die Lebenden hatten mich verstoßen.

Ich wußte, daß unsere geistigen Beziehungen für alle Zeiten unvereinbar bleiben würden.

Die Sonne stieg über die Berge und warf den ersten Frühschein ins Dörfchen. Die blanken Fensterscheiben der Hütten und der Herrschaftshäuser glitzerten in blendendem Licht, als ich zum letztenmal vom Hügel, über welchen mich der Weg hinausführte in die Fremde, hinunter schaute zum kleinen See, hinüber zu den waldumkränzten Wiesen und zu der freundlichen Gruppe menschlicher Wohnungen. Wieder

klang es aus meiner Seele, was ich tausendmal aus wonnigem Kindermund habe singen gehört:

Dir, mein stilles Tal,
Gruß zum letztenmal!

Ich wandte mich und ging.

Erst in der alten Universitätsstadt kehrte allmählich die Klarheit des Geistes wieder. Das Tagebuch hat davon Notiz genommen, auch davon, daß der Verbannte und Geächtete sich aufraffte und im nächsten Semester vor überfülltem Auditorium die Konsequenzen der neuen Weltanschauung unerschrocken und ohne jeden Rückhalt der akademischen Jugend bloßlegte.

Aber die Katastrophe vom August 1872 mußte auf lange Jahre hinaus die schmerzhaftesten Erinnerungen zurücklassen. Was ist natürlicher, als daß durch solche Lebensfälle eine gewisse Bitterkeit in die Seele des Menschen einzieht?

* * *

So weit die Erzählung meines Freundes.

Ich traf denselben nach 32 weiteren Jahren — also nach einem Menschenalter wieder, und wir beide kamen in stiller Stunde abermals auf sein Jugenderlebnis zurück. Mit glänzenden Augen ergänzte er seinen Bericht wie folgt:

Aus einem wankenden, unentschiedenen jungen Manne hat das bitterliche Wesen des Hofpredigers damals einen zur Nüchternheit und zum Wagemut aufwachenden Kämpfer der wissenschaftlichen Erkenntnis gemacht. An Stelle der verlorenen lieben Freunde traten gute Bücher aller Zeiten und Völker. Marc Aurels Meditationen waren lange Zeit sein Brevier. Und aus dem grausen Kampfe um die neue Weltanschauung in der Entwicklungstheorie erwuchs ihm das neue Evangelium der mählich aufsteigenden Vervollkommnung des Niedrigeren zum Höheren, die Frohbotschaft nimmer ruhender Vorwärtsbewegung an allen Enden. In

diesem Gedanken fand seine Seele Kraft zumAusharren, Mut zum Schaffen, Friede und Ruhe in Stunden der Müdigkeit. — Er hatte nicht verloren, sondern gewonnen. Allmählich fand sich auch jenes psychische Gleichgewicht, das uns befähigt, die Menschen und die Geschehnisse gerecht zu beurteilen und jeden Weltbürger — selbst wenn's ein Hofprediger wäre — nach seinem guten Willen und seinem besten Wissen abzuschätzen.

Erst nach langen Jahren sah mein Freund seine Freunde wieder, und auf beiden Seiten gewann das Rein-Menschliche die Oberhand über die Differenzen in Ansehung religiöser Dinge: hier Toleranz, dort nicht weniger Duldsamkeit! So wird es eines Tages sein an allen Enden auf unserem Planeten. Dann wird „das Reich Gottes“ auf Erden sein: „Gott“ aber ist die Wahrheit, und die Wahrheit ist „Gott“.

Wie schön es dann sein wird!

Friede auf Erden!

Mitten im Kampf.

(1877.)

Virchow — der vielgefeierte Begründer der Cellular-Pathologie — einst der geistige Führer der Fortschrittspartei — als Handlanger der Reaktion! — Jawohl — er hat uns Jüngeren viele Überraschungen bereitet und mit schlecht begründeten Ausfällen auf die Abstammungslehre und ihre Verteidiger kraft seiner Autorität den Feinden aller wissenschaftlichen Erkenntnis besser in die Hände gearbeitet, als es Pio nono mit seinem Syllabus vermocht hat.

Dafür wurde ihm ja auch noch bei Lebzeiten der Dank der Kleriker: in römisch-katholischen Katechismen für den Religionsunterricht prangt sein Name als derjenige eines ersten Gewährsmannes für die Weisheit der Kirchenlehren. Und das ist der beste, der wohlverdiente Dank!! Dagegen läßt sich nur sagen, daß er trotz alledem ein Gegner alles Wunderschwindels gewesen ist und sogar eine kühne Verneinung der Existenz blutschwitzender Jungfrauen publiziert hat. Auf der berühmten 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, welche im September 1877 in München stattfand, hielt Virchow in der dritten allgemeinen Sitzung (22. September) vor zirka 2000 anwesenden Ärzten und Naturforschern eine bedeutsame Rede über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat", die im wesentlichen gegen die Popularisierung der Abstammungslehre gerichtet war und es mitverschuldet hat, daß die Wahrheit festgefügter wissenschaftlicher Erkenntnis mindestens um ein paar Jahrzehnte länger den Volksschulen vorenthalten blieb. Dessen mag sich die Volksschule eines Tages erinnern, wenn sie dort angelangt sein wird, wohin sie — trotz Virchow

und trotz aller Reaktion — naturnotwendig gelangen muß: auf jene Entwicklungsstufe, da Märchen nicht mehr als Wahrheit gelehrt werden müssen.

Kurz nach jener Münchener Naturforscherversammlung schrieb ich im Oktober 1877, also vor reichlich einem Vierteljahrhundert, nachstehendes Stimmungsbild, publiziert im 3. Band von „Die Neue Welt“, Leipzig 1877/78:

Die Reaktion auf der Münchener Naturforscherversammlung und die Abstammungslehre in der Volksschule.

Nachdem die Werktage der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte mit den drei allgemeinen und den zahlreichen Sektionssitzungen, welche insgesamt eine Fülle geistiger Arbeit repräsentieren, an uns vorübergezogen sind, mag es am Platze sein, die Frage nach der Signatur dieser Jubiläumsversammlung aufzuwerfen und zu beantworten. Die gesamte Naturwissenschaft ist in wenigen Jahrzehnten zur ersten, zur mächtigsten und treibendsten Kraft im Kulturleben unseres Jahrhunderts geworden. Darum die große Teilnahme, daher das eminente Interesse, mit welchem die Gebildeten aller Stände den Verhandlungen der versammelten Naturforscher folgen.

Die Entwicklungsgeschichte der Naturforschung selbst zeigt uns nicht minder als die Kulturgeschichte verschiedene Perioden. Jede Periode besitzt ihren eigentümlichen Charakter: seit dem Jahre 1859 leben wir im Zeitalter des Darwinismus. Die Ausbreitung der Abstammungslehre und ihre fruchtbringende Anwendung auf die sämtlichen Disziplinen der Biologie — das ist die Signatur der letzten zwei Jahrzehnte in der Geschichte der Naturforschung.

Für die Fernerstehenden und Uneingeweihten mag die Vermutung nahe liegen, daß sich in den Verhandlungen der Naturforscherversammlungen, die alljährlich wiederkehren,

die Pulsschläge der Wissenschaft am unzweideutigsten und untrüglichsten zu erkennen geben. Dies trifft für die Sektionssitzungen, wo die einzelne Disziplin ihre Vertreter um sich sammelt, zum größten Teile zu, allein für die allgemeinen Sitzungen, wo sich sämtliche Naturforscher zur Anhörung einiger Vorträge zusammenfinden, meist nur zum kleinsten Teile oder gar nicht.

Abstammungslehre, Darwinismus und Häckelismus sind bis jetzt Verhandlungsgegenstände der allgemeinen, nicht der Sektionssitzungen gewesen. Allein in diesen Generalversammlungen — den allgemeinen Sitzungen — gibt es keine Diskussion, keine Debatte. Die Redner sprechen da mit dem Bewußtsein, daß sich am Ende der „Predigt“ niemand erheben und Einwände gegen allfällige Irrtümer oder irrige Auffassungen oder Unwahrheiten dieser oder jener Art machen kann. Der Zuhörer ist dazu verdammt, in den allgemeinen Sitzungen der Naturforscherversammlungen alles mögliche stillschweigend hinnehmen zu müssen. Er muß unter Umständen ansehen, wie notorische Unwahrheiten, wenn sie pikant oder geistreich vorgetragen werden, von Laien und Irregeführten als unumstößliche Wahrheiten hingenommen und mit lautem Beifall beklatscht werden. Es versteht sich von selbst, daß die Wissenschaft und die Wahrheit hierbei sehr oft schlecht wegkommen. — Die Naturforscher haben schon lange gegen das autoritäre Kanzelwort in Kirchen und Schulen den Sturmlauf begonnen; sie haben die heilige Scheu vor jeder Autorität abgelegt und sind dabei auf ihren Spezialgebieten ganz munter und sehr gedeihlich vom Fleck gekommen, das heißt zu ungeahnten Fortschritten gelangt. Warum dürfen aber heute noch in den allgemeinen Sitzungen der Naturforscherversammlung keine Diskussionen stattfinden? Warum soll dort keine Debatte zulässig sein, nachdem man derselben doch in den Sektionssitzungen zum Rechte verhalf?

Wie fruchtbringend müßte das sein, wenn zum Beispiel heute die hervorragendsten Vertreter der Darwinianer und

der Antidarwinianer angesichts der Fachleute sämtlicher Disziplinen der Biologie in einer allgemeinen Sitzung vor allem Volk ihre Streitfragen zur Diskussion bringen könnten! Die Erfahrungen in den Sektionssitzungen haben gezeigt, daß die Diskussion über einen vorgetragenen Gegenstand oft, sehr oft fruchtbringender und anregender ist als der mit vieler Mühe und Sorgfalt vorbereitete Vortrag selbst, an welchen sich die Diskussion unmittelbar anknüpft. Das gleiche dürfte von den Vorträgen und den noch anzustrebenden Diskussionen in den allgemeinen Sitzungen erwartet werden. Wir sollten auch in diesen letzteren nicht die Rolle des stummen Kirchenbesuchers spielen müssen.

Die drei allgemeinen Sitzungen während der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte brachten sehr gehaltvolle Vorträge. Von ganz eminenter Bedeutung, weil sie die höchsten aller Fragen berührten, waren die Vorträge von Ernst Häckel über „die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft", von Karl Nägeli über „die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis" und von Geheimrat Rudolf Virchow über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat".

Häckels Vortrag, welcher in der ersten allgemeinen Sitzung (18. September 1877) stattfand, brachte für den, der mit seinen Arbeiten bekannt ist, nichts wesentlich Neues; selbst die Auseinandersetzung über die Entwicklungs- (oder Abstammungs-)Lehre und ihre Stellung zur Ethik bewegte sich für den Darwinianer in bekannten Argumenten; auch das Postulat, daß die Entwicklungslehre von der Hochschule herab- und auszufließen habe in die Volksschule, wurde schon vor Jahren von einem Züricher Dozenten des Darwinismus in Wort und Schrift aufgestellt.* Aber für die

---

* Vergl. Dodel, Die neuere Schöpfungsgeschichte nach dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus, 1875. Dieses Buch enthält Dodels

vielen Freunde der neueren Welt- und Naturanschauung, welche kaum alle diesbezüglichen Schriften und Bücher kennen dürften, war es ein Hochgenuß, den radikalen jungen Kämpen von Jena zu hören, wie er die Quintessenz der modernen Naturwissenschaft und seiner eigenen Theorie in kurzer, packender Rede zusammenfaßte.

Nägelis Rede über „die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis“ ist eine Erweiterung und bedeutsame Korrektur der Du Bois-Reymondschen Rede über „die Grenzen des Naturerkennens“. Nägeli ist ein eminenter Empiriker und ein Kritiker par excellence. Seine Methode des Forschens ist mustergültig, seine Rede klar und ihre Logik unantastbar. Die jüngeren Forscher unserer Zeit dürfen sich beglückwünschen, wenn der greise Philosoph und Physiologe, trotz seiner reservierten Haltung gegenüber der exklusiven darwinistischen Richtung einer jüngeren Schule, am Ende seiner Rede über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu dem Satze gelangt: „Wir wissen und wir werden wissen.“ Das klingt doch nicht im entferntesten so entmutigend, so reaktionär, wie das vielgepriesene, vielzitierte Schlußwort zu Du Bois-Reymonds Vortrag: „Ignoramus et ignorabimus“.

Häckel hat eine neue Naturphilosophie gegründet. Er liebt es, bisweilen das Gebiet der empirischen Forschung zu verlassen und seine Phantasie in die luftigen Räume reinphilosophischer Kontemplationen und Spekulationen — sozusagen von der mühsamen empirischen Forschung weg in die Ferien spazieren zu führen. Was er dann in solchen Vakanzen herausphilosophiert, das legt er nicht in sein Schreibpult, sondern unterbreitet es der Öffentlichkeit, ohne doch

---

erste Vorlesungen über Darwinismus, die er anfangs der siebziger Jahre an der Züricher Universität gehalten hat. These 34, S. 504, prophezeit die Umwälzung auch des Volksschulunterrichtes.

wohl darauf Anspruch zu erheben, daß er hierbei unumstößliche, absolute Wahrheiten verkünde und ihm deshalb unbedingt geglaubt werden müsse. Ja, manche „Exakte“ behaupten sogar, daß ihm bisweilen selbst bei empirischen Forschungen die Phantasie durchbrenne, und da klopfen sie ihm bald sanft, bald derb auf die Finger, ganz so, wie sie meinen, daß er es verdient habe. An solchen sanften „Drückern“ fehlte es auch in den ersten zwei allgemeinen Sitzungen der 50. Naturforscherversammlung nicht. Sie werden nicht ohne etwelchen Nutzen sein, sobald sie maßvoll und begründet, sobald sie am rechten Orte und zur rechten Zeit appliziert werden. Es kann niemals schaden, wenn man uns Jüngeren sagt: „Hütet euch vor der Verführerin Phantasie, wenn ihr als „Exakte“ denkt und redet und schreibt!“ — Das ist ein wohlmeinender, beherzigenswerter Rat, den wir den Älteren hiermit bestens verdanken.

Allein das heißt noch keineswegs zum Rückzug blasen, das heißt noch keineswegs einer Reaktion, einer verhängnisvollen Reaktion rufen, wie das Virchow in der dritten allgemeinen Sitzung getan hat, als er über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben“ sprach. Wir haben von seiner Rede vieles erwartet, ja sogar einen kleinen Abstecher auf die Dühringaffäre an der Berliner Universität, natürlich ohne Hoffnung auf Trost für den Gemaßregelten; allein Virchow hat uns **Unerwartetes** gebracht: einen „Drücker“, der uns das Blut unter den Fingernägeln vorpreßt und einen Schrei des Schmerzes über die Lippen drängt. **„Virchow unter den Reaktionären!“** Das ist die Signatur der dritten allgemeinen Sitzung unserer fünfzigsten Naturforscherversammlung. Darüber läßt sich nachdenken. Wir haben diese Angelegenheit auseinanderzusetzen.

Virchow erinnert gleich im Anfang seiner Rede an die kritische Situation in Frankreich und spricht ernste Befürchtungen aus, die ohne Zweifel von den versammelten deutschen Naturforschern geteilt werden, da wir wissen, wie oft die

wissensfeindliche Kirche durch Vermittlung des Staates der freien Forschung Fesseln anzulegen wußte. Der Syllabus und die Enzyklika sind Kriegserklärungen an die Wissenschaft, und dieselbe Macht, welche hinter ihnen steht, dirigiert gegenwärtig hinter den Kulissen des französischen Staatslebens. Wenn aber Frankreich leidet, so bleibt dies nicht ohne Rückschlag auf die Nachbarländer. Redner preist uns, die wir in Deutschland, ja in einer vorwiegend katholischen Stadt hier tagen, glücklich, dieses Maß freier Forschung und freien Redens zu haben, dieses Maß, welches nichts weiter mehr zu wünschen übrig läßt. — Wir anerkennen dankbar, daß sich die Wissenschaft in Deutschland, Österreich, der Schweiz und in anderen Nachbarländern Germaniens während 50 Jahren ihre volle Freiheit erobert hat. Wir Jüngeren hören mit Staunen, daß der Vater unserer Wanderversammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte, Oken, vor einem halben Jahrhundert das neugeborene Kind geheimhalten mußte, und daß die Taufpaten der damals noch kleinen Gesellschaft, die heute ihre Mitglieder nach Tausenden zählt, nicht einmal offen genannt werden durften. Oken selbst starb bekanntlich im Exil, ein Märtyrer der Wissenschaft, ein Blutzeuge für die wissenschaftlich-freiheitliche Entwicklung der ersten Hälfte unseres neunzehnten Jahrhunderts. Heute tagen die radikalsten Denker und Forscher in der Hauptstadt eines römisch-katholischen Landes, in welchem der Ultramontanismus noch kühn und hoffnungsvoll seine Kräfte mit denjenigen der Aufklärer mißt. Man spricht frei und rückhaltlos in öffentlichen Versammlungen über die schwierigsten und wichtigsten Fragen des Lebens und Sterbens, des Wissens und Glaubens, der Wahrheit und des Irrtums.

Auch wir halten es mit Virchow für ersprießlich, wenn die Naturforscher jederzeit daran denken, daß sie diese Freiheit wieder einbüßen können, daß wir im gegenwärtigen Besitz dieser Freiheit durchaus keine Gewähr für alle Zukunft erkennen dürfen, daß wir vielmehr darauf zu achten

haben, durch weisen Gebrauch jener Freiheit uns ihrer jederzeit würdig zu erweisen. Wir anerkennen, daß der Mahnruf zur Mäßigung und zum Verzichtleisten auf persönliche Liebhabereien nicht ganz unbegründet ist; denn die Reaktion spukt ja an allen Enden.* Wir anerkennen ferner an Virchows Rede den Hinweis auf die Volksstimmung, das demokratische Zugeständnis, wonach jede Art von freiheitlicher Bewegungsfähigkeit ihren Untergrund in der Volksstimmung zu finden habe. Wir anerkennen mit Virchow, daß es die Aufgabe der Naturforscher ist, dafür zu sorgen, diesen Resonanzboden im Volke nicht durch allerlei Willkürlichkeiten zu verlieren. Wir wissen auch, daß man die günstige Volksstimmung mit Bezug auf die Annahme der Ergebnisse unserer modernen Naturwissenschaft sehr leicht verscherzen kann und daß diese Gefahr allsogleich zur Hand ist, sobald man in festen, fast dogmatisch zu nennenden Sätzen ungelöste Probleme und unbewiesene Vermutungen (Hypothesen) als Gewißheiten hinstellt und von diesen verlangt, daß sie dem allgemeinen Unterrichtsstoff der Volksschule einverleibt werden müssen.

Bis zu diesem Punkte werden wir alle mit Virchow einig gehen, und keine Frage erscheint uns in dieser Zeit, da das Volksschulwesen im Begriff steht, tiefgreifende Umgestaltungen zu erfahren, mehr am Platze als diejenige: Welches soll der Hauptinhalt dessen sein, was an neuen Lehren auf den Schulen vorgetragen werden soll? Und was haben die Naturforscher dabei zu verlangen; wie sollen sie sich bei der Lösung dieser Frage verhalten?

Nun kommt Virchow auf das Häckelsche Postulat zu reden, wonach die Abstammungs- und Entwicklungslehre einen

* Seit 1877, da diese Zeilen geschrieben worden, ist die Reaktion noch schöner in die Halme geschossen. Und diese wunderbare Rückwärtsentwicklung verdanken wir nicht etwa der römisch-katholischen Kirche allein, sondern vielmehr der feudalen Orthodoxie in den maßgebenden Kreisen Lutherisch-Germaniens.

integrierenden Bestandteil unseres Unterrichtsstoffes abzugeben habe. Wir haben schon oben bemerkt, daß der mehrjährige Dozent des Darwinismus an den Züricher Hochschulen jenes Postulat schon vor mehreren Jahren aufgestellt hat. (In den Vorlesungen schon anno 1872.) Dort, in Zürich, stieß es nur bei Theologen und Orthodoxen auf Widerspruch, und der diesbezügliche Streit gehört dort heute zu den veralteten Traktanden, die bereits durch die Praxis zu drei Vierteilen erledigt sind. Um so befremdender erscheint die Haltung Virchows zu dieser eminent wichtigen Frage. Das Votum des bejahrten Naturforschers auf der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, am 22. September 1877, volle 18 Jahre, nachdem die Wahrheit der Abstammungslehre ihren unaufhaltsamen Triumphzug durch die ganze zivilisierte Welt angetreten hat, jenes Votum Virchows bleibt uns ein Rätsel.

Virchow warnt davor, die Abstammungslehre in die Volksschule einzuführen.

Warum? — — Das sagt er eigentlich nicht so gerade und offen heraus, obschon er ganz entschieden als Naturforscher von der Wahrheit der Abstammungslehre überzeugt ist. Aber es gilt ja, dem Häckelschen Radikalismus ein Bein zu stellen, und dazu benutzt er jenes Postulat, um daran anknüpfend die naturphilosophischen Ferienausflüge des Jenenser Biologen, die Plastidulenseele und was drum und dran hängt, die Gründergesellschaft von „Kohlenstoff & Cie.“, die Hypothese vom beseelten Plasma in der Pflanzen- und Tierzelle, wie sie gegenwärtig von den konsequentesten Vertretern der materialistischen Forschung angenommen wird, vor allem Volk, vor dem Häuflein konservativer Naturforscher und Ärzte, vor den anwesenden Pfaffen und ultramontanen Zeitungsredakteuren, vor den kirchlich gesinnten und dogmenseligen Frauen lächerlich zu machen. Die Art und Weise, wie Virchow hierbei polemisiert, gibt ihm den Schein des Re-

aktionärs. Er zieht gegen Häckel zu Felde und versetzt — ob absichtlich oder unabsichtlich — dem Darwinismus schlechtweg und der Deszendenztheorie überhaupt unverdiente, unmotivierte Peitschenhiebe. Auch Virchow hat vergessen, daß es ein Frevel an der Wahrheit ist, wenn man die Abstammungslehre schlechtweg mit der Darwinschen Zuchtwahltheorie oder mit dem Häckelismus, oder diesen letzteren mit dem Darwinismus im engeren Sinne identifiziert. Und den Schein dieser unheilvollen Konfusion hat das Virchowsche Votum in keinem geringeren Grade, als wie wenn dieses Votum aus dem Munde eines evangelischen Konsistorialrats geflossen wäre. Es verlohnt sich der Mühe, einen Augenblick bei dieser heillosen Konfusion zu verweilen. Wir haben es schon oft getan, und wenn wir es heute wieder, und wenn wir es in Zukunft abermals tun müssen, so geschieht es — allerdings mit einem Gefühl schmerzlicher Resignation — darum, weil wir nicht müde werden dürfen, dem Irrtum jederzeit in Geduld die Wahrheit entgegenzuhalten.

Herr Virchow sagt mit Recht, daß das Maß des wirklich Sichergestellten, des tatsächlich als unumstößliche Wahrheit durch die Wissenschaft in exaktester Weise Bewiesenen, wenigstens in dem Sinne, daß es unmittelbar als Lehrstoff dem Volksunterricht einverleibt werden könnte, nur ein sehr beschränktes sei.

Und wir fügen hinzu:

Zu dem unumstößlich und durch Tausende von wissenschaftlich festgestellten, untrüglich-wahren Tatsachen Bewiesenen gehören die Grundsätze der Abstammungstheorie schlechtweg.

Man verfolge die wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der beschreibenden Zoologie und Botanik, die in exaktester Weise gewonnenen Resultate der pflanzlichen und tierischen Entwicklungsgeschichte, die nicht minder genauen Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, die Fortschritte in der Entzifferung von Versteinerungen aus allen Weltaltern,

in der Entzifferung jener auf Steine und Felsen eingravierten, von der Natur selbst uns seit Jahrtausenden und Jahrmillionen aufbewahrten, nicht wegleugbaren Dokumente aus der Entwicklungsgeschichte der Pflanzen- und Tierwelt unseres Planeten: man frage die glaubwürdigen Fachmänner unter den Zoologen, Botanikern, Anthropologen, Geologen, Mineralogen und Paläontologen, man frage alle jene so mühsam und mit Selbstverleugnung arbeitenden Forscher, welche sich zur Aufgabe gestellt haben, unsere heute lebenden Pflanzen und Tiere von der Eizelle an bis zur vollen Entwicklung Schritt für Schritt in ihrem Werden und Wachsen zu verfolgen: sie alle werden uns sagen: Die Abstammung des Höheren vom Niedrigen ist unumstößliche Tatsache; die Deszendenz läßt sich schlechterdings nicht mehr leugnen, und jeder weitere Disput über die Frage der Abstammung ist schlechtweg unter Fachmännern unnützem Zeitverlust gleichzusetzen!

In der Tat: Herr Virchow hätte ganz gut wissen können, daß in allen jenen Sektionen von Fachleuten, wo die Zoologie, Botanik und Paläontologie ihre Männer um sich sammeln, von der Frage der Abstammung seit Jahren gar keine Rede mehr ist, weil man die Deszendenztheorie heute — und schon geraume Zeit — in den kompetentesten Kreisen für bewiesen betrachtet. Und der Beweissätze für die Abstammungslehre gibt es weit über tausend mehr als für die Wahrheit des pythagoreischen Lehrsatzes.

Wir haben nicht die Absicht, hier auch nur wenige dieser Beweissätze anzuführen. Glücklicherweise haben die Freunde der Aufklärung und die Feinde der Unwahrheit und des religiösen Märchens dafür gesorgt, daß dem nach Wahrheit uud Licht schmachtenden, dem denkenden und zweifelnden Volke das Mysterium der modernen Naturwissenschaft entschleiert wird. Die Tagespresse hat den Abstammungsgedanken als einen gärungserregenden Sauerteig in alle Schichten des Volkes geworfen, und wahr ist's, was Virchow

sagte: es hat zu allervörderst der Sozialismus mit der Deszendenzlehre Fühlung genommen.

Vielleicht haben wir in dieser Entdeckung Virchows auch den besten Anhaltspunkt zur Erklärung seines rätselhaften Votums. Virchow warnt uns Naturforscher, den Abstammungsgedanken in die Volksschule tragen zu wollen. Es kann ihm doch nicht ernst sein, wenn er meint, es sei ja die Deszendenzlehre noch nicht hinreichend bewiesen. Er ist vollständig von der Wahrheit der Abstammungstheorie überzeugt, obschon ihm noch nicht gelungen ist, an einem vorhistorischen Menschenschädel mehr Affenähnlichkeit zu entdecken als an manchen Schädeln seiner Zeitgenossen. Virchow ist im Grunde der Seele ein Anhänger der Deszendenzlehre und nimmt das gleiche von seinen Kollegen, von den arbeitenden Naturforschern an. Aber wir sollen uns hüten, den Gedanken, den wir selbst nur schüchtern* auszusprechen wagen, allem Volke vorzulegen. — Ist das nicht eine Trompete zum Rückzug? Warum hör' ich so sonderbaren Ton? Die Sozialisten haben mit den Darwinianern Fühlung genommen; sie taten wohl daran; Herrn Virchow schmerzt aber diese Tatsache — und darum stellt er die Deszendenzlehre wieder unter die Glasglocke, in den Schrank der Wissenschaftszünftler uud gibt der Welt sein Votum dahin ab, daß dieses Ding unter der Glasglocke ein Gemisch von Gift und gesunder Nahrung sei. Weil Häckel die Plastidultheorie aufstellte, und weil die Plastidule ebensowenig bewiesen werden kann als ihre Seele, und weil Häckel zufällig ein braver Darwinianer ist, und weil alle Darwinianer Anhänger der

* Warum so schüchtern?! Ist diese Schüchternheit nicht etwa Feigheit, Liebedienerei, Unmännlichkeit!! Und doch war diese Schüchternheit so lange, sehr lange, unfaßbar lange an der Tagesordnung — trotz des Studentenliedes: „Wer die Wahrheit kennt und sagt sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht". (Anmerkung von 1904.)

Abstammungslehre schlechtweg sind — so ist die Theorie der Abstammung auch noch nicht bewiesen. — Sonderbare Logik!

Die Naturwissenschaft unserer Tage sagt, daß die Abstammungslehre bewiesen sei. Das ist kein Zunftgeheimnis mehr: das lesende Volk (vorab der sozialistische Teil des Volkes) hat davon Notiz genommen. Es ist kein bloßes „Glauben" mehr, sondern bei jedem Biologen, der nur einigermaßen die Grundzüge seiner wissenschaftlichen Disziplin zu übersehen vermag, ist die Deszendenz zum Wissen geworden und der Gedanke daran in Fleisch und Blut übergegangen.

Das gleiche kann man noch nicht von der Darwinschen Zuchtwahllehre behaupten. Wenn die Abstammung des Höheren vom Niedrigen, wenn der blutsverwandtschaftliche Zusammenhang zwischen der jetzigen und zwischen der vorweltlichen Pflanzen- und Tierwelt durch tausend und aber tausend Tatsachen bewiesen ist, so ist die Darwinsche Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein erst ein Versuch, das Wie, die Art und Weise des Umwandlungsprozesses (Transmutation), das Wie des Entwickelns vom Niedrigorganisierten zum Höheren zu erklären. Man kann über die Tragweite dieser Zuchtwahllehre und über deren Beweiskraft zweierlei Ansicht sein, ohne indes im einen oder im anderen Falle auch nur einen Augenblick an der Wahrheit der Abstammung zweifeln zu müssen. Die meisten Anhänger der Deszendenzlehre sehen in Darwins Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein ein Postulat des gesunden Menschenverstandes, und sie glauben, daß diese Darwinsche Lehre im engeren Sinne vollständig hinreicht, um alle Tatsachen in der Geschichte unserer Pflanzen- und Tierwelt auf natürliche Weise und allein vernunftgemäß erklären zu können. Das sind die sogenannten „Darwinianer sans phrase". — Aber es gibt auch eine Anzahl ganz hervorragender Naturforscher, welche von der Wahrheit der

Abstammung vollständig überzeugt sind, ohne der Darwinschen Zuchtwahllehre jene hohe Bedeutung beizumessen, die vielmehr der Ansicht sind, daß Darwins Gedanke nicht hinreicht, um alles zu erklären, was er zu erklären wünscht. Hierher gehört zum Beispiel einer der berühmtesten Pflanzenphysiologen unseres Jahrhunderts, Professor Dr. **Karl Nägeli** in München, auf dessen Vortrag an der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte wir in einem folgenden Artikel aufmerksam machen werden. So dürfen wir sagen: alle Biologen unserer Zeit, welche den neueren Forschungen auf dem Gebiete der verschiedenen Disziplinen zu folgen vermochten, sind in dem Gedanken einig — die Darwinsche Zuchtwahllehre mag stehen bleiben oder fallen: die **Abstammungslehre** wird für alle Zukunft bleiben, weil sie bewiesen ist.

Einen beträchtlichen Schritt weiter als Darwin ist Häckel gegangen, welcher einen geistreichen und zum mindesten durch die Anregung sehr nützlich gewordenen Versuch machte, den Darwinschen Gedanken nach oben und unten für die Gesamtbiologie zu erweitern. Er kam dabei — allerdings durch naturphilosophische Spekulationen geleitet — zu dem Gedanken des Monismus, der im Gegensatz zum Dualismus Geist und Materie als Einheit, als untrennbares Ganzes auffaßt, und zwar derart, daß wir Tierseele und Menschengeist nur als Summe von Kraftäußerungen aufzufassen hätten, welche im tierischen Nervenzentrum durch günstige Kombination von Atomen bei ihrer gegenseitigen Bewegung ausgelöst werden. Häckel hat in seiner Kohlenstofftheorie, welche Virchow so sehr lächerlich zu machen meinte, den ersten Versuch zustande gebracht, die in der bisherigen Naturauffassung vermeintlich existierende Schranke zwischen den sogenannten belebten und den leblosen Naturkörpern niederzureißen. Konsequenterweise gelangte er bei diesem naturphilosophischen Exkurs zu der Annahme, daß alle Atome, gleichviel ob sie einem leblosen oder einem belebten Körper

angehören, Empfindungsvermögen besitzen. Die Summe der in einem Plasmamolekül vereinigten Atome besitzt nach Häckel das, was er Plastidulseele nennt. Und diese Plastidulseele Häckels wird nun von Virchow dem Darwinismus, oder dem Abstammungsgedanken schlechtweg, aufs Kerbholz geschrieben. Wo steht denn geschrieben, daß sich alle Darwinianer zur Häckelschen Plastidule bekennen? Woher nimmt sich Virchow die Freiheit, mit dem Schreckbild der Plastidulseele gegen die Ausbreitung des Abstammungsgedankens zu Felde zu ziehen? Wer hat jemals gesagt, daß sich die Anhänger und Apostel der Abstammungstheorie mit der Häckelschen Plastidullehre solidarisch erklären? Gewiß ist dies noch keinem Sterblichen eingefallen — und dennoch polemisiert Virchow so, als ob sämtliche Sünden, oder sagen wir besser: die vermeintlichen Sünden des tapferen jenenser Streiters ins Schuldbuch der Abstammungslehre geschrieben werden müßten. Wir aber sagen, ohne uns von Häckel, den wir hoch verehren und als einen der verdientesten Biologen uud Philosophen unseres Zeitalters betrachten, loszusagen: „Der Häckelsche Monismus, seine Kohlenstofftheorie und die so übel empfangene Plastidulseele — sie mögen stehen bleiben oder fallen: die Wahrheit der Abstammungslehre ist und bleibt für alle Zeiten **bewiesen**, und die moderne Naturwissenschaft hat das Recht, ihre Aufnahme in den Lehrstoff der Volksschule zu **verlangen**.

Wenn Virchow erklärt, daß das, was als vollkommen gesicherte wissenschaftliche Wahrheit betrachtet werden kann, auch in den wissenschaftlichen Schatz der Nation, und zwar durch die Volksschule aufgenommen werden müsse, so gilt dies in allererster Linie von der Abstammungslehre, welche keineswegs identisch ist mit der Darwinschen Zuchtwahltheorie oder dem Häckelschen Monismus.

Wir, die wir an der Markscheide zwischen dem Zeitalter der mosaischen Schöpfungsmythen und demjenigen der natür-

lichen Abstammungslehre stehen, wir dürfen die Volksschule in der kritischen Zeit des Überganges von einer Weltanschauung zur anderen nicht leer ausgehen lassen, nicht dem blinden Zufall, nicht der Willkür zudringlicher Pfaffen oder der Unwissenheit furchtsamer Lehrer preisgeben.

Von allen Fragen, welche die Menschheit von ihrem Kindeszeitalter an bis auf unsere Tage am intensivsten beschäftigen, steht die Frage nach unserem eigenen Ursprung obenan. Dichtung und Sage haben sich zu allen Zeiten dieser wichtigsten aller Fragen bemächtigt. Bald sind Götter vom Himmel gestiegen und sind zu Menschen geworden oder haben Menschen gezeugt; bald hat sich die Erde aufgetan, um den Beherrscher unseres Planeten ans Licht zu fördern; bald hat ein Gott rote Erde oder Lehm zur Menschengestalt geformt und ihm, dem Erdenkloß, die Seele eingehaucht — jedes Volk und jedes Zeitalter hat sich eine Antwort auf die Frage gesucht: woher stammt die lebendige Natur, woher sind wir, die wir mitten drin stehen?

Moses hat eine Antwort hinterlassen, die den Juden und Christen für mehr als dreitausend Jahre Genüge leistete. Aber wir kommen heute mit Mose nicht mehr aus. Sein Wort ist vor dem Richterstuhl der wissenschaftlichen Kritik zum Märchen geworden — und dennoch lebt dieses Märchen noch weiter als „Wahrheit“ in den Lehrbüchern unserer Volksschulen und Staatskirchen.*

Wir sind so undelikat, Herrn Virchow zu fragen, ob er weiterhin dulden will, daß man unseren Schulkindern die Märchen von Mose und den Propheten als Wahrheit auftische? Er weiß so gut wie wir, daß es keinen ersten Menschen, keinen Adam und keine Eva gab; er weiß so gut

---

* Vergl. die beiden Schriften: „Moses oder Darwin?“ Eine Schulfrage von A. Dodel. 9. Aufl. 1904, und „Entweder—Oder!“ Eine Abrechnung von A. Dodel. 2. Aufl. 1902. Beide Schriften im Verlag von J. H. W. Dietz Nachfolger in Stuttgart.

wie wir, daß die Wissenschaft das Alter des Menschengeschlechtes nach Jahrhunderttausenden berechnet, während der mosaische Adam kaum 6000 Jahre hinter uns liegen würde, wenn die Bibel wahr berichtete.

Virchow weiß so gut wie wir, daß es keine erste vollkommene Pflanzen- und Tierwelt, keinen ersten vollkommenen, sündenreinen Menschen gab, sondern daß die organische Welt auf unserem Planeten mit niedrigsten, einfachsten Lebewesen begann, und daß erst im Verlauf von Jahrmillionen, nach und nach höhere Formen aus niedrigen hervorzugehen vermochten. Er weiß so gut wie wir, daß es ein Frevel am Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl, ein Frevel an der empfänglichen Kinderseele ist, wenn heute noch und in Zukunft der Staat es duldet, daß das weiche Gehirn der jungen Generation mit Unwahrheiten gemißhandelt und für späteres gesundes Denken verdorben wird.

Virchow **muß** wollen, daß mit dem mosaischen Märchen in allen Staatsschulen ein für allemal gebrochen wird.

Virchow **muß** wollen, daß alle dogmatisch-religiösen Einflüsse von der Schule ferngehalten werden.

Virchow **muß** wollen, selbst wenn er den Sozialisten in die Hände arbeitete, daß an die Stelle von Unvernunft die Vernunft, an die Stelle von Unwahrheit die Wahrheit, an die Stelle des Schädlichen das Nützliche, an die Stelle der Geistesunfreiheit die Geistesfreiheit gesetzt werde.

Aber Virchow **will** nicht! — — — Warum? Weil es eine Häckelsche Plastidulseelentheorie oder eine Plastidulpsychologie gibt.

Aber, wer in aller Welt behauptet denn, daß mit der Einführung der Abstammungslehre in die Volksschule gleichzeitig die Gesellschaft „Kohlenstoff & Cie.“, und gar Plastidulpsychologie den Schuljungen und Mädchen vorgetragen werde? — Niemand!

Oder will Virchow wirklich wegen der Möglichkeit, daß ein ungeschickter oder taktloser Lehrer einmal während einer

Lehrstunde in „Plastidulseelen" machen könnte, lieber den alten schädlichen Kram von Paradies und Sintflut und Noas Menagerie, von Susanna im Bade und von Jonas im Bauche des großen Meerfisches und all die dogmatisierten Mythen in der Volksschule beibehalten?

Der Pädagoge wird uns fragen, ob denn kein anderer Ausweg denkbar sei, als der des wissenschaftlichen „Glaubens"? In seiner teilweise begründeten Angst wird derselbe Pädagoge vielleicht gar auf den Gedanken verfallen, von Schöpfungsgeschichte im einen oder im anderen Sinne gar nichts in die Schule zu bringen. Das wäre allerdings sehr vorsichtig und möchte demjenigen am klügsten erscheinen, welcher von religiösen Dogmen ebensowenig, als vom Häckelismus befangen ist. Allein dieser Vorsichtige würde in diesem Falle die Rechnung ohne den Wirt machen.

Ganz ebenso, wie jedes Volk in seiner Jugendzeit sich nach dem Ursprung der Dinge umsah und bei seinen Priestern und Dichtern oder bei seinen Ältesten oder Gesetzgebern eine Antwort holte, ganz ebenso wißbegierig, fragend, grübelnd und träumend verhält sich das Kind in unserer Volksschule. Niemand mehr, als aufmerksame Eltern und erfahrene Volkslehrer, weiß von der Unmöglichkeit einer Praxis zu erzählen, derzufolge dem Schuljungen eine das kindliche Gemüt befriedigende Antwort auf die Frage „woher die belebte Natur?" vorzuenthalten wäre. Es hieße den Born der jugendlichen Phantasie in Fesseln schlagen wollen, wenn man jene Fragen verbieten oder durchaus unbeantwortet lassen wollte.

Diese oder jene Schöpfungsgeschichte wird also nolens volens in der Volksschule gelehrt werden **müssen**. Nun gibt es allerdings keine andere Alternative als die: Entweder Moses und die Propheten — oder aber Abstammungslehre!

Die ersteren kann kein ehrlicher Mensch mehr mit Ernst dulden wollen, wenn er über den gegenwärtigen Stand der

wissenschaftlichen Wahrheiten instruiert ist. Es bleibt somit nur die Deszendenzlehre.

Wenn diese aber, wie wir gezeigt haben, unbedingt in den Lehrstoff der Volksschule aufgenommen werden **muß**, so gehen wir doch mit Virchow darin einig, wenn er sagt, daß es nicht Sache der Pädagogen sei (wie Häckel meint), zu entscheiden, in welcher Reihenfolge, in welchem Maße und in welcher Form dies in unseren Schulen zu geschehen habe. Auch wir sind der Ansicht, daß man mit großer Vorsicht diesen neuen Lehrstoff in der Volksschule zu behandeln, namentlich alles Problematische aus der Abstammungslehre für jene Unterrichtsstufe fernzuhalten und nur das durch Paläontologie und Geologie Bewiesene, sowie das Unzweifelhafteste aus der biologischen Entwicklungsgeschichte und der Systematik in den neuen Schöpfungsbericht aufzunehmen habe.

Die Bearbeitung eines derartigen Ersatzes für die mosaische Schöpfungsgeschichte müßte einem Kongreß anerkannter, gewissenhafter Fachmänner übertragen werden, welche mit den wissenschaftlichen Disziplinen der lebenden und der vorhistorischen Schöpfung in intimster Wechselbeziehung stehen. Daß es zugleich bewährte Pädagogen sein müßten, welche das Wieviel und das Wie der zu bietenden Materie mit Takt zu bestimmen hätten, das braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Uns genügt es, an dieser Stelle die Notwendigkeit der Einführung unserer von der exakten Forschung tausendfach bewiesenen Abstammungslehre in die Volksschule — entgegen dem Virchowschen Votum — dargelegt zu haben.

Und wenn die Reaktion abermals an tausend Enden ihr drohend Medusenhaupt erhebt; wenn Ältere beginnen, verzagt zu werden; wenn Jüngere auf den reaktionären Ruf zur Umkehr hören; wenn die Konservativsten über ein Virchowsches Votum sich schmunzelnd die Hände drücken und die Pfafferei der Gegenwart vergnügt und siegesbewußt die

Weihrauchkessel schwingt und der Aufklärung höhnend die Nase dreht, so haben wir die tröstliche Wahrheit als Ersatz:

„Trotz des Abschwurs, den Galileo Galilei der Inquisition leistete, hat sich Mutter Erde die Freiheit ihrer Bewegung bewahrt und ist sie — den Schuljungen zur Freude — auf ihrer Bahn verblieben. Moses und die Propheten stehen nicht wieder auf; aber die Abstammungslehre wird ihren Einzug in die Volksschule halten!"

Nachwort von 1904 zu 'Mitten im Kampf', 1877.

Rudolf Virchow ist seit zwei Jahren tot.

Der gefeierte Forscher und nicht minder gefeierte Parlamentarier überlebte den alten Weisen von Down, Charles Darwin, um volle zwanzig Jahre, und als Virchow starb, da feierte ihn die Tagespresse als der Größten einer, die im Tempel der Wissenschaft gearbeitet haben.

Er hat tatsächlich Großes geleistet — niemand wird das bestreiten; denn er ist der Begründer der Cellularpathologie, jener Wissenschaft, welche die Krankheit des lebenden Organismus zurückführt auf die Erkrankung oder das Absterben der einzelnen Zellen, aus denen unser Leib und jedes höhere Lebewesen sich aufbaut. Auf diesem seinem Spezialgebiet biologischer Forschung hat er sich unsterbliche Verdienste erworben, und er ist — schon bei seinen Lebzeiten — dafür auch gebührend verehrt und gefeiert worden. Lange Jahrzehnte wandelte er unter Palmen des Ruhmes — neidlos vergöttert . . . und verhätschelt.

Hier liegt wohl die Ursache seines Verhaltens gegenüber der Abstammungslehre von Darwin und Häckel. Auch Virchow sollte nicht ungestraft unter Palmen wandeln. Feierte er als einstiger Führer der Fortschrittspartei auch im Parlament große Triumphe, so mußte er dennoch miterleben, daß diese — einst vielversprechende Fortschrittspartei im Parla-

ment Stufe um Stufe herniedergedrängt wurde bis zum Niveau einer als quantité négligeable zu behandelnden Minoritätenfraktion.

Es ist hier nicht der Ort, Virchows politische Verdienste und seine dortigen Fehlgriffe, sein Tun und sein Lassen auf der Arena des politischen Parteihaders im einzelnen zu betrachten: es soll nur darauf hingewiesen werden, daß er bittere Erfahrungen erlebte, wie sie selten einem Manne von seiner Bedeutung beschieden sind.

Als Forscher wandte er sich gelegentlich auch anderen Disziplinen zu, die ziemlich abseits von der pathologischen Anatomie liegen. So ward Virchow auch Dilettant auf dem Gebiet der Anthropologie und Prähistorie. Die Geschichte des Neandertal-Schädels berichtet uns, daß Virchow auch auf dem Gebiet der prähistorischen Forschung sich keine Lorbeeren geholt hat. Es gibt wohl mehr als einen unter den bedeutenderen Anthropologen und Prähistorikern der Gegenwart, der die Frage nach den Verdiensten Virchows auf diesem Gebiet der Forschung rundweg verneinen würde. Und dennoch glaubte der Dilettant sich auch da als Autorität ersten Ranges! Vielleicht sind die Anthropologen und Prähistoriker auch ein bischen daran mitschuldig, weil sie auf Kongressen und in Museen schier nicht wagen mochten, dem großen Virchow Opposition zu machen, wenn er von pathologischen Verzerrungen der Physiognomie vorgeschichtlicher Menschen, respektive Knochen redete. Der Einbruch Virchows in jenes Forschungsgebiet bedeutete nicht einen Gewinn, sondern — eine Hemmung, einen Aufhalt, einen Kraftverlust und Zeitverlust.

Am verhängnisvollsten gestaltete sich für Virchows Ruhm die Starrköpfigkeit, mit welcher der gefeierte Herr Geheimrat in seinen besten Jahren und bis zu seinem Tode konsequenter Gegner des Darwinismus und des Häckelismus blieb. Hier wollte es das Verhängnis, daß Virchow geradezu die Rolle eines Handlangers der Reaktion übernahm und diese

Rolle bis an sein seliges Ende auch ausspielte. Seine Münchener Rede über die „Freiheit der wissenschaftlichen Lehre“ wird in der Geschichte des Kampfes um den Darwinismus für ewige Zeiten registriert bleiben als eine Rede **gegen** — nicht **für** — die Freiheit der Lehre.

Virchow war tatsächlich von der Wahrheit der Abstammungslehre überzeugt. Das wird jetzt — nach seinem Tode — von authentischer Seite — von dem Universitätsrektor Karl Rabl mit der Absicht weitester Verbreitung bekannt gegeben.

Und dennoch bekämpfte Virchow jahrzehntelang — bis an sein Ende — die Förderer und Verbreiter des Abstammungsgedankens!

Was Wunder, daß Virchows Name bald von vielen Kanzeln schallte!

Was Wunder, daß Virchow in kirchlichen Kreisen mit Wohlgefallen gesegnet wurde als Retter des Glaubens im Kampfe gegen den Unglauben!

Was Wunder, daß evangelische Mucker bei Nennung von Virchows Namen „Halleluja“ sangen und die Betschwestern beiderlei Geschlechts aufjauchzten über das Benehmen Virchows, „des größten aller Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts“!

Was Wunder, daß Virchows Name in Katechismen und „katholischen Religionslehrbüchern“ mit frommem Schauder Aufnahme fand — neben den Namen von Religionsstiftern und Kirchenvätern!

Ja, ja! Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hat er sich ein Lob zugerichtet.

Alle diese lobsingenden Huldigungen der Reaktionäre hat sich Virchow bei Lebzeiten gefallen lassen. Und doch war er Deszendenzianer, und doch war Virchow von der Wahrheit der Abstammung überzeugt!*

---

* Man vergleiche in der interessanten Schrift von Professor Dr. Karl Rabl: „Über die züchtende Wirkung funktioneller

Ist es da wirklich mit rechten Dingen zugegangen?

Ist da nicht ein frevles Spiel mit heiligen Dingen, mit den Dingen der Wahrheit getrieben worden?

Wir haben ein Recht, diese Fragen aufzuwerfen. Es ist uns nicht gleichgültig, ob ein großer Gelehrter und verdienter Forscher berufener- oder unberufenerweise den Entwicklungsgang einer großen, einer weltbedeutenden und weltbewegenden Wahrheit kraft der Autorität seines Namens hemmt oder fördert. Denn da stehen Jahrzehnte der Arbeit und des Kampfes, Jahrzehnte des Glückes oder des Unglücks von Hunderten, Tausenden ehrlicher Forscher und Lehrer auf dem Spiel. Die Zeit ist zu kostbar, das einzelne Menschenleben ist zu kurz, der Geistighungernden und Erkenntnisdurstigen in allem Volke sind zu viele, als daß es nichts ausmachte, wenn eine mühsam erforschte Wahrheit durch die Autorität eines einzigen, durch die Marotte oder Laune oder durch persönliche Aversion eines oppositionslustigen Gelehrten für ganze Jahrzehnte unterdrückt oder im Siegeslauf gehemmt wird.

Mit Dingen der Wahrheit soll niemand ein frevles Spiel treiben, auch der Größte soll darin reinen Gewissens bleiben.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß Virchow durch sein zweideutiges Verhalten im Kampfe um die Abstammungswahrheit mit Schuld daran ist, daß heute noch in hunderttausend Schulen und Kirchen Märchen als Wahrheit gelehrt und alljährlich Millionen Kinder in Irrtümern weiter unterrichtet werden.

Wir haben durch Virchow nur mehr Arbeit bekommen in Erfüllung eines Werkes, das ohne ihn, ohne Virchow viel früher fertig geworden wäre, als es jetzt geschieht, wo

---

Reize" (Leipzig 1904) die Anmerkung 1 auf S. 29 und 30. Dort wird mehrfach gezeigt, daß Virchow — — — nicht gegen die Abstammung war. Das bestätigt vollständig, daß er aus Marotte nur — — zum Spaß!! — Opposition machte.



es — trotz Virchow und trotz Kirchenväter — fertig werden **wird.**

Was war es denn, was Virchow zu seiner obstinaten Haltung trieb? — Wär's möglich, daß es politische Gründe waren? Die Furcht vor — — — vor den Sozialisten?

Noch steht er im Geiste vor mir, wie damals, am 22. Septemper 1877, da er sich folgendermaßen äußerte:

„— — — Nun stellen Sie sich einmal vor, wie sich die Abstammungslehre heute schon im Kopfe eines **Sozialisten** darstellt!" (Heiterkeit.) — — —

„Ja, meine Herren, das mag manchem lächerlich erscheinen, aber es ist sehr ernst, und ich will hoffen, daß die Abstammungslehre für uns nicht alle die Schrecken (der französischen Revolution) bringen möge, die ähnliche Theorien wirklich im Nachbarland angerichtet haben. Immerhin hat auch diese Theorie, wenn sie konsequent durchgeführt wird, eine ungemein bedenkliche Seite, und daß der **Sozialismus** mit ihr Fühlung genommen hat, wird Ihnen hoffentlich nicht entgangen sein. Wir müssen uns das ganz klar machen."

Ja, es ist klar: Der Sozialismus hat der Abstammungslehre Verständnis entgegengebracht, und das ist gut! Wir brauchen keine Guillotinen mehr: Die größten Revolutionen werden **geistige** sein und unblutige!

Wir anderen, deren Sache von Virchow stets eifrig bekämpft wurde, wir anderen waren weniger furchtsam und hatten bessere Zuversicht in die Kraft einer großen Wahrheit denn er. Und wir sind hingegangen und haben es nicht für einen Frevel erachtet, diese große Wahrheit allem Volke vor die verlangende Seele zu führen und dieser Arbeit ein paar Jahrzehnte zu opfern.

Nachträglich würden wir von Virchow wohl auch noch Zustimmung erleben; denn er selbst sagte in seiner Münchener Rede wörtlich, nachdem er warnend vor dem darwinfreundlichen Sozialismus als einer Bedenken erregenden Gefahr gesprochen:

„Nichtsdestoweniger, die Sache möchte so gefährlich sein, wie sie wollte, die Bundesgenossen möchten so schlimm sein wie sie wollten, sage ich doch: in dem Augenblick, wo wir die Überzeugung gewonnen, die Abstammungslehre sei eine vollständig stabilierte (feststehende) Lehre, welche so sicher ist, daß wir sie beschwören, daß wir sagen können, so ist es, da würden wir kein Bedenken tragen dürfen, sie ins Leben einzuführen, sie nicht bloß jedem Gebildeten zu überliefern, sondern sie jedem Kinde mitzugeben, sie zur Grundlage unserer ganzen Vorstellung von der Welt, der Gesellschaft und dem Staate zu machen und daraufhin den Unterricht zu gründen."

„Das halte ich für eine Notwendigkeit."

So Virchow Anno 1877! — Schon damals stand das große Gebäude der Abstammungslehre im Rohbau vollendet vor der wissenschaftlichen Welt, und wenn Virchow sich genügend in allerlei verwandten biologischen Disziplinen umgesehen haben würde: so wäre auch ihm schon damals die Wahrheit der Abstammung als vollständig genügend bewiesene Lehre erschienen.

Er hat es nicht getan, sondern noch ein Vierteljahrhundert weiter opponiert.

Und er hat sich's weitere fünfundzwanzig Jahre stillschweigend gefallen lassen, in der Reihe der Antidarwinianer als der Gewichtigsten einer genannt zu werden.

Dafür werden ihm sicherlich die Darwinianer keinen Dank schulden, und es wird ihm auch die Volksschule dafür kein Lob singen.

Das nennen wir Verhängnis! Virchow hat uns anderen nur das eine Gute gebracht: er hat durch seine rätselhafte Opposition manchen von uns Jüngeren aufgestachelt, in Wort und Schrift der verhöhnten Wahrheit die Ehre zu geben, auf den Kathedern der Hochschulen sowohl als auch in den Lesesälen der denkenden Arbeiter von dieser Wahrheit mit Eifer und heiliger Freude Zeugnis abzulegen, in

den wissenschaftlichen Laboratorien zugleich die Pfade der Entwicklungstheorie zu verfolgen und das Beweismaterial für die Abstammungslehre zu vermehren durch tatsächliche Forschungsresultate.

So ist's denn doch noch gut geworden — trotz Virchow! Und die alte Weltanschauung mit ihrem mosaischen Schöpfungsmärchen ist vor den Augen der Wissenden und der Denkenden total verblaßt. Die neue Weltanschauung ruht tatsächlich auf der Entwicklungslehre. Darauf haben wir die neue Ethik zu erbauen. Auch die Religion der Zukunft wird eine andere sein, als diejenige unserer Eltern und Voreltern war. —

Alle Werte werden umgewertet.

Wir wissen und wir werden wissen!

Vorbemerkung

zu dem hier folgenden Aufsatz:

„Wir wissen und wir werden wissen!“

Geschrieben wurde dieser Aufsatz vor länger denn einem Vierteljahrhundert und zum erstenmal publiziert in dem illustrierten Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“, 3. Band. Leipzig 1878. Damals fand diese Abhandlung bei den intelligenten und gebildeten Arbeitern manchen dankbaren Leser, obgleich diese Lektüre nicht gerade zu den leichten gehört, sondern an den Leser Forderungen stellt: vollständige Sammlung und Konzentration, eigenes Nachdenken und auch das Vermögen zu kritischer Abwägung.

Ich habe daher diesen Aufsatz zum neuerlichen Abdruck für diese Sammlung wieder vorgenommen; denn die hier berührten Fragen sind heute noch, wie vor siebenundzwanzig Jahren, im Vordergrund der Diskussion. Der Kampf um die Welträtsel, der heute in Millionen denkender Hirne seine Wellen schlägt, dreht sich im wesentlichen um diese Fragen, die zu den tiefgründigsten und wichtigsten gehören, welche jemals das menschliche Denken in Anspruch nahmen und weiterhin — in ferne Zukünfte hinein — immer wieder in Anspruch nehmen werden.

Wer keine Neigung hat, diesen Gedankengängen zu folgen — sie führen in die Weltanschauung und „Religion“ des modernen Naturforschers — wer nicht gewillt ist, mehr oder weniger schwere Gedankenarbeit beim Lesen selbst zu leisten: der möge dieses Kapitel „Wir wissen und wir werden wissen“

einfach überschlagen! Ich werde trotzdem von ihm nicht so schlimm denken, daß er sich selbstgenügsam an die einlullende Parole halten wird: „Ignoramus et ignorabimus“; denn Nägeli behielt recht: Wir sind keine Ignoranten, sondern Wissende, und wir werden noch mehr wissen!

Wir wissen und wir werden wissen!

Ein Beitrag zur Geschichte von den Welträtseln.

(1878.)

Es war in der zweiten allgemeinen Sitzung der fünfundvierzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, am 14. August 1872, da der Berliner Physiologe Emil Du Bois-Reymond jenen denkwürdigen Vortrag „Über die Grenzen des Naturerkennens“ hielt, der — nicht zum mindesten gerade des trostlosen, bedeutungsvollen Schlußwortes wegen — während eines halben Jahrzehntes sozusagen das Kristallisationszentrum reaktionärer Bestrebungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und Philosophie war. Jenes verhängnisvolle Schlußwort aus dem Munde eines gefeierten Forschers lautete, zur Freude aller derer, denen das Licht der wissenschaftlichen Forschung ein Greuel, zum Bedauern aller jener, welche im Dienste der Wissenschaft ihre ganze Kraft einsetzen, um mitzuhelfen, dem Mysterium des Natur- und Menschenlebens den Schleier abzuheben, nicht anders als:

„Ignoramus!“ und „Ignorabimus!“

„Wir wissen nicht“ und „wir werden nicht wissen!“

Ja, das war ein Jubel unter den Freunden der Unwissenheit, ein Beifallnicken und ein gottgefälliges Händefalten unter den „Gläubigen“ aller Nationen, als es aus dem Lager der Naturforscher selbst, aus dem Munde eines bislang gefeierten Priesters wissenschaftlicher Wahrheit herausklang: „Ignoramus et ignorabimus!“ Das war ein Armuts-

zeugnis, ausgestellt vom Ältesten der Armen selbst. Nun durfte man wieder kräftig „glauben“, da man doch „**nicht** wissen werde“; nun durfte die Theologie neuerdings Hoffnung haben, zu jener Macht und zu jenem Ansehen zu gelangen, was seit dem Aufblühen der Naturwissenschaft so schnell im Abnehmen begriffen war.

In der Tat, die Du Bois-Reymondsche Rede bildete den Ausgangspunkt einer Rückwärtsbewegung. Mancher bisher tätige und hoffende Naturforscher wurde stutzig und legte sich schließlich die Frage vor: ob es sich denn auch wirklich verlohne, sein ganzes Leben der ernsten, schwerfälligen Forschung zu widmen, wenn wir doch nie dazu kommen werden, die Rätsel der „Körperwelt“ zu begreifen. Von diesem Standpunkt des Fragestellers aus, den wir allerdings heute kaum mehr als den richtigen anerkennen werden, der aber doch bei schwankender Berufswahl oft den Ausschlag gibt, ist es ein kleiner Schritt zu dem Standpunkt des Mutlosen und Verzweifelten, der aus lauter Unmut und Resignation die Hände in den Schoß legt, um anderen zu überlassen, an nicht zu knackender Nuß die Kraft der Zähne zu probieren.

Viele haben Du Bois-Reymond nicht verstanden — und dazu gehören meist jene, die — auf positiv-theologischem Standpunkt stehend — jede anscheinend reaktionäre Bewegung allezeit mit Beifall begrüßen. Sie haben alle mit Selbstbefriedigung darauf hingewiesen, daß wir — die Naturforscher und deren Freunde — wir, die wir das Rätsel des Naturlebens und des menschlichen Daseins zu erforschen hoffen, am Ende nichts, gar nichts wissen, daß also der „Glaube“ noch immer berufen sei, dem innersten Drange des einzelnen zu genügen, oder — mit salbungsvollen Worten: daß die beste Weisheit eben diejenige, deren Anfang die Furcht des Herrn sei.

So, und noch viel anders tönte es seit 1872 an allen Enden, wo sich Wissenschaft und Glaube, Naturwissenschaft

und „göttliche Offenbarung" um den Sinn des Daseins stritten.

Aber fünf Jahre später, auf der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, kam ein anderer Physiologe, ein nicht minder gefeierter Mann der Wissenschaft, der Botaniker Professor Dr. Karl Nägeli in München, um in der zweiten allgemeinen Sitzung (am Donnerstag, den 20. September 1877) ebenfalls über „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis" zu reden und in klarer, leichtverständlicher Art den Nachweis zu leisten, daß man unrecht tat, mit einem Armutszeugnis zu schließen, wie es Du Bois-Reymond getan, sondern daß wir nach genauer Orientierung mit Genugtuung und freudiger Zuversicht zu dem Schlusse kommen müssen:

„Wir wissen und wir werden wissen!"

Die Wissenschaft ist die größte Macht im Leben der Völker. Es verlohnt sich daher für alle Denkenden wohl der Mühe, von den beiden Physiologen, Du Bois-Reymond und Karl Nägeli, zu hören, was wir wissen und wissen werden und was wir nicht wissen und nach jetziger Auffassung niemals wissen werden.

Du Bois-Reymond definiert das „Naturerkennen" dahin, es sei dasselbe nichts anderes, als ein Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf die Bewegungen der kleinsten unteilbaren Körperteilchen, die man als Atome bezeichnet und aus denen jeder Körper zusammengesetzt ist. Diese Bewegungen der Atome werden durch Zentralkräfte bewirkt, welche jenen kleinsten Stoffteilchen untrennbar innewohnen und von der Zeit unabhängig sind. Wenn nun alle Veränderungen der Körperwelt sich auflösen ließen in Bewegungen kleinster Teilchen, denen unveränderliche und ewige Zentralkräfte innewohnen, wenn also alle Veränderungen auf die Mechanik der Atome zurückgeführt werden könnten, so wäre das Weltall naturwissenschaftlich erkannt. Alles wäre dann mathematische Notwendigkeit. Ja, man

dürfte sich sogar einen Grad von Naturerkenntnis denken, bei welchem alles, was in der Welt vorging, heute vorgeht und in Zukunft noch geschehen wird, durch eine einzige, allerdings höchst verwickelte mathematische Formel ausgedrückt werden könnte.

Schon Laplace, dem wir die großartigste und tiefsinnigste Auffassung des Sternenhimmels verdanken, spricht von solcher Art der Naturerkenntnis:

„Ein solcher Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennt, welche in der Natur wirksam sind, und die gegenwärtige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, wenn sonst er umfassend genug wäre, um diese Angaben der Analysis (mathematischer Berechnung) zu unterwerfen, würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen: Nichts wäre ungewiß für ihn, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blicke gegenwärtig. Der menschliche Verstand bietet in der Vollendung, die er der Astronomie zu geben vermocht hat, ein schwaches Abbild solchen Geistes dar."

Dieser großartige Gedanke, welcher für die Wissenschaft als höchstes Ziel hinstellt, schließlich die ganze Zukunft vorauszusehen, nicht minder, als das vollendetste Wissen auch aus den tiefsten Tiefen der Vergangenheit heraufzuholen und dadurch den menschlichen Geist zum „allwissenden" im eminentesten Sinne des Wortes zu machen, überragt an Hoffnungsreichtum selbst die üppigsten Vorstellungen des religiösen Mystizismus. Wir werden nur bedauern, heute noch empfinden zu müssen, daß das menschliche Gehirn zu schwach ist, um zur Aufstellung jener mathematischen Formel, dem Schlüssel der Allwissenheit, befähigt zu sein. Wohl sind die Astronomen unserer Tage imstande, aus der jetzigen Stellung der Himmelskörper genau zu ermitteln, an welchem Tage und zu welcher Stunde vor Jahrhunderttausenden, sagen wir zum Beispiel Anno 299 998 vor Christi Geburt, da ja schon Menschen auf der Erde lebten, eine Mondfinsternis

zu sehen war von jener Stelle aus, wo jetzt Rom steht, ebensogut, als uns dieselben Astronomen sagen werden, ob und an welchem Tage und zu welcher Stunde im Jahre 10077 nach Chr. für unsere Erde eine Sonnenfinsternis eintreffen wird. Aber dieses Maß von Naturerkennen und Berechnen ist im Vergleich zu dem, was erst noch erkannt und berechnet werden müßte, ehe man an jene große Weltformel herantreten könnte, ein minimes, verschwindend kleines. Und ehe jene Weltformel aufgestellt werden könnte, müßten für uns alle Stoffe, so verschiedenartig sie uns erscheinen, auf eine **einzige** Grundsubstanz zurückführbar sein, deren Anordnung und Bewegungen uns als verschiedenartige Eigenschaften der Materie erscheinen würden.

Du Bois-Reymond ist nun allerdings der Ansicht, daß der menschliche Geist doch nur stufenweise von dem von Laplace gedachten Geiste verschieden sei; die Unmöglichkeit, jene mathematische Weltformel (welche für uns den Schlüssel zur Allwissenheit bedeutet) aufzustellen, sei keine grundsätzliche, sondern sie beruhe nur auf der Unmöglichkeit, die nötigen tatsächlichen Bestimmungen zu erlangen, und selbst, wenn dies möglich wäre, auf der unermeßlichen Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und Verwicklung eben jener Weltformel.

Da der von Laplace gedachte Geist die höchste denkbare Stufe des Naturerkennens darstellt, so benützt Du Bois-Reymond die Voraussetzung jener höchsten Fähigkeit zur Untersuchung über die Grenzen unseres eigenen Naturerkennens, das ja noch so unendlich weit von jener vollkommenen Stufe entfernt ist.

Du Bois-Reymond kommt hierbei zu dem Schlusse, daß es zwei Stellen sind, wo auch der von Laplace gedachte Geist vergeblich weiter vorzudringen trachten würde, wo daher wir, die noch so weit von jener Fähigkeitsstufe des Laplaceschen Geistes entfernt sind, noch um so mehr vollends stehen zu bleiben gezwungen sind.

Die **eine** dieser zwei Stellen ist nach Du Bois-Reymond nichts anderes, als die Frage nach dem Wesen der Materie, die Frage nach dem Inhalt von Stoff und Kraft, wie sich die Physik ausdrücken würde. Denn Atome, wie sie von der gegenwärtigen physikalischen Weltanschauung gesetzt werden, gibt es nicht.

„Nie werden wir besser als heute wissen, was hier, wo Materie ist, im Raume spukt.“ Das ist nach Du Bois-Reymond die **eine** Schranke des Naturerkennens, und wir werden in der Folge sehen, daß seine Ansicht auch diejenige von Karl Nägeli ist.

Man könnte vermuten, daß Du Bois-Reymond als zweites unlösbares Rätsel der Natur etwa die Frage nach der Entstehung der lebenden Körper aus lebloser Materie betrachte. Es erweist sich diese Vermutung jedoch als unrichtig. Du Bois-Reymond geht auch darin mit Nägeli einig, daß wir im ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden durchaus nicht den Ausdruck eines übernatürlichen Eingriffs, sondern nichts anderes zu erblicken haben, „als ein überaus schwieriges mechanisches Problem“. Gewiß ist die Übereinstimmung in dieser Ansicht ein bedeutsames Zeichen der Zeit, die Signatur der gegenwärtigen physiologischen Naturanschauung; denn sie gelangt durch die hervorragendsten Vertreter physiologischer Forschung des Pflanzen- und des Tierreichs zum Ausdruck.

Aber die **zweite** Stelle, wo selbst der von Laplace gedachte Geist mit seiner höchsten denkbaren Naturerkenntnis eine unübersteigliche Grenze antreffen müßte, dieses zweite Unbegreifliche ist nach Du Bois-Reymond das **Bewußtsein**.

Und hierbei handelt es sich nicht etwa um die Erklärung der höchsten Stufe des bewußten Empfindens und Denkens, wie sich dieses im Menschen vollzieht, sondern um die Frage nach dem Wesen des Bewußtseins auf seiner untersten Stufe, nämlich derjenigen der einfachen Sinnesempfindung. Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im

Beginn des tierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, ist jene unübersteigliche Kluft gesetzt und die Welt nun unbegreiflich geworden. Du Bois-Reymond bemerkt, daß es in keiner Weise einzusehen sei, wie aus dem Zusammenwirken einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- usw. -Atomen Bewußtsein entstehen könne.

Demnach wäre unser Naturerkennen eingeschlossen zwischen die beiden Grenzen, welche einerseits die Unfähigkeit, Materie und Kraft, andererseits das Unvermögen, geistige Vorgänge aus materiellen Bedingungen zu begreifen, ihm ewig vorschreiben. Allerdings fügt Du Bois-Reymond hinzu, daß der Naturforscher innerhalb dieser Grenzen Herr und Meister sei, daß er zergliedern und aufbauen könne, ohne daß jemand wisse, wo die Schranke seines Wissens und seiner Macht liege; aber **über** jene Grenzen hinaus könne man nicht und werde man niemals können.

Die reaktionär angehauchten Leser dieses Du Bois-Reymondschen Votums haben übersehen, daß ihr freudig begrüßter und vielfach auch von ihnen als Autorität angerufener Gewährsmann Bekenner der Abstammungslehre, ein Anhänger der Darwinschen Theorie von der natürlichen Zuchtwahl, ein durchaus materialistisch forschender Gelehrter ist, welcher es verschmäht, auch nur leise darauf hinzuweisen, daß jenseits der Grenzen des Naturerkennens nun „das Reich des lebendigen Gottes“ beginne, der von den Naturforschern aus dem Bereich ihrer Untersuchungen, aus der unserer sinnlichen Wahrnehmung zugänglichen Welt vertrieben wurde. Aber im Jubel des frommgläubigen Gemüts über das verhängnisvolle „Ignoramus“ und „Ignorabimus“ kann man schon vergessen, daß damit für die Sache der Theologen ebensowenig gewonnen ist, als durch den Ausspruch des Astronomen: „In meinem Himmel gibt es keinen Gott!“

Du Bois-Reymond hat seine Ergebnisse als „Grenzen des Naturerkennens“ bezeichnet. Wenn wir aber nach

ihm doch unmöglich je imstande sein werden, über das Wesen von Materie und Kraft und über das Wesen des Bewußtseins ein positives Verständnis zu gewinnen, so dürfte es, wie Nägeli ganz richtig bemerkt, doch eher am Platze sein, das Votum des Berliner Physiologen als „Nichtigkeit oder Unmöglichkeit des Naturerkennens“ aufzufassen.

Nägeli, auf dem Gebiet der botanischen Physiologie nicht minder als bewährter und zuverlässiger Forscher bekannt, wie es Du Bois-Reymond in seiner Disziplin ist, hat es für notwendig erachtet, in seiner jüngst gehaltenen denkwürdigen Rede das Thema über „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis“ neuerdings zur Erörterung zu bringen, um die Frage nicht bloß nach der verneinenden Seite zu behandeln, wie es Du Bois-Reymond getan, sondern zu untersuchen, ob nicht der menschliche Geist zu naturwissenschaftlicher Erkenntnis befähigt sei, und von welcher Beschaffenheit und von welchem Umfang diese Erkenntnis sich darstelle.

Nägeli tut dies in so klarer, selbst dem Laien verständlicher Weise, daß seine Rede wohl als musterhaftes Vorbild für alle philosophischen Abhandlungen gelten dürfte, welche einem weiteren Kreise als demjenigen der „ausschließlichen Philosophen“ zugänglich gemacht werden sollen. Seine Sprache ist einfach und nüchtern, seine Logik unwiderstehlich; überall fußt er auf naturwissenschaftlich erkannten Tatsachen, und er setzt von seinen Lesern und Hörern nichts anderes voraus, als die Kenntnis der elementarsten Erscheinungen in den verschiedenen Gebieten der Natur. Darum wird er von allen verstanden, von niemandem kann er mißverstanden werden.

Wenn wir es daher unternehmen, hier auf das Nägelische Votum näher einzugehen, so geschieht es eben der Wichtigkeit der Frage selbst wegen. Nägelis Rede ist eine Tat von eminenter Tragweite, und dies zwar um so mehr, als sie gerade in die denkwürdigen Tage der Münchener Natur-

forscherversammlung fiel, woselbst die an allen Enden lauernde Reaktion den frappantesten Ausdruck durch die Virchowsche Rede über „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben“ gefunden hat.* In der Tat ist es ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen, daß es zwei Berliner Professoren ersten Ranges waren, welche (Anno 1872 durch Du Bois-Reymond und Anno 1877 durch Virchow) die Reaktion in der Naturwissenschaft heraufzubeschwören und ins vielversprechende Dasein einzuführen die Ehre hatten, während es ein Forscher ersten Ranges und besten Klanges an einer bayerischen, also vorwiegend katholischen Hochschule war, welcher mit kräftigem Arme dem Wagen der allmählich ins Rollen geratenden Reaktion in die Speichen fiel.

Du Bois-Reymond mußte jeden konsequenten Biologen unbefriedigt lassen, Virchow wollte dabei nicht stehen bleiben, sondern gefiel sich, die Macht der Wahrheit und Erkenntnis noch mehr in ängstliche Schranken zu schlagen. Beide mußten bei allen Freunden des wissenschaftlichen Fortschritts einen kläglichen Eindruck machen. **Nägeli** aber hat wieder aufgerichtet, was jene zerstörten, und sein Votum wird bei allen freien Denkern einen freudigen Widerhall finden!

Nägeli sucht die Lösung der Frage: Inwiefern und wieweit vermag ich die Natur zu erkennen? in der Beantwortung der folgenden Teilfragen:

1. Welcher Art ist die Beschaffenheit und Befähigung des Ich?

2. Welcher Art ist die Beschaffenheit und Zugänglichkeit der Natur?

3. Welches sind die Forderungen, die wir an das Erkennen stellen?

Die Frage über die Beschaffenheit und Befähigung des Ich löst sich folgendermaßen: Wir vermögen einzig

---

* Vergl. den dieser Serie angehörenden Aufsatz: „Mitten im Kampf, 1877!“

und allein nur durch sinnliche Wahrnehmung Kunde von den natürlichen Dingen zu erhalten. Wenn wir nichts sehen und hören, nichts riechen, schmecken und betasten könnten, so wüßten wir überhaupt nicht, daß etwas außer uns ist, noch auch, daß wir selber körperlich sind.

Unsere Erkenntnis ist nur wahr, insofern die sinnliche Wahrnehmung und die innere Vermittlung wahr sind.

In welcher Ausdehnung geben uns aber die Sinne Kunde von den Erscheinungen?

In der Zeit ist es nur die Gegenwart und im Raume nur dasjenige, was unseren räumlichen Verhältnissen entspricht. Wir können unmittelbar nichts von dem bemerken, was in der Vergangenheit war und was in der Zukunft sein wird, nichts von dem, was im Raum zu entfernt ist und was eine zu große oder was eine zu kleine Ausdehnung hat.

Welche Vollständigkeit besitzen aber die Wahrnehmungen unserer Sinne?

Dies führt uns auf die Frage von der Leistungsfähigkeit der Sinnesorgane, jene, dem Menschen und den höheren Tieren zukommenden Werkzeuge, die für bestimmte Naturerscheinungen sehr empfindlich sind. „Diese Sinnesorgane haben sich im Laufe zahlreicher aufeinander folgender Arten und zahlloser Generationen innerhalb jeder einzelnen Art von unscheinbaren Anfängen aus auf hohe Stufen vervollkommnet. Der geniale Gedanke Darwins, daß in der organischen Natur nur solche Einrichtungen zur Ausbildung gekommen sind, welche dem individuellen Träger Nutzen gewähren, ist so einfach, so vernunftgemäß und so sehr in Übereinstimmung mit aller Erfahrung, daß die hier allein kompetente Physiologie *unbedingt* zustimmt und sich höchstens darüber verwundert, daß nicht schon längst ein Kolumbus dieses physiologische Ei festgestellt hat." (Wir sehen hier, daß der bedächtigste und gewissenhafteste der lebenden Physiologen, Nägeli, die Abstammungslehre als nicht weiter zu disputierende Wahrheit hinsetzt, ja, daß er den Gedanken

Darwins von der natürlichen Zuchtwahl als eine einfache, vernunftgemäße Folge logischen Denkens betrachtet, ähnlich dem Gedanken des Kolumbus, das Ei auf die plattgedrückte Spitze zu stellen. Nägeli ist so indiskret — wahrscheinlich zum größten Leidwesen aller Reaktionäre —, auszuplaudern, daß die „hier allein kompetente Physiologie unbedingt zustimmt“. Das muß Virchow wohl überhört haben, da er zwei Tage nach Nägelis Rede **gegen** die Einführung der Abstammungslehre in die Volksschule votierte, weil die Deszendenz ja nicht bewiesen sei.)

Vor und während der Entwicklung des Menschengeschlechts aus tierischen Vorfahren haben sich im Kampfe ums Dasein eben nur so viele Sinnesorgane entwickelt und jedes einzelne Sinnesorgan nur jene Stufe der Vollkommenheit erreicht, welche genügten, um den Sieg im Kampfe um die Existenz zu ermöglichen. Während wir zum Beispiel gute Organe für die Aufnahme von Licht- und Schallwellen besitzen, fehlt uns ein Sinnesorgan für die uns umgebende Elektrizität; denn „es hatte keinen Nutzen, daß der Sinn für die Elektrizität in den höheren Tieren und im Menschen besonders ausgebildet wurde, da es für die Spezies (hier also für das ganze Menschengeschlecht) gleichgültig ist, ob jährlich einige Individuen vom Blitze erschlagen werden oder nicht“.

Der Mangel eines solchen Organs — sagt Nägeli — hätte leicht die Ursache werden können, daß wir von der Elektrizität nichts wüßten. Wir können uns die Atmosphäre der Erdkugel ganz gut ohne Blitz und Donner vorstellen. Diese großen elektrischen Entladungen haben uns zur Elektrizitätslehre verholfen, nicht etwa ein besonderes Sinnesorgan, das für die elektrischen Naturvorgänge so empfindlich wäre, wie das Auge für das Licht. — Unsere Sinne sind eben nur für die Bedürfnisse der körperlichen Existenz, nicht aber dafür organisiert, daß sie unser geistiges Bedürfnis befriedigen, daß sie uns Kenntnis von allen Erscheinungen

und Vorgängen in der Natur verschaffen und uns darüber belehren sollen.

Wir können uns also nicht darauf verlassen, daß die sinnlichen Wahrnehmungen uns über alle Erscheinungen in der Natur Kunde geben; im Gegenteil ist es sogar wahrscheinlich, daß es noch Naturkräfte und Bewegungsformen gibt, die uns entgehen, weil wir keine Empfindung davon erlangen, aus Mangel eines betreffenden Organs.

Unsere Fähigkeit, die Natur direkt durch unsere Sinne wahrzunehmen, ist also eine nach zwei Seiten beschränkte; denn wir entbehren wahrscheinlich das Empfindungsvermögen für ganze Gebiete des Naturlebens, und wo uns die Empfindung ermöglicht ist, trifft sie nach Raum und Zeit nur einen äußerst kleinen Teil des Ganzen.

Freilich erstreckt sich unsere Naturerkenntnis nicht bloß auf das durch die Sinne Wahrgenommene. Durch Denken und Schlüsseziehen gelangen wir auch zu Kenntnissen von dem, was die Sinne nicht erreichen. Die Astronomie hat zum Beispiel die Existenz des fernsten Planeten unseres Sonnensystems, des Neptun, bewiesen, ehe dieser Planet selbst durch das Teleskop mit dem Auge entdeckt wurde.

Es dürfte für jedermann eine große Zahl von Beispielen gegenwärtig sein, welche drastisch beweisen, daß wir durch Schlüsse zu ebenso sicheren Wahrheiten gelangen können, als durch die Sinneswahrnehmung. Ja, wir gelangen sogar in vielen Fällen allein durch Schlüsse aus sinnlich wahrgenommenen Tatsachen zu ebenso sicheren Tatsachen, die sinnlich nicht wahrnehmbar sind. Hierfür bringt Nägeli einige gut gewählte Belege. Wir wissen, obgleich wir es mit dem besten Mikroskop nicht sehen, daß das Wasser aus kleinsten in Bewegung begriffenen Teilchen oder Molekülen besteht, und wenn es Zucker- oder Salzwasser ist, so kennen wir auch ganz genau das verhältnismäßige Gewicht und die verhältnismäßige Zahl der Wasser-, Zucker- und Salzteilchen, welche es zusammensetzen.

Aber es wäre eine allzu sanguinische Hoffnung, wenn wir glauben wollten, daß es dereinst gelingen dürfte, von dem kleinen Gebiet aus, welches die Sinne uns aufschließen, nach und nach das Gesamtgebiet der Natur durch den Verstand zu erobern.

„Diese Hoffnung kann niemals in Erfüllung gehen.“

Denn wie die Wirkung jeder Naturkraft mit der Entfernung abnimmt, so vermindert sich auch die Möglichkeit der Erkenntnis, und zwar in gleichem Maße, wie die zeitliche und räumliche Entfernung wächst. Selbst der mit den kühnsten Hoffnungen erfüllte Freund der Astronomie wird es niemals für möglich halten, daß uns jemals gelingen werde, die Geschichte eines Fixsternes letzter Größe zu erforschen, oder daß wir Aufschluß erhalten über das organische Leben auf den für unser Auge unsichtbaren Trabanten jenes fernsten, für uns noch wahrnehmbaren Fixsternes.

Unser eigenes **Ich** ist also nur beschränkt befähigt und wird somit nur eine äußerst fragmentarische Erkenntnis des Weltalls ermöglichen.

Die zweite Teilfrage, welche Nägeli zu beantworten sucht, ist die *Frage nach der Beschaffenheit und Zugänglichkeit der Natur*.

Wir haben diese Frage schon am Schlusse des vorigen Satzes gestreift. Das *Weltall* ist nicht, wie das eigene Ich, etwas Begrenztes, sondern etwas Endloses. Selbst wenn der Mensch die geistige Befähigung besitzen würde, um die berühmte mathematische Formel für *alle* Bewegungen aufzustellen, welche in der organischen und unorganischen Welt in einem bestimmten Augenblick sich vollziehen, so würde dieser universelle Geist doch das Laplacesche Problem der vollkommensten mathematischen Erkenntnis der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nicht lösen können. Dies wäre nur dann möglich, wenn das Weltall nach allen Beziehungen, nach Raum und Zeit **endlich, begrenzt** wäre, von welcher Voraussetzung Laplace stillschweigend ausgeht. Allein

„die **Natur** ist räumlich nicht bloß unendlich groß; sie ist **endlos**. Das Licht legt in einer Sekunde eine Strecke von 42000 geographischen Meilen zurück. Um die ganze uns bekannte Fixsternwelt zu durcheilen, bedürfte es nach wahrscheinlicher Schätzung 20 Millionen Jahre. Versetzen wir uns in Gedanken an das Ende dieses unermeßlichen Raumes, auf den fernsten uns bekannten Fixstern, so würden wir nicht ins Leere hinausblicken, sondern es täte sich ein neuer gestirnter Himmel vor uns auf. Wir würden glauben, wieder in der Mitte der Welt zu sein, wie jetzt die Erde uns als deren Zentrum erscheint. Und so können wir in Gedanken den Flug vom fernsten Fixstern endlos fortsetzen, und unser jetziger Sternenhimmel ist schließlich dem Weltall gegenüber noch unendlich viel kleiner als das kleinste Atom im Vergleich zum Sternenhimmel".

Ganz ähnlich wie mit der unfaßbaren, endlosen Größe des Weltalls als einem Ganzen verhält es sich mit der unfaßbaren Kleinheit der denkbar kleinsten Teilchen, aus welchen alle Körper, die belebten wie die leblosen, zusammengesetzt sind. Wir haben schon oben bemerkt, daß Nägeli mit Du Bois-Reymond insofern vollständig einig geht, als gesagt werden muß, daß es keine physikalischen Atome im strengsten Sinne des Wortes geben kann, keine Körperchen, die wirklich unteilbar wären.

Aber noch eins: Die Bibel sagt — „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde!"

Und die Wissenschaft sagt: „Im Anfang" war die Welt eine gasförmige Masse, aus welcher sich die Weltkörper verdichteten.

Aber rückwärts, hinter diesem „Anfang" liegt eine anfangslose Zeit, eine vergangene „Ewigkeit", wie vor uns eine endlose Zukunft liegt. Die Zeit ist nach zwei Richtungen — nach Vergangenheit und Zukunft — endlos. In der Ewigkeit der Zeit und in der Endlosigkeit des Raumes bewegen sich die Dinge, und alle diese Bewegungen

sind nichts anderes, als eine endlose Kette von Ursachen und Wirkungen. Die Physik hat den Satz aufgestellt, daß Kraft und Stoff unvergänglich sind, daß die Materie ewig ist, wie die ihr innewohnende Kraft. Was aber endlos und was ewig ist, bleibt unergründlich.

Die Natur kann daher als Ganzes nicht erforscht werden; denn ein Prozeß des Erkennens, welcher weder Anfang noch Ende hat, führt nicht zur Erkenntnis.

Aus diesem Grunde erscheint auch das Laplacesche Problem von vornherein als nichtig. Nägeli beweist dies mit unerbittlicher Logik und gelangt daher zu dem Schlusse: „Der Naturforscher muß sich wohl bewußt werden, daß seine Forschung nach allen Beziehungen innerhalb endlicher Grenzen gebannt ist, daß von allen Seiten das unerkennbare Ewige ihm ein kategorisches Halt gebietet."

Vergißt er das, so gelangt er, wie die Erfahrung zur Genüge beweist, zu irrigen Vorstellungen und zu haltlosen Theorien. Unser endlicher Verstand ist nur endlichen Vorstellungen zugänglich, und wenn er noch so folgerichtig sich zu Vorstellungen über das Ewige erheben will, so versagen ihm die Schwingen, und ehe die sonnige Höhe erreicht ist, stürzt er in die endliche und begriffsdunkle Tiefe zurück.

Die dritte der zu beantwortenden Teilfragen sucht zu ermitteln, welche Anforderungen wir an das Erkennen stellen dürfen.

Hier stellt sich Nägeli im Gegensatz zu Du Bois-Reymond auf die einzig zuverlässige und vernünftige Basis der exakten Forschung. Er geht von der Grundlage aller menschlichen Erkenntnis, von der sinnlichen Wahrnehmung aus und beruft sich auf den nicht bestreitbaren Satz, daß unser Erkennen eben nicht weiter gehen könne, als daß wir die wahrgenommenen Erscheinungen miteinander vergleichen und sie mit Rücksicht aufeinander beurteilen. Hierbei gelangen wir zu Maßen, mit denen wir vergleichen und messen können, und da diese Maße endlichen Tatsachen entnommen sind,

so haben sie nur einen relativen — nicht einen absoluten Wert, und unsere Erkenntnis bleibt aus diesem Grunde in der Endlichkeit befangen. „Wir erkennen also eine Erscheinung, wir begreifen ihren Wert in Beziehung zu den übrigen Erscheinungen, wenn wir sie messen, zählen, wägen können. Wir haben eine klare Vorstellung von der Größe des niedersten Pilzes, von welchem wir zwei bis drei Millionen hintereinander legen müssen, um die Länge eines Meters voll zu machen — von der Größe des Elefanten — der Erde — von der Größe unseres Sonnensystems, dessen Halbmesser etwa 622 Millionen geographische Meilen beträgt. Wir haben eine klare Vorstellung von der Zeit, in welcher der Lichtstrahl die Schrift eines Buches, das wir lesen, in unser Auge führt, und die etwa den 800millionsten Teil einer Sekunde beträgt — von der Lebensdauer des niedersten Pilzes, welcher im Brütkasten und im menschlichen Körper schon nach 20 Minuten von einer neuen Generation abgelöst wird — von der Lebensdauer eines mehrtausendjährigen Eichbaumes — von den 500 Millionen Jahren, welche seit Entstehung der Organismen auf unserer Erde verflossen sind."

Nägeli zeigt sodann, wir wir zur Erkenntnis von den Zuständen und Veränderungen der Körper und Körpergruppen gelangen. Er weist nach, wie alle Naturwissenschaften nur in der Kenntnis des uns Zugänglichen, des Endlichen, des Beschränkten bestehen, und daß das Naturerkennen in der Anwendung des mathematischen Verfahrens auf die natürlichen Erscheinungen beruht. Einen Naturvorgang begreifen, heißt gleichsam nichts anderes, als ihn denkend wiederholen, ihn in Gedanken hervorbringen.

Du Bois-Reymond, der Vorgänger Nägelis, will dagegen, wie wir oben gezeigt haben, alles Naturerkennen auf die Mechanik der Atome zurückführen, das heißt auf berechenbare Bewegungen der kleinsten, für uns nicht mehr wahrnehmbaren Körperteilchen. Er begnügt sich nicht

mit der dem menschlichen Forschen und Denken begreiflichen, endlichen Teilbarkeit, sondern verfolgt die Teilung bis zu den undenkbaren wirklichen Einheiten und stellt damit die Bedingungen für das unmögliche, absolute Erkennen. Dem gegenüber macht Nägeli geltend: Da es sich für uns nicht um göttliche, sondern um menschliche Erkenntnis handelt, so dürfen wir von dieser auch nicht mehr verlangen, als daß sie in jeder endlichen Sphäre bis zum mathematischen Begreifen vordringe. Die naturwissenschaftliche Erkenntnis muß nicht notwendig mit hypothetischen (vermuteten) und unbekannten Dingen beginnen. Sie findet ihren Anfang überall, wo der Stoff sich zu Einheiten gleicher Ordnung gestaltet hat, die untereinander verglichen und durcheinander gemessen werden können, und überall, wo solche Einheiten zu zusammengesetzten Einheiten höherer Ordnung zusammentreten und das Maß für deren Vergleichung untereinander und mit sich selbst abgeben.

Die naturwissenschaftliche Erkenntnis kann auf jeder Stufe der Organisation oder Zusammensetzung des Stoffes beginnen: beim Atom der chemischen Elemente, welches die chemischen Verbindungen bildet, beim Molekul der Verbindungen, welches den Kristall zusammensetzt, beim kristallinischen Mizell, welches die Zelle und deren Teile, bei der Zelle, welche den Organismus aufbaut, beim Organismus oder Individuum, welches das Element der Speziesbildung wird.

Jede naturwissenschaftliche Disziplin findet ihre Berechtigung wesentlich in sich selber.

Nachdem Nägeli in einfachster und doch so erschöpfender Weise die drei Teilfragen über die Fähigkeit des Ich, über die Zugänglichkeit der Natur und über das Wesen des menschlichen Begreifens beantwortet hat, kommt er erst zur sicheren Feststellung der Schranken naturwissenschaftlicher Erkenntnis.

Hier gipfelt sein Votum; hier gewinnen wir den weitesten Ausblick auf das uns zugängliche Feld des Wissensdranges;

hier werden uns die Aufgaben klar vorgezeichnet und die Hoffnungen auf die Früchte aller mühsamen Forschung in blendender Farbe vor das freudig erregte geistige Auge hingestellt.

Nicht zu stummer Resignation, sondern zu mannhafter Zuversicht führt uns der Altmeister physiologischen Forschens. Und aus seinem Munde, dem seit mehr als drei Jahrzehnten die jungen Generationen exakter Forscher die Methode des Denkens und Untersuchens abgelauscht haben, fließt immer wieder die junge Begeisterung, zugleich aber der aus reicher Erfahrung resultierende weise Warnruf vor Überstürzung und eiteln Träumereien. An Nägeli hat die Reaktion kein Haar zu krümmen vermocht; er ist nicht alt geworden, sondern jung geblieben und wird den Jungen allezeit das würdigste Vorbild bleiben.

Sein Schlußvotum über die „Schranken des naturwissenschaftlichen Erkennens" wird für alle Zeiten ein klassisches Dokument aus unseren bewegten Tagen bleiben. Hier die Quintessenz:

Wir können nur das erkennen, wovon uns die Sinne Kenntnis geben, und dies beschränkt sich nach Raum und Zeit auf ein winziges Gebiet und wegen mangelnder Ausbildung von Sinnesorganen wahrscheinlich nur auf einen Teil der in diesem Gebiet sich abspielenden Naturerscheinungen. — Für alles Endlose oder Ewige, für alles Beständige, für alle absoluten Verschiedenheiten haben wir keine Vorstellungen. Wir wissen genau, was eine Stunde, ein Meter, ein Kilogramm bedeutet, aber wir wissen nicht, was Zeit, Raum, Kraft und Stoff, Bewegung und Ruhe, Ursache und Wirkung ist.

„Wir können nur das Endliche, aber wir können alles Endliche erkennen, das in den Bereich unserer sinnlichen Wahrnehmung fällt."

Wäre man sich dieser Wahrheit allezeit bewußt gewesen, so wäre die Wissenschaft und die öffentliche Meinung vor

manchem Irrtum bewahrt geblieben. Hierher gehören zum Beispiel die irrtümlichen Ansichten, als ob zwischen der materiellen und der geistigen Natur, und zwischen der unorganischen und der organischen Natur eine unüberschreitbare Grenze bestehe.

Es wird für jeden denkenden Menschen von Interesse sein, hier dem Redner bei Widerlegung der verbreitetsten und der wichtigsten aller irrigen Meinungen (über Materie und Geist) zu folgen. Das ist um so lohnender, als uns Nägeli zeigt, in welchem Gegensatz er zu Du Bois-Reymond steht, welch letzterer das Bewußtsein — die geistige Kraft — als unlösbares Rätsel, als ewiges Mysterium betrachtet wissen will.

Die Einwürfe gegen den innigen Zusammenhang zwischen körperlicher und unkörperlicher (immateriell-geistiger) Natur ziehen die trennende Kluft an verschiedenen Stellen. Einmal soll die belebte Natur überhaupt (oder die „beseelte" Natur, insofern man auch den Pflanzen eine Seele zuschreibt), dann die mit Empfindung begabte Tierwelt, endlich das geistig-bewußte Menschengeschlecht etwas absolut Besonderes darstellen, indem auf der höheren Stufe neue immaterielle oder ewige Prinzipien zur Geltung kommen.

Nun muß allerdings zugegeben werden, daß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus gegen den Glauben an immaterielle Kräfte in direkter Weise nichts unternommen werden kann. Denn der Naturforscher kann ihre Nichtexistenz nicht beweisen; aber er kann zeigen, daß **jeder Glaube durchaus überflüssig** ist, da sich alles auf natürlichem Wege erklären läßt, und daß die Behauptung jener immateriellen Kräfte ein Unwahrscheinliches setzt, weil solche Kräfte mit unserer Erfahrung im Widerspruch stehen.

Wer Einsicht und Erfahrung genug besitzt, kann sehen, daß von dem klarsten Bewußtsein des Denkers durch das dunklere Bewußtsein des Kindes bis zur Bewußtlosigkeit des im Mutterleib liegenden Keimes und zur Gefühllosigkeit

der menschlichen Eizelle, — daß vom hellen Bewußtsein des Dichters und Forschers durch das dunklere Bewußtsein unentwickelter Menschenrassen und höherer Tiere bis zur Bewußtlosigkeit der niederen Tiere und Sinnpflanzen, ja bis zur Gefühllosigkeit der übrigen Pflanzen eine allmähliche Abstufung stattfindet, ohne daß man imstande wäre, irgendwo zwischen den verschiedenen Stufen eine schroffstehende Grenze zu ziehen. Ja diese Abstufung ohne schroffe Grenzen ist auch wahrnehmbar von dem Leben des tierischen Eies und der Pflanzenzelle an durch mehr oder weniger leblose organisierte Elementargebilde (Teile der Zelle) bis zu den Kristallen und chemischen Molekülen.

Nun folgert Nägeli in klarster Weise: Wie alle Organismen — Pflanzen, Tiere und Menschen — nur aus Stoffen bestehen und gebildet worden sind, die in der unorganischen, in der sogenannten leblosen Natur vorkommen, so sind selbstverständlich auch die den Stoffen anhaftenden Kräfte mit in die Bildung eingetreten.

Wenn Stoffe zusammentreten, so vereinigen sich ihre Kräfte zu einer Resultierenden, welche die neue, allerdings nur relative Eigenschaft des entstandenen Körpers darstellt.

So ist zum Beispiel Zinnober = Quecksilber + (plus) Sauerstoff — (minus) Wärme. Zucker = Kohle + Wasserstoff + Sauerstoff — Wärme.

So sind auch „Leben" und „Gefühl" neue relative Eigenschaften, die den chemischen Bestandteilen des lebendigen Plasmas unter besonderen Umständen zukommen. Dementsprechend zeigt uns die Erfahrung, daß das Geistesleben überall aufs innigste mit dem Naturleben zusammenhängt, daß das eine das andere beeinflußt und ohne dasselbe nicht bestehen kann.

Es ist daher notwendig, daß, wie überall in der Natur, Kräfte und Bewegungen dem Stoffe anhaften, mit anderen Worten, daß sie aus den allgemeinen Kräften und Be-

wegungen der Natur zusammengesetzt sind und nach Ursache und Wirkung mit denselben zusammenhängen.

Dieser Forderung eines ursächlichen Zusammenhangs kann sich kein Naturforscher, welcher nicht bewußt oder unbewußt seinem obersten Grundsatz untreu wird, entziehen. Die Aufgabe wäre also die, zu erkennen, wie die Kräfte des unorganischen Stoffes in dem zu Organismen gestalteten Stoffe sich vereinigen, daß ihre Resultierende, das heißt das Ergebnis dieser Kräftevereinigung Leben, Gefühl, Bewußtsein darstellt.

Die Erfüllung dieser Aufgabe liegt in der Ferne, aber sie ist **möglich**!

Nägeli zeigt ferner, wie Du Bois-Reymond, indem dieser die Empfindung und das Bewußtsein als außerhalb des Gesetzes zwischen Ursache und Wirkung stehend und als ewiges Rätsel betrachtet, einem neuen Dualismus ruft, der das naturwissenschaftliche Bewußtsein nur wenig befriedigen kann. Nägeli sucht daher eine befriedigende Lösung, und diese liegt ziemlich nahe, wenn wir das Urteil über diese Erscheinungen in der organischen Natur auch auf diejenigen in der unorganischen ausdehnen.

Es ist zugegeben, muß sogar zugegeben werden, weil es wahr ist, daß wir nur die materiellen Bedingungen des Geisteslebens erkennen können, daß uns aber das Zustandekommen derselben aus ihren Bedingungen für immer verborgen bleibt. Aber die gleiche Schranke wie in den geistigen finden wir in allen rein materiellen Vorgängen. Wir wissen zum Beispiel aus Erfahrung, daß ein in die Luft geworfener Stein auf die Erde fällt, und wir sagen, es geschehe deshalb, weil die Erde ihn anziehe. Allein diese Anziehung ist für uns unbegreiflich. Die von der Physik und Chemie in allen Schulen gebrauchten Ausdrücke „Anziehung" und „Abstoßung" sind nur kurze Ausdrücke, welche Reihen von gleichartigen Vorgängen zusammenfassen; aber es sind keine Erklärungen. Die Schwierigkeiten für die Erkenntnis unorga-

nischer Erscheinungen sind grundsätzlich die nämlichen wie diejenigen, auf welche wir bei den organischen Vorgängen stoßen.

Aber gerade hierin finden wir die Brücke zu einer einheitlichen Auffassung der Natur. Nägeli geht bei seinem Nachweis, wie es die naturwissenschaftliche Methode verlangt, von dem Bekannten aus, um daraus eine Vorstellung über das uns Unbekannte zu gewinnen. Das Bekannte ist die geistige Erscheinung.

Wir kennen das Geistesleben nur aus zahlreichen subjektiven Erfahrungen; wir wissen, daß wir Schlüsse machen, daß wir uns erinnern, daß wir Lust und Schmerz empfinden. Daß verwandte, aber unentwickelte Vorgänge bei Kindern und höheren Tieren vorkommen, schließen wir aus ihren Handlungen und aus ihren körperlichen Äußerungen, die wir als Ausdruck von Gemütsbewegung und Empfindung deuten. Dafür, daß auch die niederen Tiere noch Empfindung besitzen, die nur gradweise von der bewußten Empfindung des Menschen verschieden ist, haben wir tatsächliche Beweise bloß in ihren auf Reiz erfolgenden Bewegungen und in dem wichtigen Umstand, daß diese Reizbewegungen mit den aufsteigenden Tierklassen durch alle Abstufungen in die kompliziertesten Vorgänge des menschlichen Gehirns übergehen. Von den Reizbewegungen der niedersten Tiere kommen wir unvermerkt zu denen der einzelligen Pflanzen und der Sinnpflanzen. Manche einzellige Pflanzen bewegen sich im Wasser wie Tierchen. Selbst viele mehrzellige Pflanzen, welche im ausgewachsenen Zustand bewegungs- und empfindungslos erscheinen, beginnen ihr Leben mit einer tierartig sich bewegenden Zelle, was früher zu der Meinung Anlaß gab, als existierten wirklich Organismen, die während ihres Lebens bald Tier, bald Pflanze seien. Wir gelangen unvermerkt und durch die feinsten Abstufungen von den einzelligen und von den Sinnpflanzen zu den Vorgängen der scheinbar reizlosen Gewächse, welche hinwieder von den Vor-

gängen in der unorganischen Natur nicht zu trennen sind. Zwischen den Reizbewegungen der Pflanzen und Tiere und den scheinbar reizlosen Bewegungen unorganischer Körper ist aber kein anderer Unterschied als der, daß beim Reiz eine natürliche Ursache auf zahllose, gleichartig geordnete Stoffteilchen wirkt und dadurch eine bemerkbare Orts- und Empfindungsbewegung hervorbringt, während beim Mangel dieser bemerkbaren Bewegung die Ursache der nach verschiedenen Richtungen erfolgenden Bewegungen der Stoffteilchen nicht als Reiz bezeichnet wird.

Bei den höheren Tieren ist mit der Reizbewegung deutlich Empfindung verbunden. Aber wir müssen Empfindung auch den niederen Tieren zugestehen, und wir haben keinen Grund, den Pflanzen und den unorganischen Körpern Empfindung abzusprechen.

Die Empfindung versetzt uns in Zustände des Wohlbehagens oder des Mißbehagens. Im allgemeinen entsteht das Gefühl der Lust, wenn den natürlichen Trieben Befriedigung wird, das Gefühl des Schmerzes, wenn diese Befriedigung versagt wird. Da alle materiellen Vorgänge aus Bewegungen der Moleküle und Elementatome zusammengesetzt sind, so müssen Lust und Schmerz in diesen kleinsten Teilchen ihren Sitz haben; sie müssen durch die Art und Weise bedingt werden, wie die kleinsten Teilchen den auf sie einwirkenden Zug- und Druckkräften folgen können.

„Die Empfindung ist also eine Eigenschaft der Eiweißmoleküle, und wenn sie den Eiweißmolekülen zukommt, so müssen wir sie auch denen der übrigen Stoffe zugestehen."

Wenn nun die Moleküle — sagt Nägeli weiter — irgend etwas besitzen, was der Empfindung, wenn auch noch so ferne, verwandt ist (— und wir können nicht daran zweifeln, da jedes Molekül die Gegenwart, die bestimmte Beschaffenheit, die besonderen Kräfte des anderen empfindet und entsprechend dieser Empfindung den Trieb der Bewegung hat und unter Umständen auch wirklich sich zu bewegen anfängt,

gleichsam lebendig wird, da ferner solche Moleküle die Elemente sind, welche Lust und Schmerz bedingen —), wenn also die Moleküle etwas der Empfindung Verwandtes verspüren, so muß es **Wohlbehagen** sein, wobei sie der Anziehung oder Abstoßung, ihrer Zuneigung oder Abneigung folgen können, **Mißbehagen,** wenn sie zu einer gegenteiligen Bewegung gezwungen sind, weder Wohlbehagen noch Mißbehagen, wenn sie in Ruhe bleiben.

Da nun die Moleküle mit mehreren ungleichen Zug- und Druckkräften aufeinander einwirken, so werden, wenn sie in Bewegung geraten, von ihren Neigungen immer die einen befriedigt, die anderen beleidigt. Diese verschiedenen Empfindungen sind aber notwendig nach Beschaffenheit und Stärke ungleich, je nachdem sie durch die allgemeine Gravitationsanziehung, durch die allgemeine Abstoßung der Elastizität und der Wärme, durch elektrische und magnetische Anziehung und Abstoßung, durch chemische Verwandtschaft verursacht werden. Die einfachsten Organismen, die wir kennen, die Moleküle der chemischen Elemente, werden also gleichzeitig von mehreren qualitativ und quantitativ (nach Eigenschaft und Stärke) verschiedenen Empfindungen bewegt, die sich zu einer Gesamtempfindung der Lust oder des Schmerzes zusammensetzen.

Wir finden somit auf der niedersten und einfachsten Stufe der Stofforganisation, die wir kennen, wesentlich die nämliche Erscheinung wie auf der **höchsten** Stufe, wo sie uns als bewußte Empfindung entgegentritt. Die Verschiedenheit ist nur eine gradweise.

Fassen wir das **Geistesleben** in seiner allgemeinsten Bedeutung als den immateriellen Ausdruck der materiellen Erscheinung, als die Vermittlung von Ursache und Wirkung, so finden wir es **überall** in der Natur.

Geistige Kraft ist das Vermögen der Stoffteilchen, aufeinander einzuwirken. Der geistige Vorgang ist die Vollziehung dieser Einwirkung, welche in Bewegung, somit in

Lageveränderung der Stoffteilchen und der ihnen anhaftenden Kräfte besteht und dadurch unmittelbar zu einem neuen geistigen Vorgang führt.

So schlingt sich **das nämliche geistige Band** durch alle materiellen Erscheinungen.*

Als Endglied in der Kette dieser einfachen und höchst natürlichen Schlußfolgerungen erscheint die Nägelische Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Menschengeistes.

Der menschliche Geist ist nichts anderes, als die höchste auf unserer Erde erreichte Entwicklung der geistigen Vorgänge, welche die Natur überall beleben und bewegen.

Er ist aber nicht das Absonderungsprodukt der Gehirnsubstanz (wie Karl Vogt annahm); als solches wäre er ohne weiteren Einfluß auf das Gehirn, wie die abgesonderte Galle ohne weitere Bedeutung für die Leber ist. Empfindung und Bewußtsein haben vielmehr ihren festen Sitz im Gehirn, mit dem sie unauflöslich verbunden sind, und in welchem durch ihre Vermittlung neue Vorstellungen gebildet und in

---

* Wir erinnern uns hier unwillkürlich an das Rückertsche Gedicht „Die Seel' im All“:

Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch;
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
— — — — — — — — — — — — — —
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall,
— — — — — — — — — — — — — —
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
— — — — — — — — — — — — — —
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.
— — — — — — — — — — — — — —
Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Schwingen und der Fall.
— — — — — — — — — — — — — —

Taten umgesetzt werden. Wie der Stein nicht zur Erde flöge, wenn er die Anwesenheit der Erde nicht empfände, so würde auch der getretene Wurm sich nicht krümmen, wenn ihm die Empfindung mangelte, und das Gehirn würde nicht vernünftig handeln, wenn es ohne Bewußtsein wäre.

So ist nach Nägeli die eine der von Du Bois-Reymond prätendierten „unübersteiglichen" Schranken des Naturerkennens, die Frage nach der Erklärung des Bewußtseins, gefallen oder besser gesagt: das eine der vorgeblich unlösbaren Rätsel als lösbar hingestellt und der naturwissenschaftlichen Forschung wiedergewonnen.

In der Tat befriedigt die Nägelische Anschauung auch vollständig unser Bedürfnis nach Erkennung von Ursache und Wirkung, und es muß dem Naturforscher eine logische Notwendigkeit bleiben, in der endlichen Natur nur gradweise Unterschiede gelten zu lassen.

„Wie es für alles Räumliche, ebenso für alles Zeitliche ein Maß gibt, so muß es auch ein gemeinsames Maß für die geistigen Vorgänge geben.

„Wie die materielle Natur sich vom Einfachsten zum Zusammengesetztesten allmählich abstuft, so muß auch in der ihr parallel gehenden Natur eine ähnliche Abstufung bestehen."

Es wird schwer sein, jenes gemeinsame Maß für die geistigen Vorgänge zu finden; aber wir verzweifeln nicht an dieser Aufgabe, sondern sind der frohen Hoffnung, daß es der vergleichenden Psychologie, der die ganze Tierwelt in den Bereich ihrer Untersuchung ziehenden Seelenlehre gelingen wird, durch Auffindung jenes Maßes und durch die Handhabung desselben sich zu einer exakten Naturwissenschaft zu erheben.

Nägeli faßt am Schlusse seiner klassischen Auseinandersetzung über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis den didaktischen Inhalt in folgende Sätze zusammen:

Die naturwissenschaftliche Erkenntnis bleibt in der Endlichkeit befangen; der Naturforscher muß sich daher strenge auf das Endliche beschränken.

Die Naturforschung muß exakt sein; sie muß sich durchaus von allem, was die Grenze des Endlichen und Erkennbaren überschreitet, fernhalten; sie muß, da der Gegenstand ihrer Untersuchung nur der endliche, kraftbegabte Stoff, die Materie ist, streng materialistisch verfahren, ohne zu vergessen, daß dieser **richtige** Materialismus ein empirischer (ein auf Erfahrung fußender) und kein philosophischer ist und daß diesem richtigen Materialismus die gleichen Grenzen gesteckt sind wie dem Gebiet, auf dem er sich bewegt.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Naturforscher nicht philosophieren, daß er sich nicht auch auf idealen und transzendenten Gebieten bewegen dürfe. Aber sobald er dies tut, hört er auf, Naturforscher zu sein, und was ihm dabei aus seinem Beruf zugute kommt, ist nur das, daß er die beiden Gebiete streng auseinander hält, daß er das eine als das reine Gebiet des Forschens und Erkennens, das andere aber, indem er es von allem Endlichen befreit, als das verborgene Gebiet der Ahnung zu behandeln weiß.

Wahrhaft erhebend und in geweihten Augenblicken ruhiger Weltbetrachtung neue, kräftige Impulse einflößend, ist der wunderbar klare Ausblick über das Erreichte, das bisher Erkannte und das noch zu Erkennende. Wir dürfen es dem bedächtigen Forscher, dem an exakte Methode und an reservierte Äußerung gewohnten Physiologen hoch anschlagen, daß er in unseren Tagen, da es fast an allen Enden aus den Schlupfwinkeln der Unwissenheit höhnisch als Echo widerhallt: „Ignoramus!" kühn und unerschrocken sein Votum in die Wagschale wirft. Nägeli schließt folgendermaßen:

Dem menschlichen Geiste, seinem Forschungstrieb und seiner Erkenntnis steht die ganze sinnlich wahrnehmbare Welt offen. Er dringt vermittels Teleskops und Rechnung in die größten Entfernungen, vermittels Mikroskops und

Kombinationen in die kleinsten Räume. Er erforscht den zusammengesetztesten und verwickeltsten Organismus, der ihm selber angehört, nach den mannigfaltigsten Richtungen. Er erkennt die in der Natur herrschenden Kräfte und Gesetze und macht sich dadurch die unorganische und organische Welt, soweit er sie erreichen kann, dienstbar. Wenn er die bisherigen Errungenschaften in den Gebieten des Wissens und der Macht überblickt und an die künftigen noch größeren Eroberungen denkt, so kann er mit Stolz sich als den Herrscher der Welt fühlen.

Aber was ist diese Welt, die der menschliche Geist beherrscht? Nicht einmal ein Sandkörnchen in der Raumewigkeit, nicht eine Sekunde in der Zeitewigkeit und nur ein Außenwerk an dem wahren Wesen des Alls. Denn auch an der winzigen Welt, die ihm zugänglich ist, erkennt er nur das Veränderliche und Vergängliche. Das Ewige und Beständige, das Wie und das Warum des Alls bleibt dem menschlichen Geiste für immer unfaßbar, und wenn er es versucht, die Grenze der Endlichkeit zu überschreiten, so vermag er nur sich selbst zum lächerlich ausgestatteten Götzen aufzublähen oder das Ewige und Göttliche durch menschliche Verunstaltungen zu entwürdigen.

In der endlichen Welt walten unabänderlich die ewigen Naturkräfte, deren Wirkungen wir als Gesetze der Bewegung und Veränderung erkennen. Ob und wie sie Inhalt und Ausfluß eines in Ewigkeit beharrenden, bewußten Zweckes sind, übersteigt unser Fassungsvermögen.

Wenn mein Vorgänger Du Bois-Reymond seinen Vortrag mit den niederschmetternden Worten: Ignoramus und Ignorabimus geschlossen, so möchte ich den meinigen mit dem bedingten, aber tröstlicheren Ausspruch schließen, daß die Früchte unseres Forschens nicht bloß Kenntnisse, sondern wirkliche Erkenntnisse sind, welche den Keim eines fast unendlichen Wachstums in sich tragen, ohne deshalb der Allwissenheit um den kleinsten Schritt sich zu nähern. Wenn

wir eine vernünftige Entsagung üben, wenn wir als endliche und vergängliche Menschen, die wir sind, uns mit menschlicher Einsicht bescheiden, statt göttliches Erkennen in Anspruch zu nehmen, so dürfen wir mit voller Zuversicht sagen: **„Wir wissen und wir werden wissen."**

Nachwort

(Datum August 1904) zu dem Aufsatz:

„Wir wissen und wir werden wissen".

Professor Dr. Karl Nägeli, einer der hervorragendsten Pflanzenphysiologen des neunzehnten Jahrhunderts, ist nun schon längst vom Schauplatz des Naturgeschehens verschwunden. Seine Asche ruht im Zentralfriedhof von Zürich, und seine Werke wirken nach in den Lehrbüchern der Botanik und der allgemeinen Physiologie. Sein ganzes Leben lang war er ein bedächtiger, streng logischer Gegner alles Wunderglaubens und des Glaubens an übernatürliche Kräfte. Das zeigte er unzweideutig in seiner früheren Abhandlung: „Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art", München 1865, nicht minder unzweideutig auch in seiner Münchener Rede von 1877, die ich im vorstehenden Kapitel skizziert habe.

Diese Rede — gehalten vor einer Versammlung von zirka 2000 Naturforschern und Naturfreunden, gehalten unter dem Vorsitz des Herzogs Dr. med. Karl Theodor von Bayern — war ein Protest gegen die Einlullungsversuche derjenigen, welche die Finsternis mehr lieben als das Licht, die Unwissenheit seliger preisen denn das Wissen, und den Glauben höher achten als das Schauen, ein Protest gegen die Zaghaftigkeit der Zaghaften, ein Protest gegen die Seligpreisung der Armen im Geiste — ein Appell an den Mut der Forschung und an die Entwicklungskraft der Wissenschaft und ihrer Jünger.

Man hat damals erwartet, daß die kirchengläubige Presse Deutschlands sich gegen Nägeli werde vernehmen lassen. Wir rechneten ganz sicher darauf, daß die hoch aufsprossende Macht des Klerikalismus sich ein Hauptvergnügen daraus machen werde, den kleinen, untersetzten Mann dort drüben im botanischen Museum — vis-a-vis der Bonifaziuskirche — am Rockschößchen zu nehmen und vor das Inquisitionstribunal zu schleppen. —

Von alledem geschah nichts.

Im Gegenteil! — das bayerische „Vaterland", das Hauptorgan des bayerischen Klerus, dieses streitbare Blatt, sonst stets munter und lustig zu jedem Kampfe bereit gegen Aufklärung und Freidenkerei — dieses römisch-gläubige „Vaterland" brachte kurz nach der denkwürdigen Münchener Naturforscherversammlung in seinem Feuilleton die ganze Nägelische Rede ohne alle Kürzung in extenso, auch „ohne eine Wimper zu zucken".

Eine ketzerische Naturforscherrede — ohne Randbemerkung, ohne irgendwelchen Protest, ohne irgendwelchen Einwand abgedruckt im bayerischen „Vaterland"!

Wie verstehen wir das?

Darüber haben wir (Nägeli und ich) uns ein halbes Jahr später unterhalten, da ich durch München reiste und meinen hochverehrten Lehrer wieder sehen und sprechen konnte. Nägeli selbst wußte sich das sonderbare Vorkommnis damals nicht zu erklären. Ich denke aber, daß die katholische Kirche und ihr Klerus dem imposanten Drang nach wissenschaftlicher Wahrheit gegenüber viel vorsichtiger geworden ist, als die lutherische Kirche und ihre Geistlichkeit es geworden sind. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer; gegenüber Galilei und Giordano Bruno hat sich die katholische Klerisei so arg die Finger verbrannt, daß ihr wohl die Lust zum Teile vergangen ist, weiterhin bockbeinig den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen gegenüber in blutiger Verneinung zu verharren. Sie — die katholische Kirche —

darf sich ja auch wohl erlauben, über einen lutherischen Pastor Knack, der die Umdrehung der Erde um der Bibel willen leugnet, ihre Späßchen zu machen.

Die Kirchen und ihre Diener müssen zu lernen wissen. Verstehen sie das nicht, so gehen sie unter — werden ausgejätet nach dem Prinzip der Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein.

Ich habe diese Rede Nägelis, die in dem Worte „Wir wissen und wir werden wissen" so trostvoll ausklingt, einen Beitrag zur Geschichte von den „Welträtseln" genannt. Das ist sie tatsächlich; denn Nägeli — beineben bemerkt: kein Freund und Parteigänger Häckels — steht im wesentlichen den sogenannten Welträtseln gegenüber auf demselben Standpunkt wie Häckel, der heute von Hunderttausenden denkender Menschen gefeiert, von etlichen rückständigen Philosophen aber wie ein Schulknabe von oben herab behandelt wird.

Wahrhaftig, wahrhaftig! wir sind ringsum von der Endlichkeit und Beschränktheit begrenzt. Die meisten „Philosophen" verstehen nicht naturwissenschaftlich, naturlogisch zu denken; darum behandeln sie uns Naturforscher nur so schlechtweg wie „Waisenknaben".

Wie oft aber ist es geschehen, daß ein Waisenknabe weiser gewesen ist als alle Waisenväter der ganzen weisen Weltordnung!

Die Atomistik der Neuzeit, das ist die Grundlage des wissenschaftlichen Materialismus, steht im Begriff, eine mächtige Wandlung zu erfahren. Physik und Chemie haben in der Annahme von Atomen und Kräften, in der Setzung kleinster Elementteilchen, lange Zeit bis zur Gegenwart die schönsten Triumphe gefeiert. Dieser Dualismus der Wissenschaft mit seiner Setzung „Stoff und Kraft" kann ganz wohl eines Tages als Hilfsmittel zur Ausweitung menschlicher Erkenntnis entbehrt werden. Gibt es doch heute schon eine ganze Anzahl exakter Forscher bewährten Ruhmes, welche

Natur und Weltall nur noch als Wesenheit von Kräften betrachten und des „Stoffes“, der „Atome“ sich glauben entschlagen zu können. Das sind die Vertreter und Anhänger der Energetik, welche nur noch von Energie, von Kraft und Kraftformen reden, wo man bis heute von Atomen und Atomkräften sprach. Tatsächlich erhalten wir Menschen einzig und allein nur durch Kraft- oder Energieformen Kunde von den Dingen in der Natur und im Weltall. Alles, was wir mittels der Sinnesorgane wahrnehmen, ist tatsächlich nur die Äußerung von Kräften, welche auf unsere Sinnesorgane als Reize einwirken. Und man kann wohl sagen, daß es — genauer betrachtet — ein Luxus ist, außer den Kräften noch etwas anderes, zum Beispiel Atome zu setzen. So ist denn zu gewärtigen, daß eines Tages die Atomistik in der Naturwissenschaft einem Anderen Platz machen muß, der Energetik. Wird es dann sogar gelingen, alle Kraftformen, wie die Schwerkraft, Licht, Elektrizität, Magnetismus usw. als bloße Modifikationen einer einzigen Kraft, einer einzigen Energie, einer einzigen, unzerstörbaren, ewigen und welterfüllenden, also auch unendlichen Wesenheit zu erkennen: dann mögen bald auch viele Zwiespälte in den verschiedenen Weltanschauungen (und Religionen) verschwinden und unser — oder unserer Nachkommen geistiger Blick sich mächtig ausweiten, wachsend in dem Vermögen, auch den Welträtseln gegenüber klarer zu sehen, als es bislang geschehen ist.

Da hinaus geht unser Hoffen, das fast zu einer frohen und festen Zuversicht herangereift ist.

Einstweilen ist unser geistiges Vermögen noch zu beschränkt, um dem Drange nach der Erfassung des Unendlichen und Ewigen in befriedigender Weise gerecht zu werden.

Wird das immer so sein?.

Werden wir uns immer wieder mit Faust sagen müssen:

> „Und sehe, daß wir nichts wissen können!
> Das will mir schier das Herz verbrennen“?

Kann nicht unser Denkvermögen, das sich tatsächlich aus unscheinbaren Anfängen zu einer erklecklichen Höhe geistiger Begabung hinauf entwickelt hat, sich unbegrenzt weiter entwickeln?

Daß wir heut nicht **alles** wissen können:
Das darf uns nicht das Herz verbrennen.

Wären wir überhaupt beneidenswert, wenn wir alles wissen könnten? Was nützte es dem Menschen, wenn er imstande wäre, das ganze Weltall auszumessen und das Ding, welches im Raume spukt, von allen Seiten zu betrachten: wenn dieses nur mit dem Aufwand all seiner Kraft und seiner Lebenszeit zu erringen wäre? Die feuchten Wolken eines christlichen Himmels würden demgegenüber doch vorzuziehen sein.

Was wir aus dieser ersten Phase des Kampfes um die „Welträtsel" lernen können, das ist die Lehre: Ein eitles, unnützes Unterfangen ist es und wird es immer bleiben, apodiktisch zu erklären, es gebe zwei, drei oder gar sieben Welträtsel, die ewig Rätsel, ewig ungelöst bleiben würden.

Niemand hat das Recht, von seinem beschränkten Standpunkt aus zu erklären: was **ich** nicht erfassen kann, das werden andere auch nicht erfassen, in alle Ewigkeit nicht kapieren.

Du Bois-Reymond setzt ein Welträtsel in die angebliche Unfaßbarkeit der „Materie". Er ist Anhänger der Atomistik.

Wie nun, wenn die fortschreitende Naturerkenntnis eines Tages die absolute Gewißheit beweisen wird, daß es gar keine Atome und keine Mechanik der Atome gibt? Keine Mechanik der Atome, worauf doch Laplace sein Ideal von einer mathematischen Weltformel aufgestellt hat!

Schon Nägeli verneint die Opportunität des Postulats einer idealen mathematischen Weltformel. Aber auch er ist mit Du Bois-Reymond der Ansicht:

„Nie werden wir besser als heute wissen, was hier, wo Materie ist, im Raume spukt.“

Heute — 27 Jahre später — würde Nägeli wohl zugeben, daß es untunlich ist, zu sagen: „Nie werden wir besser wissen“, und daß diejenigen recht haben können, welche sagen:

„Gewiß werden wir besser als heute wissen, was hier, wo Materie ist, im Raume spukt.“

Nie soll einer sich erkühnen und mit dem Brustton vollster Überzeugung deklarieren: „Hier oder dort gibt es unlösbare Rätsel für alle Zeiten und für alle Menschen.“

Denn unabsehbar ist die Reihe der Entwicklungs- und der Erkennungsstufen des menschlichen Geistes.

Wer weiß denn, wo die Forschung ein Ende nehmen wird?

Wer weiß denn, wo die Entwicklung des menschlichen Denkens und seines Erkenntnisvermögens Schluß machen wird?

Besser wird der Optimismus fahren als der Pessimismus; jener kann die Welt erobern und er wird sie erobern, indes der Pessimismus als Gegner der progressiven Entwicklung sich begraben lassen muß.

Bleiben wir dem Entwicklungsprinzip treu!

Karl Vogt.

Sein Leben und sein Wirken.

Vorbemerkung.

Der nachstehende Aufsatz datiert vom Januar 1897 und erschien in Nr. 10, 12 und 13 der „Frankfurter Zeitung“ vom 10., 12. und 13. Januar genannten Jahres. Er kommt hier unverändert zum Wiederabdruck.

* * *

Das eine der beiden vor mir liegenden Bücher, über welche die „Frankfurter Zeitung“ ihren Lesern einiges mitteilen möchte, ist von Karl Vogt selbst verfaßt, aber erst nach seinem Tode publiziert worden: „Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke“ (Stuttgart, Verlag von E. Nägele, 1896). Es ist dies Buch — 13 Druckbogen stark — ein Teil, leider der einzige, seiner Selbstbiographie. Auf keinen Leser wird es seinen Eindruck verfehlen. Der Glanz einer zauberschönen Abendröte liegt über diesen Erinnerungen; der Leser wird sie zumeist als Morgenröte empfinden, solcher Art war und blieb des Verfassers Kunst, zu erzählen bis an sein Lebensende, wo diese Erinnerungen kurz vor seinem Tode niedergeschrieben wurden — von einem 75jährigen Greis aus lebendig erregter, jugendlich frisch gebliebener Menschenseele.

Hier führt uns Karl Vogt zurück in das idyllische Traumleben seiner Jugendzeit, wo in kleineren Landstädtchen und in Pfarrdörfern die sittsame Jungmannschaft sich regelmäßig am Sonntagmorgen noch vor der Kirchentür aufzustellen pflegte, „um die zur Predigt gehenden Mädchen zu betrachten“, indes die an Jahren und an „sittlichem Ernste“

viel reiferen Väter dem Gotteshaus fern blieben, den Genuß des Kanzelwortes ihren Frauen und Kindern überlassend.

Vogt erzählt uns da ganz herrliche Dinge aus der guten alten Zeit, die um drei Vierteljahrhunderte hinter unserer Gegenwart zurückliegt. Er zeichnet uns mit seinem kunstgewandten Stifte eine Fülle von Kulturbildern, die dem Historiker der Neuzeit köstliche Belehrungen bieten und jeden Leser überzeugen werden, daß ein Vergleich zwischen dem Heute und dem Damals in mehr als einer Beziehung zugunsten der Gegenwart ausfallen muß. — Sein Vater, der Medizindoktor Wilhelm Vogt, Professor an der Universität Gießen, war Vollblutdemokrat und seiner Landesregierung ungefähr in demselben Maße verhaßt, wie heutzutage ein sozialdemokratischer Hochschulprofessor einer despotischen Regierung naturgemäß verhaßt sein muß. Der Verfasser berichtet mit göttlichem Humor und ätzender Satire von den vielen Liebenswürdigkeiten, die der ganzen Familie, „dieser Teufelsbrut", von seiten der Regierung, wie auch von seiten der knechtseligen und frommen Philister angetan wurden. Gewiß, man begreift das, wenn man hier vernimmt, wie die Familie Vogt in Gießen sich aller herkömmlichen dummen Gebräuche und Gewohnheiten entschlägt, wie der Vater seine Buben in größtmöglicher Freiheit aufwachsen, ja sogar im Turnen sich üben läßt, was damals als regierungsfeindliche und staatsgefährliche Manifestation angesehen ward. Wer so sich aller Gottesfurcht und frommen Sitte entschlägt, der soll auch bitterlich empfinden lernen, was es heißt, der großen Mehrheit seiner Mitmenschen rücksichtslos vor den Kopf zu stoßen und der von Gott gesetzten Obrigkeit ärgerliche Sorgen zu bereiten. Die Vogts — Vater und Sohn — haben sich freilich daraus nie viel gemacht: sie gingen ihrer Wege und bewegten sich unter Philistern wie unter akademischem Volke so frei und selbständig, als wie wir es heute tun können in rein-demokratischen, republikanischen Gemeinwesen, sofern wir dazu Lust und genügenden Mut in uns haben.

Karl Vogt hat in diesen seinen Jugenderinnerungen über die Knaben- und Studentenjahre soviel des Schönen und Interessanten zu erzählen gewußt, daß wir erst jetzt — nachdem wir sein kleines Buch gelesen — verstehen, wie aus einem deutsch-kleinstädtischen Rangen ein solch herrlicher Mensch und Charakter werden konnte, der er als reifer Mann bis an sein Lebensende gewesen ist. Wenn ihm viele seiner Zeitgenossen wegen seiner Haltung in mancherlei politischen Fragen gravierende Fehler ins Schuldbuch schrieben, so hindert dies nicht, das Menschlich-Große in seiner Gesamterscheinung und seinem innersten Kernwesen rückhaltlos anzuerkennen.

Von Natur aus reichbegabt — an Leib und Seele gesund und stark — war er der älteste Sohn des vernünftigsten aller Väter, welche jemals in Tun und Lassen auf die Entwicklung ihrer Kinder mit richtigem Takte erzieherisch eingewirkt haben. Sein Vater war auch sein bester Lehrer, wenngleich er am allerwenigsten unter all den niederen und höheren Schulmeistern Gießens zu dem jungen Vogt im Verhältnis von Lehrer zum Schüler gestanden hat. Der Vater galt als Universitätsprofessor und Arzt als eine Autorität und war in den weitesten Kreisen ein hochangesehener Mann; so kam es, daß der junge Vogt, „das dicke Karlchen“, über manche schulmeisterliche Schablone und Pedanterie sich hinwegsetzen und frei sich auswachsen durfte, wo andere seines Alters in Drill und Schablonenwesen verkümmerten. Das sieht man klar beim Lesen dieser „Erinnerungen“, welche in Heinescher Art die gesellschaftlichen und die Unterrichtsverhältnisse der kleinen Provinzialstadt Gießen schildern. Wie Heinrich Heine in seiner Harzreise der Universitätsstadt Göttingen ein unvergängliches Denkmal göttlichen Humors und strafender Satire gesetzt hat, so ist es dem ehemaligen Gießener Bürger Karl Vogt nicht minder gelungen, seiner Vaterstadt ein gleich wertvolles Denkmal zu setzen, das vielleicht im Verlauf langer Jahrhunderte ebenso-

wenig versandet werden wird, als es die Memnonssäulen in Theben während der Jahrtausende geworden sind. Kein Gießener Student, kein Gießener Philister und kein Gießener Professor wird in Zukunft zu finden sein, der nicht über diesem Vogtschen Kunstwerk Zähren lachender Freude und Dankbarkeit vergossen haben wird.

„Wir waren (Vogt redet von der Gymnasiastenzeit), offen gestanden, eine bitterböse Rotte von Gassenbuben, im ganzen Lande bekannt und berüchtigt. Das Gymnasium von Gießen war in jeder Beziehung das schlechteste des ganzen Großherzogtums Hessen. Vielleicht ist es gerade diesem Umstand zu danken, daß aus demselben gar manche und verhältnismäßig viele unabhängige und originelle Männer hervorgegangen sind."

„Schrammen, Beulen und dergleichen Dinge kamen alltäglich vor." — Aber der Vater erschrak hierüber nicht gleich, weil er meinte: „Unkraut verdirbt nicht." Auch die Mutter nahm Klagen und Weinen nicht gern ab: „Einfältiger Junge, du weinst? Ein Junge und Heulen? Tu lieber einen tüchtigen F l u ch, um dir das Herz zu erleichtern!"

Daß Karl Vogt zu einem der gewichtigsten Gegner des „klassischen" Gymnasialunterrichts geworden ist, kann nicht erstaunlich sein. Die beste Zeit wurde mit Latein und Griechisch vertrödelt: „Von einem Verständnis des antiken Lebens oder auch nur der Schriftsteller war — — keine Rede. Man lernte deklinieren, konjugieren, skandieren, übersetzen, und damit hatte man jede Bedingung erfüllt, welche das klassische Studium an einen jungen Menschen stellen kann."

„So verstrich die Gymnasialzeit, an die ich nicht ohne einige Bitterkeit zurückdenken kann. Latein und Griechisch hatten wir gelernt, philologisch gelernt — sonst absolut nichts. Wir übersetzten und beherrschten die landläufigen Schwierigkeiten der beiden alten Sprachen, aber die Schriftsteller waren uns in den Tod verhaßt, und mit Ausnahme eines einzigen meiner Mitschüler, der später Philologe wurde, habe ich

nicht einen gekannt, der nicht unmittelbar nach dem Maturitätsexamen seine sämtlichen Klassiker zum Antiquar auf Nimmerwiedersehen getragen hätte. Von Geschichte kannten wir einige Daten aus dem kleinen Bredow; in der Mathematik waren wir bis zur Regel de tri vorgedrungen; wer nicht zu Hause, durch Eltern oder Bekannte, mit den deutschen Klassikern vertraut geworden war, hätte aus der Schule nicht wissen können, daß es einen Lessing und Wieland, einen Schiller oder Goethe gegeben hatte. So kamen wir zur Universität — was wir wußten, beeilten wir uns, mit dem Maturitätsexamen über Bord zu werfen. Das hatte wenigstens das Gute, daß für die neuen Kenntnisse, die wir erwerben sollten, unausgefüllter Platz in Menge vorhanden war in unseren Gehirnen."

Man wird sich beim Lesen dieser „Erinnerungen" unwillkürlich fragen müssen, ob es denn heute in unseren Mittelschulen um so viel besser aussieht als vor 70 Jahren? — Etwas besser schon, aber manchenorts nicht so viel, daß damit groß Aufhebens zu machen wäre, und der vielen sonderbaren Käuze von „Klassischgebildeten" unter den Professoren gibt es heutzutage noch eine erkleckliche Anzahl, welche mit souveräner Verachtung auf die „nichtklassisch" gebildeten Forscher und Gelehrten als wie auf Pfahlbauer oder höhlenbewohnende Barbaren herunterschauen. Karl Vogt hat solchen Armen am Geiste manchen Ärger bereitet, und er hat viele Schüler gefunden, die wackere Streiter geworden sind für den Kampf um eine Schulreform an Haupt und Gliedern. Eines Tages wird auch das Leben siegen über den Spuk im toten Wesen der „klassischen" Gymnasialstudien.

Im Herbste 1833 bezog Karl Vogt die Universität seiner Vaterstadt Gießen, wo er sich dem Korps „Palatia" anschloß, das scharf paukte, das heißt in wahren Panzerkleidern dem ebenso eingemummten Gegner Rede stand, wobei man sich gegenseitig gar emsiglich anstrengte, dem Widerpart einen ziemlich ungefährlichen Schnitt in die Haut beizubringen.

Vogt machte sich in späteren Jahren nicht wenig darüber lustig, wie er selbst als Paukender ausgesehen habe — mit seinem dicken kurzen Hals, zu kurz, um jemals einem Henkerstrick Platz genug für die Exekution zu gestatten. Seine erste Paukerei brachte ihn mit einem Theologiebeflissenen zusammen, den Vogt aber gegen allen Komment reglementswidrig anschnitt, glücklicherweise am behaarten Teile des mystischen Schädels, so daß der unglücklich Angeschnefelte wenigstens nicht genötigt war, „den Pfarrer an den Nagel zu hängen", was unweigerlich hätte geschehen müssen, wenn die Schramme mitten in das glatte Gesicht des Gottesmannes hineingepflanzt worden wäre. „So sah die Schmarre kein Mensch, wenn er das Vaterunser auf der Kanzel betete. Er ist in der Tat wohlbestallter Pfarrer im Hessenlande geworden und erbaut vielleicht noch jetzt (1894) seine Gemeinde durch ehrbaren Wandel und gottselige Gedanken."

Als Korpsstudent und Darmhesse politisierte Vogt frühzeitig genug gegen Preußen, um darin gute Übung und starke Gewohnheit für spätere Jahre sich anzueignen. Er blieb sich auch wirklich sein ganzes Leben lang darin treu, daß er den schnarrenden preußischen Sprechton und den schneidigen Militarismus stets in tiefster Seele haßte.

Zu den harmlosen Studenten zählte er allerdings nicht: das beweisen seine drei Bestrafungen aus dem Jahre 1834, worunter eine vierzehntägige Karzerhaft wegen Schlägerei zwischen Studierenden. Indessen schon nach zwei Semestern hat Vogt genug des Treibens seiner Korpsbrüder: er wird mehr und mehr „Kamel", studiert fleißig menschliche Anatomie und vergleichende Anatomie, Physiologie, Botanik und Chemie.

Eine der interessantesten Bekanntschaften aus seinen ersten Semestern war Georg Büchner, mit welchem zusammen Karl Vogt ein Privatissimum über vergleichende Anatomie hörte. Keiner dieser beiden mochte damals ahnen, zu welcher Anerkennung der andere späterhin gelangen werde. Bekanntlich war Georg Büchner eine hochbegabte poetische Natur,

die sich in seinem Meisterwerk „Dantons Tod“ offenbarte und die größten Hoffnungen erweckte. Vogt stellt ihm auch das Zeugnis aus, daß Georg Büchner als Student fleißig gewesen und in seinen Diskussionen mit dem Professor gründliche Kenntnisse verriet. In der Tat finden wir den jungen Büchner einige Jahre später bereits als Privatdozent an der Universität Zürich tätig, wo er aber schon am 19. Februar 1837 starb. (Seine Asche liegt auf einem der herrlichsten Punkte des Zürichberges begraben, und sein Denkmal trägt die schönen Nachrufworte: „Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab, der Verse schönsten nimmt er mit hinab.“ [Herwegh.]) Sonderbarerweise sind sich aber Georg Büchner und Karl Vogt als Studenten geistig nie nähergetreten, obgleich beide für dieselbe politische Freiheit glühten und derselben wissenschaftlichen Disziplin gegenüber eine warme Liebe bekundeten. Vogt sagt uns aber auch, warum er zu jenem in keine näheren Beziehungen treten mochte: „Offen gestanden, dieser Georg Büchner war uns nicht sympathisch. Er — — machte beständig ein Gesicht wie eine Katze, wenn es donnert, hielt sich beständig abseits und verkehrte nur mit — August Becker; sein schroffes, in sich abgeschlossenes Wesen stieß uns immer wieder ab.“ Nebenbei ist übrigens noch zu bedenken, daß Georg Büchner fünf Jahre älter war als Karl Vogt; dieser war noch ein Grüner, jener dagegen schon ein Student der höheren Semester.

Zu den lehrreichsten Partien der Vogtschen Erinnerungen gehören jene Buchseiten, wo er von dem jungen Professor Liebig berichtet, damals die aufgehende Sonne des nachmaligen Ruhmes der Gießener Universität. Wer je als Student des Glückes genoß, den Altmeister Liebig in ganzen Semestervorlesungen zu hören, der wird erstaunt sein, von Karl Vogt zu vernehmen, daß Liebig in jüngeren Dozentenjahren keineswegs einen mustergültigen Vortrag hatte; denn dreißig Jahre später galt er (als älterer Geheimrat) für der Besten einer unter den Dozenten der Münchener Hochschule.

Freilich mißlangen ihm auch hier, wie zu Vogts Zeiten in, Gießen die Experimente vor versammeltem Auditorium nicht selten, wie mir heute noch lebhaft in Erinnerung ist, daß dem braven Altmeister bei Anlaß der Darstellung von Phosphorwasserstoff der ganze Apparat in die Luft flog und brennende Phosphorstücke in alle Teile des Hörsaals geschleudert wurden. — Wir finden aber in Vogts Erinnerungen eine Bestätigung dafür, daß Liebig von Anfang bis zu Ende seiner Dozentenlaufbahn dasselbe Temperament, denselben Feuereifer beibehielt, der die Zuhörer an den Gegenstand seiner Vorlesungen fesseln mußte. Hierin lag wohl zumeist der Zauber seines lebhaften Vortrags, viel weniger in der Kunst der methodisch abgezirkelten und vornehm gedrechselten Rede des Akademikers.

Fast märchenhaft klingt es, was Vogt uns von der ersten, sehr prekären Ausstattung des nachmals zu Weltruhm gelangten Liebigschen Laboratoriums in Gießen erzählt. Kaum glaublich und doch wahr: die notwendigen Platintigel mußten dort von Liebigs Assistenten und Schülern selbst geschmiedet werden; Gasflammen waren damals noch unbekannt — man heizte mit Kohlen. Die Streichhölzer gehörten noch zu den unbekannten Bequemlichkeiten: „Man hatte Feuerzeuge mit in rauchende Schwefelsäure getauchtem Asbest; man mußte sich auch die Glasgerätschaften selbst blasen, die Korke schneiden und bohren usw."

Liebig, der mit dem Vater Karl Vogts als Kollege befreundet war, wollte aus dem jungen Vogt einen Chemiker machen, und dieser arbeitete in der Tat ein paar Semester als Laborant unter Liebig, aber Chemiker wurde er nicht. Daran war die politische Anrüchigkeit schuld, in welche Karl Vogt als Mitglied der Studentenverbindung „Palatia" hineingeriet.

Auf Ostern 1835 ward der Gießener Professor Wilhelm Vogt als Kliniker an die neugegründete Berner Universität berufen, und er siedelte mit seiner zahlreichen Familie dorthin über, nicht ohne bei diesem Anlaß noch widerliche Schikanen

und unzweideutige Verfolgungsversuche von seiten der darmhessischen Regierung zu erleben. Karl jedoch blieb in Gießen als Liebigs Schüler zurück, mußte aber alsbald flüchtig werden wie seine Korpsbrüder von der „Palatia“, die übrigens viel mehr, als Vogt es tat, sich in politischen „Umtrieben“ betätigten. Vogt beschreibt voll köstlichen Humors diese Flucht in allen ihren ergötzlichen Details. Er zeigt in drastischer Weise, daß flotte Studenten mit einigem Haar auf den Zähnen nicht nur der Polizei, sondern auch dem Universitätsrichter und noch höheren Personen eine Nase zu drehen wissen, wie sie im Buche steht. Unter allerlei Fährlichkeiten kam Vogt nach etlichen Wochen abenteuerlichen Flüchtlingslebens im August 1835 schließlich doch in Bern an, wo er selbstverständlich im Hause seiner Eltern mit offenen Armen empfangen wurde und von da ab nun an der Berner Hochschule sich medizinischen Studien zuwandte.

Die Schilderung des Familienlebens im väterlichen Hause zu Bern gehört zu den anmutigsten Partien des Karl Vogtschen Buches. Hier läßt er tief in sein Gemüt blicken, und was er uns da vom Schalten und Walten seiner wackeren Eltern berichtet, das ist nicht zu vergleichen mit dem Idyll eines ländlichen Pfarrhauses, sondern das ist das Bild eines zwar sehr unruhigen, aber in schöner Ordnung festgefügten Familienlebens, wo die reine Menschlichkeit ohne allen religiösen Hintergrund und Untergrund zum herzgewinnenden Ausdruck gelangt.

Dieses Haus wird stark von politischen Flüchtlingen aller Art heimgesucht. Der Papa Karls hat für acht Kinder zu sorgen; täglich saßen in stiller Zeit elf Personen am Tische; oft aber — wochen- und monatelang — waren außerdem noch etliche Flüchtlinge da, die in dieser schönsten aller Welten ihre eigene Heimat verlassen und in der Fremde irren mußten, Märtyrer der Freiheit, nach welcher die Nationen jahrzehntelang sehnend und verlangend ausgelugt hatten, ohne mehr zu erreichen, als daß ihre besten Kämpfer für Freiheit und

Recht gezwungen wurden, den Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln und in die Verbannung zu ziehen.

„Als der erste Flüchtlingsschwall aus den dreißiger Jahren nachließ, waren meine Geschwister allmählich herangewachsen, und unsere Freunde und Freundinnen rückten an die Stelle der heimatlosen Flüchtlinge, welche unterdessen Unterschlupf in der Schweiz gefunden hatten oder weiter nach Frankreich, England und Amerika ausgewandert waren.“

Bei seinen neu aufgenommenen anatomischen Studien warf sich der junge Vogt mit Vorliebe auf die Nervenanatomie und fand als Student manches Neue auf diesem Gebiet. Zwei volle Jahre widmete er sich dem Studium der vergleichenden Anatomie, ehe er seine eigentlichen Medizinstudien begann. Er hatte also eine feste propädeutische Basis, und wahrscheinlich würde er sich der praktischen Chirurgie zugewandt haben, wenn ihn nicht die vielen und schrecklichen Mißerfolge bei der damals noch üblichen Nachbehandlung sonst glücklich Operierter davon abgehalten hätten. Noch war ja damals nichts bekannt vom Listerschen Verband und von der ganzen Methode antiseptischer Wundbehandlung, wie der Antiseptik überhaupt. Die berühmtesten Chirurgen sahen ihre Arbeit und ihre Kunst so häufig durch Wundfieber und „Spitalbrand“ vernichtet und standen oft verzweifelt am Ausgang ihrer sinnreichsten Meisterstücke. „Ich habe den Professor Demme sein Messer im Zorne zu Boden schleudern sehen mit dem Ausruf: ‚Man sollte meinen, die Messer seien vergiftet.‘“ — Es hat sich ja bekanntlich seither herausgestellt, daß damals in der Tat die chirurgischen Instrumente und die Spitäler von Bakterien vergiftet waren; das Tierexperiment hat uns dazu verholfen, Methoden zu finden, wobei Wundfieber und Spitalbrand nicht mehr aufkommen können. Wären damals schon — in den dreißiger Jahren — diese Methoden bekannt gewesen, so würde Karl Vogt wohl ein Kollege Billroths geworden sein.

Im Sommer 1839 machte Karl Vogt den Medizindoktor und die Staatsprüfung für eine eventuelle Praxis als Arzt nach bernischem Gesetz. Er besteht gut, und seine Mutter, die ihn vorher ja nie „ochsen" gesehen und darum stets gefürchtet hatte, er werde unfehlbar durchfallen, umarmt ihn weinend vor Freude und um Verzeihung bittend, daß sie ihn im stillen unterschätzt habe. Aber praktischer Arzt wurde Karl Vogt nie. Unter den vielen Flüchtlingen, die im väterlichen Hause zu Bern abwechselnd das Fremdenzimmerchen inne hatten, fand sich eines Tages auch Ed. Desor ein, den man längere Zeit beherbergte, bis er bei Agassiz, dem nachmals so berühmt gewordenen und von den Darwinianern mit Recht so stark angefochtenen „Schöpfungsgedanken Gottes", Stellung fand. Dorthin folgte ihm auch Karl Vogt nach, — „mit vierzig Franken in der Tasche, die mir mein Vater als Wegsteuer mitgab. Ich habe später nie mehr einen Pfennig von ihm erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil ich von ihm niemals weitere Hilfe verlangte." Die Knaben- und Studentenjahre Karl Vogts sind damit zu Ende. Der Vogel ist aus dem Nest ausgeflogen und will flügge bleiben.

Im letzten Kapitel seiner autobiographischen Aufzeichnungen behandelt Vogt noch das Verhältnis zwischen Louis Agassiz einerseits und Desor und Karl Vogt andererseits. Es schließt mit einem unfreundlichen Mißklang, den zu verschweigen wir keine Ursache haben, um so weniger, als Karl Vogt auch den Tugenden und Talenten seines angefochtenen Lehrers und — — Ausbeuters mit aller Biedermännigkeit gerecht wird. Diese Geschichte verhält sich — nach den übereinstimmenden Berichten von Karl Vogt und William Vogt — in kurzen Zügen folgendermaßen:

Agassiz — in Neuenburg residierend — war ein tüchtiger Sammler von paläontologischen Dingen und besaß damals bereits einen Namen als Forscher und Versteinerungskundiger. Unmassen von Material für weitere Arbeiten waren bei ihm in Neuenburg aufgespeichert und harrten der wissenschaft-

lichen Verarbeitung, zu welcher er weder Zeit noch — — Sitzleder genug hatte. Er bedurfte also der Gehilfen und engagierte daher die beiden jungen Gelehrten Desor und Vogt. Diese wurden nun von Agassiz in das Joch der Forscherarbeit eingespannt und während voller fünf Jahre zum Heile der Wissenschaft ausgebeutet. Agassiz bezahlte den Lebensunterhalt der beiden Arbeiter; ihre Arbeiten gehörten ihm — cela va sans dire! Das war schon Anno 1839 der Fabrikantenstandpunkt, warum sollte es nicht zugleich der Rechtsstandpunkt eines frommen, bibelfesten Gelehrten sein dürfen? Es ist keine Frage: Vogt sowohl als Desor haben bei Agassiz innerhalb der fünf Jahre vieles gelernt; aber sie haben auch vieles geleistet, was nicht das Verdienst ihres Meisters gewesen ist, der stets mehr unternahm, als er auszuführen vermochte, und daher auf jene schiefe Ebene geriet, auf welcher man die Rutschung nach unten zu verhindern sucht, indem man sein Eigengewicht vermehrt durch Infiltration mit den Gewichtseinheiten anderer, die dann aber in der Rechnung des physikalischen Vorgangs eliminiert bleiben. Die Geschichte der Wissenschaften kennt manche solcher merkantilen Taschenspielerkünste. Aber heute würde man doch jedem Gelehrten höhnisch ins Gesicht lachen, wenn er behaupten wollte, daß der Ruhm aller Arbeiten, die seine Gehilfen, Assistenten und Laboranten unter seiner Aufsicht leisten, einzig und allein seinem erhabenen Schädel gutzuschreiben sei.

Indessen wollen wir uns bei diesem Mißklang nicht über Gebühr aufhalten. Es sei hier einzig noch ein Satz wörtlich angeführt, den Karl Vogt in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahr, also angesichts des Todes, niedergeschrieben hat:

„Ich kann mit vollkommener Wahrheit sagen, daß von all den großen und bedeutenden Werken, die während unseres fünfjährigen Zusammenseins hergestellt wurden, Agassiz höchstens fünf Druckbogen geschrieben hat. Desor besorgte größtenteils seine ausgebreitete Korrespondenz, die Be-

schreibung der fossilen Fische, die Redaktion der Bücher über die Gletscher, der Monographien der Stachelhäuter (Echinodermen), der fossilen Muscheln; ich (Vogt) hatte den anatomischen Teil des Werkes über die fossilen Fische, Skelett, Schuppen und Zähne, die Monographie der Fische des alten roten Sandsteins, die Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Süßwasserfische, die Redaktion der deutschen Ausgabe des Gletscherbuchs. Nur das zoologisch Beschreibende war insofern im Rohen vorgearbeitet, als Agassiz in den Museen seinem Zeichner Dinkel die abzubildenden Stücke bezeichnet und Namen dafür erfunden hatte, eine Lieblingsbeschäftigung, der die Wissenschaft manch wohlklingendes Wort verdankt."

Karl Vogt war auch mit dabei, als es galt, einige Monate lang mit anderen zusammen beobachtend und sammelnd auf dem Aaregletscher (8000 Fuß über Meer) zuzubringen.

„Wie manche Nacht haben wir dort bis gegen den Morgen bei dem Lichte einer in eine Flasche gesteckten Kerze zugebracht, in unsere Mäntel gehüllt, bei dampfendem Grog und glimmenden Zigarren, und das in eisige Stille versunkene Tal gefüllt mit unseren Wechselreden. Schweizer, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Amerikaner strömten herbei, und die meisten engeren Freundschaften wurden hier während eines strebsamen Zusammenlebens geschlossen, das die Herzen einander näher bringen mußte."

Diese Gletscherfahrten bildeten den Glanzpunkt des Agassizschen Wirkens in der Schweiz; sie vollendeten aber auch den Ruin seiner Verhältnisse. Er mußte seine wissenschaftliche „Fabrik" in Neuenburg liquidieren und folgte 1844 bekanntlich einem Rufe nach Nordamerika, wohin ihn Desor begleitete, während Karl Vogt sich losmachte und selbständig vorging. Letzterer wandte sich nach Paris, wo er mit 100 geliehenen Franken in der Tasche ankam.

Hiermit schließt das autobiographische Fragment. Karl Vogt begann mit der Redaktion desselben erst gegen Ende 1894, dem Drängen seiner Freunde folgend. Glücklich hat er

wenigstens uns noch die Jugenderinnerungen als Manuskript vollendet zurücklassen können. Dagegen war ihm nicht mehr beschieden, eine der wichtigsten Episoden seines vielbewegten Lebens, das Revolutionsjahr 1848 mit eigener Hand zu schildern. „Dieses verteufelte 1848! es fehlen mir so viele Dokumente über diese satanische Epoche, und bevor ich diese letztere beschreibe, muß ich erst noch sammeln!“ — äußerte er kurz vor Beginn seiner Selbstbiographie. Gewiß hat er nicht unterlassen, während der letzten Monate seines Lebens solche Dokumente zu sammeln. Anders wäre es ja kaum möglich gewesen, daß sein Sohn William in der kurzen Frist eines einzigen Jahres mit dem wuchtigen Material eines zweiten Buches über Karl Vogt in Manuskript und Druck fertig geworden wäre.

„La vie d'un homme,“ Carl Vogt par William Vogt (Paris, Schleicher Frères-Stuttgart, Erwin Nägele, 1896), so lautet der Titel dieses zweiten Buches, das in gewissem Sinne als komplette Biographie ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellt. Es ist sein Sohn, der dies Denkmal für seinen illustren Vater in großer Liebe zusammengefügt hat, dafür besorgt, das Lebensbild dieses bedeutenden Menschen uns durch die Fährlichkeiten der Zeit möglichst intakt zu erhalten — als das Bild eines ganzen Mannes voll genialer Kraft, strotzend in physischer und psychischer Energie, in Sturm und Wetter aufrechtstehend und selten wankend im schüttelnden Drang der äußeren Geschehnisse, das Bild eines wetterharten Achtundvierzigers, der als Mitglied des Frankfurter Parlamentes mit dabei war, als alte Ideale von unpraktischen Politikern, von Dichtern, Professoren und unerfahrenen Schwärmgeistern der Verwirklichung entgegengeführt werden sollten, lange bevor die Völker und Völklein dazu reif genug waren.

Dieses literarische Denkmal ist ein dicker Quartband von 34 Druckbogen (leider ein sehr unhandliches Format), geschmückt mit zwei Porträtzeichnungen von Otto Vautier,

welche die Jupitergestalt Vogts in künstlerisch tadelloser Auffassung zur Anschauung bringen.

Der Inhalt des Buches ist imposant; das ließ sich wohl erwarten. William Vogt nennt das Werk in einem sehr kurzen Vorwort bloß eine Kompilation, eine teilweise Reproduktion oder treue Abschrift; es ist dasselbe aber in manchen Beziehungen und in vielen seiner interessantesten Partien weit mehr als Kompilation oder Reproduktion. Die emsiglich besorgte Hand des Herausgebers hat die zahlreichen, zum Teil höchst wertvollen Dokumente, die hier publiziert werden, durch einen verbindenden Leittext zu einem Ganzen vereinigt, worin sich jeder, den der Name Karl Vogt interessiert, Rats erholen kann, wenn es gilt, den Entwicklungsgang dieses Menschen verstehen zu wollen. Dieser verbindende Leittext ist inhaltlich ohne Zweifel im Sinn und Geist des Vaters Karl Vogt redigiert; er ist auch jugendlich durchglüht von Liebe, Verehrung und Begeisterung. Kampflustig hebt der Sohn das Streitschwert auf, das seinem Vater beim Sterben aus der Hand gefallen, und William erweist sich jederzeit bereit, dem Gegner seinen Mann zu stellen, wo die Ehre seines Erzeugers vor schnödem Makel zu schützen ist. Wenn er da und dort, an mehr als einer Stelle im Kampf um die Wahrheit über Vergangenes nicht unseren ungeteilten Beifall finden kann (er ist zum Beispiel ein rasender Roland gegenüber Liebknecht, Karl Marx usw.), so gibt es dafür wohl auch natürliche, wenn auch nicht hinreichende Gründe zu seiner völligen Entschuldigung. William Vogt weiß ganz wohl, daß es gar keine unfehlbaren Menschen gibt, weder einen unfehlbaren heiligen Vater in Rom, noch irgend einen natürlichen Familienvater und Weltbürger anderswo. Auch Karl Vogt — sein Vater — war ein Mensch und als solcher gewiß in manchen Dingen kein fleckenloser Heiliger. Wenn er Fehler beging — wie nun? Sind seine Tugenden und Leistungen zur Wohlfahrt der Gesamtheit dann minder groß, wenn wir jene auch nicht

blindlings ignorieren? Daß Karl Vogt mit den Führern der Sozialdemokratie in ernsten Konflikt geriet, das ging mit sehr natürlichen Dingen zu, daß er auf Karl Marx und auf Liebknecht und „die ganze Schwefelbande" einen glühenden Haß bekam, das war ebenso „menschlich"; aber es war ein Fehler — und diesen hätte der Sohn rechtzeitig erkennen, auch eingestehen und für seine eigene Person vermeiden dürfen. Karl Vogt war nach der Auffassung objektiv denkender Bürger kein unfehlbarer Parteipapst; er hieb auch da und dort schief über die Schnur, und er hat nicht nur als flotter Student ganz kommentwidrig gepaukt und dabei sogar einen unschuldigen Theologiebeflissenen gegen alle Regeln angeschnitten und angeschmissen, sondern er ging auch als reifer Mann nicht selten in der Hitze des Gefechtes schief auf seine Gegner los, wobei es dann gelegentlich auch für ihn ganz schiefe Schmisse abgesetzt hat. Der Sohn William repräsentiert eine jüngere Generation, die auf den Schultern der älteren steht und daher weiteren Umblick haben kann und haben soll als die Eltern. Wir haben die Fehler unserer Vorfahren einzusehen, und wir haben dieselben auch zu vermeiden. Wer rauft, kriegt Hiebe! Das wissen die tyroler und oberbayerischen Alpler gerade so gut, als der Wissenschafter oder Philister oder der Politiker es wissen muß, wenn er nicht allzufrüh vom Kampfplatz wegschleichen will. Das hat auch Karl Vogt gewußt; er ist auch nie vom Kampfplatz feige weggeschlichen, selbst dann nicht, wenn ihm Hiebe in ganzer Fülle zuregnen mußten. Er war und blieb eine Kampfnatur sein ganzes Leben hindurch. Er brachte sie mit sich auf diese Welt voller Unfreiheit und Knechtseligkeit, und während seines Entwicklungsganges identifizierte sich sein ganzes Wesen geradezu mit der von seinen Vorfahren ihm überkommenen, in progressiver Vererbung und durch die Erziehung ihm gewordenen Kampfnatur. Seine Eltern zählten bei der Regierung zu den anrüchigsten Untertanen. Das zeigt uns William Vogts

Buch schon in den ersten Abschnitten, wo er von der Beziehung des Onkels Follenius zu Karl Sand, von der Ermordung Kotzebues (1819), von der allmächtigen Reaktion und von dem revolutionären Geiste der Studentenschaft berichtet. War Karl Vogts Vater eine rebellische Natur, war die Mutter eine Schwester des republikanischen Rebellen Follenius — wie konnte es anders sein, als daß die Kraft der Vererbungsgesetze auch im Blute des neuen Sprößlings allmächtig zutage trat! Das Milieu im Elternhaus tat das übrige, wie wir schon in Karl Vogts Selbstbiographie gesehen haben.

Den Lesern des selbstbiographischen Fragmentes von Karl Vogt wird das Buch des Sohnes als schwergewichtiges Supplement erscheinen.

Karl Vogts lange Lebensarbeit — sie umfaßte seit seiner Loslösung von Agassiz bis zur Abfassung seines letzten Aufsatzes kurz vor seinem Tode nicht weniger als 51 Jahre emsigen Schaffens — hat ihren Schwerpunkt in der literarischen Bewegung zur Popularisierung der Naturwissenschaften. Schon sein erstes, für das große Publikum bestimmte, noch unter dem „Protektorat" von Agassiz entstandene Buch: „Im Gebirg und auf den Gletschern, 1842," zeigte ihn als Meister vom Stuhl. Er ist geradezu ein Vorbild für viele geworden, ohne daß ihn einer der Epigonen in der durchsichtigen Darstellung und im glänzenden, farbenreichen und doch so ungemein verständlichen Stil je erreicht hätte. Er fand immer den richtigen Ton, um jeden Leser für seinen Gegenstand zu fesseln. Alles war da lebendiges Leben, was aus seiner Feder floß, und mochte das Objekt noch so trocken und noch so wenig einladend zu einer Erörterung erscheinen: Vogt verstand es, jeder Sache, die er zur Sprache gebracht, durch Witz und Gleichnis, durch Humor und würdevollen Ernst jene Reize abzugewinnen, die auch den Laien zu fesseln und in das Forscherinteresse zu ziehen vermochten. Jedes Ding wurde unter seinen

Fingern interessant. Tote Wesen erwachten unter seiner Feder zu einer lebendigen Auferstehung. Wie haben damals in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren an so vielen deutschen (auch schweizerischen) Hochschulen über Vogts Beginnen die Perücken der Weisheit und die Zöpfe der Hochwürden Gelahrtheit in verzweifelter Indignation gar jämmerlich gewackelt! War bis in die dreißiger und vierziger Jahre unseres Säkulums hinein alle Wissenschaft nur für die „Eingeweihten" und nur für die von der göttlichen Vorsehung durch Geburt und Stand auserwählten oberen Zehntausend bestimmt, so kam nun der demokratisierende Pionier Vogt und schleuderte die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit in packender Sprache unter das neugierige Bürgervolk. Das erschien den Generalpächtern des akademischen Wissens als Profanierung, als frevelhafte Entwürdigung der Wissenschaft selbst. Aber es war der tapfere und gesegnete Anfang eines Unternehmens von unabsehbarer Tragweite. Das gebildete Bürgertum deutscher Zunge wurde mehr, als es bis jetzt geschehen, in das Interesse für wissenschaftliche Fragen hineingezogen, es war wirklich ein glorreicher Anfang der Demokratisierung des Erkennens und Wissens in den Dingen und Geschehnissen dieser realen Welt, und sein Fortschritt hat sich nicht aufhalten lassen bis auf den heutigen Tag — trotz Thron und Altar. Darauf haben dann jene weiter gebaut, die nicht bloß den zahlungsfähigen Bürger, sondern auch den armen Teufel, welcher im Lohndienste der Industrie steht, teilnehmen lassen wollen an den geistigen Schätzen der Wissenschaft. Das Achselzucken und Naserümpfen über die früheren Versuche solcher Art haben nun endlich aufgehört; der pharisäische Vorwurf alter Gelehrtenbasen und Fachsimpel, wonach die Aufklärer des Volkes den Pfad der Wissenschaft profanieren und abirren von den allein selig machenden Verdiensten strenger Gelehrtenarbeit, wenn sie für die Industrieproletarier und „einfältigen" Bauern abends Vorträge halten oder für die-

selben in stillen Nächten gemeinverständliche Bücher schreiben, ist nun allmählich verstummt. Nun schämt sich keiner mehr, hinabzusteigen zum „Arbeiter“: die Autoritäten der Gelehrtenschulen sind bescheidener, sind — menschlicher geworden und vertauschen gelegentlich recht gerne ihr Studentenauditorium mit dem Unterrichtslokal eines Arbeiterbildungsvereins.

Der Entwicklungsgang dieser Demokratisierung der Wissenschaft ist nicht minder interessant und nicht minder lehrreich, als die Entwicklung des gesamten Volksbewußtseins, welch letztere Entwicklung enorm von jenem ersteren beeinflußt wurde. Darüber ließe sich ein ganzes Buch schreiben, und in diesem Buche würde der Name Karl Vogt als der Verdientesten einer mit Fettschrift über etlichen Kapiteln prangen. Er war Pionier in diesem Sinne nicht nur für Deutschland, sondern fast für die ganze zivilisierte, nach Aufklärung und Geistesfreiheit ringende Welt, weil seine besten Werke stets auch in die verschiedenen neueren Fremdsprachen übersetzt und weit verbreitet, auch wirklich gelesen wurden. Das soll der aufgeklärte Bürger und der denkende Arbeiter dem wackeren Demokraten Karl Vogt nicht vergessen.

Aber auch als Mehrer wissenschaftlicher Erkenntnis durch eigene Forschung und selbständige Arbeit hat Karl Vogt ganz bedeutende Verdienste. Das mußten auch seine widerhaarigsten Gegner zugestehen. Die Zoologie und die vergleichende Anatomie verdanken ihm manche verdienstliche Untersuchungen von bleibendem Werte. Es ist hier nicht der Ort, dieselben aufzuzählen; aber es muß gesagt werden, daß diese seine eigenen Forschungen und Beobachtungen ihn davor schützten, bloß als Kompilator oder Dilettant oder gar nur als Sammler und simpler Handlanger der Wissenschaft taxiert zu werden. In wissenschaftlichen Streitfragen als Berufener mitzusprechen: dafür war Vogt also legitimiert. Niemand konnte ihm verbieten, sein gewichtiges Wort in die Wagschale der wissenschaftlichen Dispute zu legen, eventuell auch in derben Hieben seine Axt zu führen. Wehe

denen, die ihn leichtfertigerweise angriffen, wenn sie sich auf ein Feld wagten, wo er die Gegner kannte! Wehe hauptsächlich jenen, die ihn um seines Unglaubens willen angriffen und beispielsweise zu beweisen suchten, daß Glaubenssätze und wissenschaftliche Wahrheiten sich ganz wohl miteinander vertragen könnten! Vogt hatte mehr als einen solcher Kämpfe auszufechten; in der Regel stand er gegen viele Gegner als einziger. Jedesmal lag aber auch mehr als einer seiner Gegner als Geschlagener auf der Wahlstatt.

Von 1844 bis 1847 weilte Karl Vogt in Paris, zum erstenmal in wissenschaftlicher Arbeit sein eigener Herr und Meister. Seine dortigen Bekanntschaften sind nicht minder interessant als charakteristisch für seine Art, mit der Welt zu verkehren: Quetelet, Bakunin, François Arago, Henry Milne-Edwards, Adrian v. Jussieu, Elie de Beaumont usw. Diese drei Jahre hindurch war Vogt über alle Maßen fleißig. Nebst einigen selbständigen Arbeiten über Weichtiere und Fische erschien 1846 auch sein Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde, das in der Folge fünf Auflagen erlebte. Während der Vakanzen reist er in der Welt herum, nicht als müßiger Bummler, sondern als eifriger Beobachter stets darauf bedacht, sein Wissen zu vermehren, den geistigen Horizont auszuweiten. Er reist im Schwarzwald, in den Vogesen, in der Normandie und in der Bretagne. Im Winter 1846/47 geht er zum erstenmal nach Italien. Um diese Zeit verfaßt er auch die „Physiologischen Briefe“, in welchen er ohne allen Rückhalt den Standpunkt des Physiologen gegenüber der Seelenfrage ins Licht setzt. Diese „Physiologischen Briefe“ machten ihn weit herum zu einem berühmten und zugleich berüchtigten Mann. Ihr Verfasser bekennt sich blank und nett zum wissenschaftlichen Materialismus.

Im April 1847 wurde Vogt als Professor der Zoologie an die Universität Gießen berufen. Das ging wunderbar genug zu: Justus v. Liebig, Leopold v. Buch und Alexander

v. Humboldt hatten dabei ihre Hand im Spiel. Es wird kein Mensch behaupten, daß einer von diesen drei Patronen der Wissenschaft etwa auch politischer Gesinnungsgenosse von Karl Vogt gewesen sei. Etwas anderes als die leidige Politik gab auch hier — bei der Wahl Vogts — den Ausschlag. Der berühmte Geologe v. Buch versäumte nicht, dem Großherzog von Hessen-Darmstadt direkt zu schreiben, daß Karl Vogt in seinem kleinen Finger mehr Verstand besitze als der nichtsnutzige Minister, welcher von jenem Gelehrten nichts wissen wollte, in seinem ganzen dicken Schädel. Das war nicht sehr physiologisch gesprochen; aber es half, und der Großherzog war für die Ernennung Vogts gewonnen. Der Erzdemokrat kam also nach Gießen mitten unter die glattrasierten Universitätsprofessoren, wo ein altes Dekret immer noch in Kraft blieb, demzufolge sich kein Professor erlauben durfte, Haare im Antlitz wachsen zu lassen. Karl Vogt vermied aber trotzdem den Rasierer, der Ersten einer von akademischen Lehrern mit Bart.

Nun wetterleuchtete aber auch schon das Jahr 1848 unter dem Horizont herauf.

1848! Welche Fülle von Träumereien und Illusionen bedeutet dieses Jahr in der Geschichte der europäischen Völker! Welche Fülle von Enttäuschungen, Tränen und Flüchen dieses eine Jahr und das nächstfolgende! William Vogt hat vollkommen recht, wenn er angesichts der heiklen Aufgabe, dem Andenken seines Vaters auch für diese Zeit gerecht zu werden, verzweifelt ausruft, die Geschichte dieser Revolution müßte erst noch geschrieben werden, wenn wir sie als „Wahrheit“ vor uns aufschlagen möchten. Und sein Vater, der ja im Frankfurter Parlament eine ganz bedeutende Rolle gespielt und es sogar bis zum „Reichsregenten“ gebracht hatte, seufzte tief auf, wenn er daran dachte, daß er in seiner begonnenen Selbstbiographie eines Tages zur Jahreszahl 1848 vorrücken könnte. Das letztere ward ihm allerdings nicht mehr beschieden; wir bedauern

das sehr! Kein anderer Abschnitt aus Vogts Leben würde dasselbe Interesse beanspruchen können, wie es die von ihm selbst verfaßte Geschichte von 1848/49 hätte erwecken müssen.

William Vogt mußte also auch hier in die Lücke treten, und er tat seine Pflicht so gut, als es die Umstände ihm erlaubten. Indessen erkläre ich mich als nicht kompetent, zu beurteilen, ob dieser Teil des Buches in allen seinen Ausführungen vor der objektiven Kritik wird standhalten können; aber ich will sagen, daß gerade dieser Abschnitt — obschon er vom Sohn anstatt vom Vater bearbeitet ist — in hohem Grade das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen muß. Wie könnte es anders sein! War doch diese ganze Reihe von Begebenheiten ein grandioses Gewitter, das sich nach unheimlicher Tagesschwüle über das reaktionäre Europa der Metternichschen Periode endlich unter Blitz und Donner und Platzregen mit Hagel entlud.

Karl Vogt ist im Beginn der Bewegung erst Hauptmann und Chef der Bürgergarde zu Gießen. Dann schicken ihn seine Wähler ins Vorparlament zu Frankfurt a. M., wo von der 246 Köpfe zählenden Versammlung die große Mehrzahl der Redner sich als Republikaner deklariert (31. März 1848). Auch im eigentlichen Parlament erscheint Vogt am 18. Mai 1848, und er gehört selbstverständlich zur Linken, aber wohlverstanden zur — gemäßigten, die vor Gewalttätigkeiten warnt. Darüber wurde er von der äußersten Linken nicht sehr liebevoll bekomplimentiert; denn es gab damals neben tränenweinenden Idealisten auch ziemlich realistische Brauseköpfe, die meinten, es dürfte denn doch einmal in der Verteilung der Rollen gewechselt werden; in Handschuhen könne die Katze auch keine Maus fangen, und kein Untertan werde zu seiner Freiheit gelangen anders als durch eigene tätige Kraft. Von da ab datiert auch die Aversion Karl Vogts gegen Karl Marx, gegen Liebknecht usw.

Vogt spielt im Frankfurter Parlament keine untergeordnete Rolle: als Redner wird er angestaunt und vergöttert. Er ist

Führer der Linken und schlägt die Schaffung einer Nationalarmee zum Schutze des Parlaments und zum bekräftigenden Nachdruck der Parlamentsbeschlüsse vor, was aber nicht akzeptiert wird. Die Furcht und Feigheit gewinnt im Parlament mehr und mehr an Raum. Die Reaktion siegt, nicht ohne daß vorher die Linke ganz blank und nett ihre Forderungen ausgesprochen, als: die Abschaffung des Adels und der Orden, obligatorischer und unentgeltlicher Unterricht, Trennung von Kirche und Staat, freies Vereinsrecht und anderes mehr. Über der Untätigkeit des Parlaments verliert das Volk die Geduld und murrt. Eine gewaltige dreitägige Redeschlacht (vom 14. September 1848 ab) verhindert nicht, daß österreichische und preußische Truppen vor der Paulskirche erscheinen und das dort tagende Parlament bedrohen. Etliche Nächte später werden Barrikaden errichtet, und dann fließt auch Blut. — Am 6. Oktober 1848 revoltiert Wien, der Hof und sein allmächtiger Minister Metternich fliehen nach Olmütz; am 31. Oktober aber bezwingt Windischgrätz die österreichische Hauptstadt, und am 9. November 1848 liegt Robert Blum — standrechtlich erschossen — in der Brigittenau.

Robert Blum war mit Karl Vogt befreundet; sie waren Parlamentsbrüder und Demokraten. Der zum Tode Verurteilte sandte — ein paar Stunden vor seinem Tode — an Vogt den letzten Gruß aus dem Gefängnis. Das Faksimile dieses Briefes ist eine wertvolle Beilage zum William Vogtschen Buche. Der Brief lautet:

Herrn K. Vogt, Abgeordneter in Frankfurt.

Ein Sterbender empfehle ich Dir und allen deutschen Freunden meine arme Familie. Sie hatten nur mich als Ernährer. Tragt Eure Liebe für mich auf sie über, dann sterbe ich ruhig.

Allen ein tausendfaches Lebewohl.

Wien, den 9. November 1848, morgens halb 6 Uhr.

Blum.

Karl Vogt hielt Treu' und Freundschaft gegen Witwe und Kinder des ermordeten Freundes. Bis zum Jahre 1870 schrieb ihm Hans Blum (der älteste Sohn Roberts) stets unter der Anrede: „Mein väterlicher Freund!" — Da neigte auch Dr. Hans Blum sich vor der Gewalt und — verdiente sich die Sporen mit einer verblüffend malerischen Sozialistenfresserei. Von da ab herrscht zwischen Karl Vogt und dem „würdigen" Hans Blum — Grabesstille. Bénédiction là-dessus!

Die Konflikte zwischen der Reaktion und der Revolution ziehen sich auch im Frankfurter Parlament bis in das Jahr 1849 hinein. In der Paulskirche ist Vogt der letzte Redner. Dann zieht sich das „Rumpfparlament" am 30. Mai nach Stuttgart. Es wählte dort fünf sogenannte Reichsregenten, darunter auch den Gießener Professor. Dann wird Stuttgart militärisch besetzt: es erfolgt die letzte Sitzung auch des Rumpfparlaments und endlich die Flucht all dieser Enttäuschten. Die Reaktion hat nun wieder vollen Raum, und sie hat nicht gezögert, breit und behäbig in diesem Raume sich's wieder bequem zu machen.

Vogt war selbstverständlich als politischer Flüchtling seiner Professur in Gießen verlustig geworden. Er ging nach Bern zu seinem Vater, der dort immer noch als Klinikprofessor und praktischer Arzt in segensreicher Wirksamkeit lebte. Dort wurde Karl Vogt alsbald mit Stämpfli und Niggeler bekannt und befreundet, mit Männern voll politischer Kraft, wie sie das Berner Volk in der Folge zu nützen verstand.

Vater Wilhelm Vogts Haus in Bern wird abermals für längere Zeit zur Flüchtlingsherberge. Fast keine Woche verging, wo nicht oft für zwanzig Personen der Tisch gedeckt werden mußte. Eines Tages erschien unter den Flüchtlingen auch der junge Österreicher Hans Kudlich am Tisch. Er war wegen seiner politischen Gesinnungen von der reaktionären österreichischen Regierung zum Tode verurteilt

worden, konnte aber rechtzeitig über die Berge flüchten und wenigstens sein nacktes Leben retten. Die Eltern Vogt quartierten ihn ins „Fremdenzimmer“ ein, um Zeit und Rat zu finden für sein weiteres Fortkommen. Mittellos und stellenlos, wie er war, passierte ihm auch noch das Pech, daß er sich in eine Tochter seines Gastgebers verliebte. Nun sagt er sich aber, daß seines Bleibens in Bern nicht mehr sein dürfe, da alle Hoffnung auf eine glückliche Lösung der verzwickten Situation für ihn verloren sei. Mit seinen juristischen Kenntnissen österreichischer Provenienz konnte er in Bern oder anderswo in der Schweiz kein Brot verdienen, also: „Adieu Europa, adieu feins Lieb!“ — Im Begriff, insgeheim abzureisen, um in Amerika sein Heil zu suchen, wird der junge Kudlich von Papa Wilhelm Vogt überredet, in Bern Medizin zu studieren und bei den Gastgebern zu verbleiben. Drei Jahre später hat Kudlich seine Studien glücklich beendet und reist mit der Angebeteten seines Herzens als Ziviletrauter von Bern ab, um jenseits des Ozeans als tüchtiger Arzt zu reüssieren. Die Erzählung dieser Lebens-, Leidens- und Liebesgeschichte in dem William Vogtschen Buche ist ein feines Meisterstück. Der Papa Wilhelm Vogt, regelrechter Ordinarius der Berner Hochschule, zögert nicht, in Ermanglung eines staatlichen Zivilstandsbeamten kurzerhand Kirche und Staat — ja, man denke sich: Kirche und Staat — wirklich beide zugleich! — zu ignorieren und seine Tochter ohne weiteres (ihr Bräutigam hat nicht einmal Papiere, nicht Geburts- und Heimatschein, nicht Paß und Konsensus) vor versammelten Freunden in seinem eigenen Hause dem Manne ihres Herzens anzutrauen: „Ich verbinde diese beiden hiermit vor Euch, verehrte Tischgenossen, und bitte Euch, dieselben als Vermählte zu betrachten und allfällig kommende Kinder aus dieser Ehe als legitime anzusehen!“ — War das die Handlung eines Patriarchen à la Abraham, Isaak und Jakob? Oder war es die Handlung eines revolutionären Menschen der ferneren

Zukunft, welche eines Tages proklamieren wird: „Nicht allein die Religion ist Privatsache, sondern noch viel mehr ist es die Liebe, als Heiligstes und Höchstes, was die Natur zwischen Menschen und Menschen gesetzt hat; weg mit euren brutalen Händen von diesem Heiligsten, das ihr durch Gesetze und Regeln und Strafen nicht schützen und nicht erheben, sondern nur entwürdigen könnt!"

Der alte Professor Dr. Wilhelm Vogt wußte ganz genau, was er tat, als er dieser Zivilehe seinen Segen gab. Große Menschen handeln frei, sie stehen über den Staatsgesetzen, die ja so oft nur Machwerke sehr kleiner Menschen sind.

Dr. Hans Kudlichs Ehe ward eine glückliche: acht Kinder bemühen sich, ihm seinen Lebensabend zu verklären. Er gelangte auch noch zu einer beispiellosen Huldigung, die ihm Anno 1879 sein altes Heimatland darbrachte, als er auf einem Besuch in Deutsch-Österreich von Hunderttausenden seiner Mitbürger gefeiert wurde.

Solcher Art war das Milieu, in welchem Karl Vogt zum reifen Manne und Weltbürger ausgewachsen ist. Er konnte auf seinen Vater stolz sein, und wir verstehen die Liebe und Verehrung, die er ihm sein ganzes Leben lang gezollt hat.

Der seines Vaterlandes und seiner Professur ledig erklärte Gießener Professor arbeitet zunächst an Übersetzungen, dann begibt er sich anfangs der fünfziger Jahre nach Paris und nach Nizza, wo er nun emsig und ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten obliegt. Seine zoologischen Studien am Ufer des Mittelmeeres, insbesondere sein Werk über die Salpen, werden als mustergültig von den zeitgenössischen Zoologen anerkannt. Vogt erwies sich auch als Illustrator in seinen Werken als Künstlernatur.

Bald erschienen nun auch seine „Bilder aus dem Tierleben" und die „Tierstaaten", zwei gemeinverständliche Werke voll wissenschaftlichen Geistes, göttlichen Humors und beißender Satire zugleich. Das eine führte das Motto: „Den Jungen und Alten zu Fromm und Nutz, Und den

Professoren zum Trutz". Wie wackelten nun abermals die Zöpfe und die Bäffchen und die Talare der alten frommen Inhaber hoher Lehrstühle! Der gottesfürchtige Professor Rudolf Wagner protestiert gegen Vogts literarische Ketzereien, selbstverständlich im Namen der Wissenschaft und der Moral. Viele Herren von der Kanzel und vom Katheder taten ebenso, und Vogt blieb für lange Zeit der bestgehaßte Forscher, von vielen jüngeren Gelehrten und Forschern aber auch um so inniger verehrt und geliebt.

Im Jahre 1852 wurde er an die Akademie von Genf berufen, in die paradiesisch gelegene Calvinstadt am blauen Leman, wo die Mucker und Reaktionäre damals, wie heute noch, eine nicht ganz unbedeutende Rolle spielen. Den Frommen im „Geist und in der Wahrheit" mußte der Name Karl Vogt ein Greuel sein; denn er bedeutete für sie den Atheisten, den Materialisten und Gotteslästerer. So kam es denn, daß die „goldene Jugend" von Alt-Genf sich ein Vergnügen daraus machte, den neu angekommenen Professor in den ersten Vorlesungen mit Pfeifen und tierischem Geheul zu begrüßen. Von der dritten Vorlesung ab herrschte jedoch wieder Ruhe: Der Professor behauptete seinen Platz und behauptete ihn bis an sein Lebensende — volle 43 Jahre.

Die Zeit des jugendlichen Ringens, des Kämpfens, das Wandern vom Ungewissen zum Ungewissen, das manche junge tüchtige Kräfte zu zerreiben geeignet ist, war damit für Karl Vogt beendigt. Er akklimatisiert sich in Genf alsbald, schließt Freundschaften mit Männern der Wissenschaft und der Politik, wird Schweizerbürger und in der Folge auch wiederholt Deputierter des Kantons Genf im schweizerischen Parlament zu Bern. Überall steht er auf der Seite der Freiheit und Gerechtigkeit und des wirklichen Fortschritts (wozu er allerdings den Kulturkampf nicht gerechnet hat). Sein Haus in Genf wird ähnlich wie seinerzeit das väterliche Haus in Bern von politischen Flüchtlingen aller Farben und Nüancen besucht. Er hilft mehr als einem aus der

Patsche und erweist sich in Rat und Hilfeleistung als der würdige Sohn seiner würdigen Eltern.

Je kühner in den monarchischen Staaten des Festlandes die Reaktion ihr Wesen trieb, desto konsequenter und treuer hielt Vogt zum radikalen politischen und intellektuellen Fortschritt. In den fünfziger Jahren spürte man bekanntlich den Hauch der Rückwärtserei an allen Enden, sogar recht kräftig auch an den Hochschulen. Das Großherzogtum Baden verdrängt 1854 aus Heidelberg den materialistischen Physiologen Jakob Moleschott; ein Jahr später exkommuniziert die Universität Tübingen den Dr. Ludwig Büchner, und Ähnliches vollzieht sich unter diversen Formen auch an anderen Orten und anderen Ketzern gegenüber. In Österreich schmachtet der Bauernphilosoph Konrad Deubler drei Jahre lang als „Hochverräter" in Kerkerhaft, weil er die Werke von Alexander Humboldt, von David Friedrich Strauß, Heinrich Zschokke („Stunden der Andacht"), Thomas Paine und Ludwig Feuerbach zu seiner Sonntagslektüre gewählt. Auch der wackere und biderbe Schwabe Friedrich Theodor Vischer muß seine muckerreiche Heimat verlassen und zu uns nach Zürich kommen. Das war die Zeit des „Konkordates", die Zeit des reetablierten Despotismus und des wieder erwachten Spiritualismus. Je serviler und frömmer sich die Streber aller Sorten zu geben wußten, desto rascher kamen sie zu Ehr' und Ansehen. Und eines großen Scharfsinns bedurfte es damals nicht, selbst mit einer dicken Nase zu wittern, aus welchem Loche der Wind blies. Halbtalente machten Karriere, ganze Talente und geniale Köpfe, die während der allgemeinen Beglückungsseuche aufrecht stehen blieben, wurden verächtlich beiseite geschoben. Es gab da kein bloßes Stehenbleiben, sondern alles drängte rückwärts gegen das Dämmerdunkel des Mittelalters. In solcher Zeit stellte Vogt als der Tapfersten einer seinen ganzen Mann. Da war es eine Freude zu sehen, wie dieser eine mit wuchtigen Hieben diese oder jene Bande von Feiglingen und devoten Knechten zu

Paaren trieb und ihr unmännliches Wesen an den Pranger stellte.

Am unsanftesten ist er mit dem Physiologieprofessor Rudolf Wagner in Göttingen zu Werke gegangen, der sich essigsaure Ausfälle gegen Karl Vogt, diesen „Dämon", diesen „Proletarier der Wissenschaft" zuschulden kommen ließ und dafür von dem Genfer Professor mit der berühmt gewordenen Streitschrift „Köhlerglaube und Wissenschaft" regaliert ward. Der spiritualistische Wagner unterlag dem materialistischen Vogt: die studierende Jugend zumal und die jüngeren Naturforscher aller Disziplinen, aber auch mancher alte Gelehrte und eine große Mehrheit der lesenden, gebildeten Laienwelt standen auf seiten des satirischen Genfer Pamphletärs, der die Hinfälligkeit aller bibelfesten Beweisführung in Sachen wissenschaftlicher Weltanschauung so drastisch nachzuweisen verstand, daß er von da ab erst recht der Schrecken aller frommen Mütter geblieben ist und den Haß aller Betschwestern beiderlei Geschlechts zu fühlen bekam.

Welchen Anteil Karl Vogt an der geistigen Aufklärung der letzten vier Jahrzehnte, von den fünfziger Jahren an bis in die Mitte der neunziger Jahre genommen, wie weit herum die Arznei seiner ätzenden Tinkturen in Wissenschaft und Welt gewirkt hat, das entzieht sich aller Berechnung. Er war und blieb zeitlebens ein Todfeind alles Glaubenswesens, und mit einigem Recht werden die Orthodoxen aller Religionsbekenntnisse sagen: „Vogt hat mit dem Gift seines Unglaubens fast die ganze Welt verdorben." Gewiß standen ihm für sein gottloses Tun auch mächtige Mittel zu Gebote, wie sie die Natur selten in einem einzigen Manne vereinigt. Aber das allein hätte nicht genügt, um ihm diesen Erfolg zu sichern: er kam auch in die richtige Zeit hinein, wo eine Kampfnatur von seinem Schlage sich nicht zurückgeschreckt, sondern vielmehr gehoben sieht im Ansehen der riesigen Arbeit, welche Wissenschaft und Wahrheit noch zu bewältigen haben beim Aufräumen des mittelalterlichen und antiken

Schuttes und Moders der Unvernunft, so da überall noch im Wege liegt, ehe das neue Gebäude der vernünftigen Weltanschauung und einer menschenwürdigeren Zukunft ausgeweitet und für alle denkenden Weltbürger freundlich eingerichtet werden kann.

Karl Vogt hat als naturwissenschaftlicher Schriftsteller — im Anschluß an gleichartige Bestrebungen eines David Friedrich Strauß auf dem Gebiet der Theologie und eines Ludwig Feuerbach auf dem Gebiet der Philosophie — das geistige Terrain für die Aufnahme des revolutionärsten aller Gedanken, ich meine den Darwinismus im weitesten Sinne des Wortes, vorbereitet. Vogt war denn auch einer der ersten Gelehrten des europäischen Festlandes, die nach dem Erscheinen der „Entstehung der Arten" für die Abstammungslehre tapfer und begeistert ins Feld zogen. Wenn er auch da in verschiedenen Detailfragen seine eigenen Wege ging: es bleibt sein Ruhm, daß lange Zeit, bevor in Frankreich der Darwinismus ernstlich Boden faßte, Karl Vogt an der auf französischem Sprachgebiet liegenden Akademie in Wort und Schrift als eifriger und gewichtiger Apostel der Entwicklungslehre wirkte und — in persönlichem Verkehr mit französischen Naturforschern stehend — von da aus auf das benachbarte Frankreich mit den vielen weihwasserbetauten Republikanern einen mächtigen Einfluß ausübte. Dafür finden sich in dem „Vie d'un homme" zahlreiche sprechende Beweise.

Das Buch von William Vogt ist durch die Publikation vieler Briefe und Dokumente aus dem Vogtschen Nachlaß zu einem großen historischen Werte gelangt. Es ist unmöglich, hierüber an dieser Stelle kurz zu referieren, weil die mitgeteilten authentischen Schriftstücke so mannigfaltige Charakterzüge der Zeitepochen, der Geistesströmungen, der Personen und Verhältnisse beleuchten, daß wir für die Schilderung der mannigfaltigen Interessen, in welche sich Karl Vogt während seines langen Lebens engagieren ließ, eine ganze

Reihe von Kapiteln beanspruchen müßten. Da nehme man doch lieber das wackere Buch von William Vogt selbst zur Hand! Niemand wird es ohne reiche Belehrung, nicht ohne herzlichen Dank gegen den Herausgeber aus der Hand legen. Ich beschränke mich hier also darauf, nur noch einige wenige Punkte herauszuheben.

Unter den an Karl Vogt gerichteten Briefen finden sich solche von Karl Ernst v. Bär, Rob. Bunsen, Justus v. Liebig, Alphonse de Candolle, Ed. Claparède, Charles Darwin, Karl Freiherr v. Gagern, Alexander Herzen, Paul Lindau, John Lubbock, Charles Lyell, Prinz Albert von Monaco, F. Pictet de la Rive, Raoul Pictet, A. de Quatrefage, Waldeyer, Gräfin Agénor de Gasparin (welche den gottlosen Professor bekehren will, aber von ihm eine sehr derbe Antwort bekam), C. Matteucci (Minister des italienischen Unterrichtswesens), Ernst Häckel, Jakob Venedey, Bakunin, Charles Martins, J. Boucher de Perthes, P. Broca, G. de Mortillet, Gaspard S. Mermillod (Bischof von Hebron), E. Du Bois-Reymond und Numa Droz, ehemaliger Bundesrat und nunmehr Apostel des Antietatismus.

In die weitesten Kreise drang Vogts Name bei Anlaß seiner Vortragsreise durch Deutschland und Österreich, wo der Genfer Professor in den größeren Städten seine Vorlesungen über den „Menschen“ hielt und längere Zeit vor dem Erscheinen des Darwinschen Werkes über die „Abstammung des Menschen“ ohne allen Rückhalt die genetischen Beziehungen zwischen Menschen und Affen darlegte. Diese Vortragsreise trug ihm den Namen „Affen-Vogt“ und eine Fülle von Schmähungen und Flüchen ein. Da und dort kam es während seiner Vorträge zu Exzessen, so daß Polizei und Militär die Ordnung wieder herzustellen hatten. Namentlich waren es die vom Klerus fanatisierten Katholiken, die ihn mit aller Wut verfolgten, sogar mit Steinwürfen regalierten und den Scherz herausforderten, wonach wir hier in Europa erwiesenermaßen noch nicht ganz aus

der Steinzeit heraus sind. Es ist dieses Benehmen des römischen Klerus um so befremdender, als derselbe Karl Vogt lange Jahre vorher die Sache der unterdrückten Katholiken in Genf mit Wärme vertrat, als es galt, den törichten Kulturkampf, welcher in der Calvinstadt drohenden Charakter annahm, einzudämmen.

In Sachen des eben berührten Kulturkampfes, wie auch auf dem Gebiet der europäischen Großstaatenpolitik ging Vogt seine eigenen Wege, unbekümmert um die Meinung seiner Freunde, unbekümmert um das Urteil der mächtigen Mehrheit seiner Mitbürger. Es war einzig sein Gerechtigkeitssinn, das in seinem inneren Kernwesen festgefügte Menschentum, was ihn zwang, jederzeit die Partei der gewaltsam Unterdrückten zu nehmen. So hielt er es nicht nur in Ansehung des Krieges von 1870/71, sondern auch in Ansehung der Judenfrage. Der Antisemitismus erschien ihm als beschämende Barbarei, als ein Hohn auf den Ruhm unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts.

Karl Vogt erreichte ein Alter von 76 Jahren. Am 5. Mai 1895 schloß er sein vielbewegtes, mit Arbeit und Kampf reich durchwirktes Leben. Freunde wie Gegner sind wohl darin einig, daß es wenige Menschen gegeben hat, die wie er von den reichen Gaben der Natur so gewissenhaft und ausgiebigen Gebrauch gemacht, wenige, die ähnliche Erfolge aufzuweisen haben.

Ernst Häckel

und sein Buch über die Welträtsel.*

Vor mir liegen zwei merkwürdige, gar seltsame Werke, die der wackere Jenenser Professor Häckel vor kurzem herausgegeben hat. Das eine ist ein dreißig Bogen starkes Buch und führt den Titel: „Die Welträtsel, gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie von Ernst Häckel, Dr. philos., Dr. med., Dr. jur., Dr. scient., Professor an der Universität Jena". (Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1899.) Das andere Werk ist die glänzend illustrierte Ausgabe der „Kunstformen der Natur von Ernst Häckel" (Verlag des Bibliogr. Instituts Leipzig und Wien), begonnen 1899, bis jetzt in vier Lieferungen mit je zehn prächtigen Tafeln erschienen.

In beiden Werken (mit derselben Jahrzahl 1899) manifestiert sich Häckels klassische Eigenart: die lodernde Freude am Naturschönen einerseits und die beseligende Ruhe einer abgeklärten natürlichen Weltanschauung des unermüdlichen Forschers und begeisterten Lehrers, der fast ein Halbjahrhundert lang seine geniale Begabung, seine riesenhafte Arbeitskraft und seinen kecken Mannesmut in den Dienst der Wahrheit wissenschaftlicher Erkenntnis gestellt und als „deutscher Darwin" für den Engländer Darwin heroisch gekämpft, gelitten und gesiegt hat.

Beide Werke repräsentieren sich als feinstes Destillat aus Häckels großer Lebensarbeit. Seine „Kunstformen der Natur"

* Zum erstenmal abgedruckt im „Freidenker" (Wiesbaden) Nr. 9 und 10 (Mai 1900).

entzücken jeden Sehenden nicht nur unter den Naturforschern, sondern auch unter den Künstlern; ja, sie vermögen sogar einem rostig gewordenen Professor der Kirchengeschichte Wohlgefallen abzugewinnen, und ich bin überzeugt, daß in den Tempeln der Frommen alsbald auf Hochaltären, an Decken und Wänden dekorative Arbeiten zu sehen sein werden, welche diesen Häckelschen „Kunstformen“ entnommen sind. Dann wird sich bewahrheiten, aufs neue bewahrheiten, daß die Werke der Ketzer das Beste und das Schönste sind, was die „Gotteshäuser“ ziert.

Wohl ganz anders verhält es sich mit Häckels Buch über die Welträtsel. Seine Schüler — er hat deren sehr viele, darunter solche von großem Namen — werden allerdings von dem Welträtselbuch nicht überrascht sein, weil sie aus des Meisters Munde und aus seinen früheren Werken und Schriften bereits genügend darüber unterrichtet waren, worauf sich das Häckelsche Weltbild als Ganzes projiziert. Aber die Freunde jeglichen Stillstandes, die Anbeter der alten Götter und Götzen in Kirche und Schule, die Professoren der Theologie, die Konsistorialräte, die reaktionären Kultusministerien, die Bischöfe und Erzbischöfe, die Kardinäle und heiligen Väter, die zahllose Menge der Betschwestern beiderlei Geschlechts, kurz: die ganze sogenannte gläubige Christenheit wird gegen Häckels Welträtselbuch lauten Protest erheben. Kaum sind einige Monate seit der Ausgabe der ersten Auflage verstrichen, und schon wetterleuchtet es am „geistigen“ Horizont germanischer Theologie. Es beginnt das Rauschen in den verkieselten Schachtelhalmen: wie trockener feiner Streusand wirbeln die Sporenwolken aus den Sporangienähren heraus und verpudern die Atmosphäre deutschen Schrifttums. Wie wird das erst noch werden, wenn die groben Hagelkörner aus der drohenden Wetterwolke niederprasseln auf Häckels Haus und Garten in der Musenstadt Jena! Armer Kämpfer! — Sieden und braten wird dich die Christenheit wohl kaum; aber man wird dich anderswie

bis aufs Blut martern wollen. So mußte es kommen, wie es im Entwicklungsprozeß der Kulturmenschheit tatsächlich gekommen ist. Alle früheren Religionssysteme entstanden in phantasierenden Köpfen von Träumern, welche Natur und Weltall nur anstaunen, aber nicht verstehen konnten, weil es damals noch keine Naturerkenntnis, noch keine Naturwissenschaft gab. Die Phantasie trat dort überall in die Lücke, wo der fragende Menschengeist im Natur- und Weltgeschehen auf das „Warum?“ und das „Wie?“ keine Antwort zu finden wußte.

Das genügte für Jahrtausende; das genügte für die große Menge und genügt heute noch dem großen Haufen der Gläubigen allerlei Bekenntnisse.

Als aber aus ursprünglich primitiven Anfängen sich langsam — und stetig wachsend — richtige Erfahrungswissenschaften entwickelten und ein Stück von Natur- und Weltgeschehen um das andere nach Ursache und Wirkung erkannt wurden; als die Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen an tausend Enden sich als die Kettenglieder eines geordneten, eines gesetzmäßigen Geschehens erwiesen: da ward die Domäne der religiösen und der philosophischen Träumereien mehr und mehr eingeengt. Die alten Religionssysteme mußten vor der wachsenden Naturerkenntnis ins Schwanken geraten und schließlich im innersten Wesen absterben, solcherart absterben, daß sie heute tatsächlich nur noch als „verkalkte und verkieselte“ Schalen weiter existieren; ihr gänzlicher Zerfall wird nur eine Frage der Zeit sein.

Wenn nun aber der Kulturmensch normaler Veranlagung und gesunder Erziehung trotzdem ein „religiöses“ Bedürfnis hat — und tatsächlich ist dies der Fall —, was dann? Woher wird ihm Hilfe kommen zur Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse, für die stillen Stunden ernster Sammlung und Betrachtung, für die Erhebung über die gemeine Alltäglichkeit hinaus, für die Ausweitung seines Bewußt-

seins und für die Gewinnung von innerer Kraft und erhaltendem Troste bei trüben Lebenserfahrungen? —

Niemals wieder wird der vorwärts treibenden Menschheit diese „religiöse“ Hilfe von seiten unwissender Träumer kommen.

An die Stelle phantastischer Träumereien treten für den modernen Kulturmenschen die Offenbarungen der Natur in den Gesetzen der Ordnung des Geschehens, wirkliche Wissenschaft, tatsächliche Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs aller Geschehnisse in toter und lebendiger Natur.

Wenn je wieder eines Tages die Wege für einen neuen gewaltigen Religionsstifter sollten geebnet sein, der imstande sein würde, allem Volk Frieden, Freude, Daseinsseligkeit, Entsagungsfähigkeit und Mut zu allen edeln Werken zu bringen: er würde nicht ein Träumer und Phantast, nicht ein Dichter und nicht ein Priester, nicht ein Prophet von jenseits des Jordans, aber auch ebensowenig ein Prophet des Jenseits von Gut und Böse sein, sondern ein Naturwissender ohne Furcht und Tadel, ein phänomenaler Geist, der in allen Disziplinen der gesamten realen Wissenschaft, das heißt in allen Zweigen des Naturerkennens ein tadelloser Meister und zugleich ein herrlicher Mensch, ein Prachtkerl — „rechtwinklig an Seel' und an Leib“ —, an Wissen ein Gott, an gutem Willen ein Ideal, an Tatkraft ein Dämon sein müßte.

Sind heute, sind dermalen die Pfade für solchen Halbgott schon geebnet? — Wir sagen nein!

Die andere Frage: „Fände sich jemals ein solcher dämonischer Kerl, um mit Erfolg jene Pfade des Religionsstifters zu wandeln?“ ist daher eine müßige. Ernst Häckel — den wir einen Rechtwinkligen, auch einen phänomenalen Geist nennen, würde sie ohne Zweifel selbst verneinen. Denn es ist undenkbar, daß ein einziges menschliches Hirn die Kapazität besitzen könnte, alles wirkliche Naturwissen solcher Art

in sich aufzunehmen, daß von einer vollständigen Beherrschung der gesamten Naturerkenntnis gesprochen werden könnte. Schon heute ist der wissenschaftliche Erfahrungsschatz in Sachen des Naturgeschehens so groß, daß der einzelne Forscher mit Aufwand all seiner Geisteskraft und seiner ganzen Lebensarbeit es kaum mehr dahin zu bringen vermag, in einem einzigen Spezialfach annähernd auf dem Laufenden zu sein; in allen anderen Disziplinen wird er nur oberflächliches Wissen besitzen und daher jederzeit Gefahr laufen, von Besserunterrichteten korrigiert zu werden, sobald er dort in wissenschaftliche Diskussionen eintritt. An die Stelle des einen Aristoteles, wie er im alten Griechenland noch möglich war, an die Stelle des einen Alexander von Humboldt, der am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch fast das ganze damalige Naturwissen beherrschte: an Stelle dieser einzigen sind in der Folge der fortschreitenden Arbeitsteilung auf dem Felde der Realwissenschaften Hunderte von Spezialforschern getreten, von denen jeder auf seinem eigensten Gebiet alle anderen an Wissen und Können überragt und somit mehr oder weniger als Autorität gilt.

Diese Hunderte von Fachgelehrten ersten Ranges würden den Areopag darstellen, welcher auf die Frage nach der einen, nach der einzigen großen Wahrheit im Natur- und Weltgeschehen Antwort zu geben hätte. Und auch da, in diesem Areopag, würde keiner von den vielen Wissenden sich Unfehlbarkeit anmaßen, wie sich alle Religionsstifter früherer Zeiten solche angemaßt haben, weil alle Wissenschaft selbst ein Unfertiges, ein in Entwicklung und Vervollkommnung Begriffenes darstellt.

Daraus ergibt sich aber von selbst, daß das, was wir das Kernwesen der Religion nennen müssen, sich auch in Zukunft stetig entwickeln wird — als Nebenprodukt der Entwicklung unseres Wissens vom Natur- und Weltgeschehen — das ist: die **natürliche** Weltanschauung.

Weiterhin ergibt sich, daß der Inhalt unserer zukünftigen Religion nie wieder von einem Einzigen wird auf längere Dauer hinaus festgelegt werden können. Alle Dogmen, alle starren Glaubenssätze werden Totgeburten sein. Alle Konfessionen ohne Ausnahme werden ein begrenztes Dasein haben, indes die Religion weiterleben wird.

Ich erinnere hier an das köstliche Wort von Friedrich Th. Vischer: „Glaube und Religion sind zweierlei — — fort mit dem Glauben, und die Religion kann leben!“

Ernst Häckel ist weit davon entfernt, sich mit seinem monumentalen Werk als Religionsstifter aufzutun. Aber er hat das Bedürfnis, am Beginn seines Lebensabends, nach einem Menschenalter voll riesiger Arbeit und voll harten, aufreibenden Kampfes sein inneres Weltbild herauszulegen, sein religiöses Kernwesen zu objektivieren und seinen zahlreichen Schülern und Verehrern mit einem Gesamtüberblick zu zeigen, welcher Art jene Harmonie geraten ist zwischen den Resultaten der modernen Naturwissenschaften einerseits und dem einheitlichen Gemälde, das er sich vom Weltganzen gemacht hat, andererseits. „Auch bin ich ganz und gar ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und will mit dessen Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen,“ — so sagt er in fröhlicher Resignation einleitend im Vorwort. Und an anderer Stelle: „Die Untersuchungen über diese ‚Welträtsel‘, welche ich in der vorliegenden Schrift gebe, können vernünftigerweise nicht den Anspruch erheben, eine vollständige Lösung derselben zu bringen; vielmehr sollen sie nur eine kritische Beleuchtung derselben für weitere gebildete Kreise geben und die Frage zu beantworten suchen, wie weit wir uns gegenwärtig deren Lösung genähert haben. Welche Stufe in der Erkenntnis der Wahrheit haben wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wirklich erreicht?“ Die Art und Weise, wie Häckel bei dieser Abrechnung mit dem zur Neige gehenden neunzehnten Jahrhundert einerseits und bei der Bilanz seiner

persönlichen Lebensarbeit andererseits zu Werke geht, zeigt auf den ersten Blick, daß ein eminent religiöser Faktor die Triebkraft zum Niederschreiben seines Buches über die Welträtsel abgab. Häckel erweist sich überall als tief-religiöser Mensch. —

Das klingt sehr paradox, so paradox, daß er selbst, dieser Häckel selbst, vielleicht hiergegen protestieren möchte.

Auch die tausend anderen, seine meistbekämpften Gegner und seine grimmigsten Feinde: die berufsmäßigen Priester aller älteren Glaubensbekenntnisse, vom „heiligen“ Vater an bis hinunter zum strickumgürteten Bettelmönch, vom pfiffigsten Konsistorialrat an bis hinunter zum einfältigsten lückenbüßenden Pfarrhelfer — alle diese nach Tausenden zählenden Männer des Glaubens werden Häckel einen irreligiösen Verführer nennen und ihm jede Spur von Religion absprechen.

Das alles wird an der Sache nichts ändern; denn wirkliche Religion ist überall dort zu finden, wo sich der allmächtige Drang nach Wahrheit Geltung zu verschaffen sucht. Uns modernen Menschen ist die Wahrheit das, was für den Monotheisten Gott war. Und der Amerikaner Savage hat vollständig recht: „Wer die Wahrheit sucht, der sucht Gott.“

Nun seht einmal Häckel und seine Werke an!

Seine mikroskopischen Arbeiten sind anerkannte Meisterwerke von höchstem wissenschaftlichen Wert: sie allein würden genügt haben, ihm einen „unsterblichen“ Namen zu sichern. Und wenn dem so ist, wie Bölsche neulich gesagt, daß „jeder Blick ins Mikroskop ein Gottesdienst“ ist, so hat Ernst Häckel während seines Lebens — innert fünfzig Arbeitsjahren — sein redlich Teil „Gott“ gedient, mehr denn Methusalah in seinen 969 Lebensjahren.

Vom Beginn seines Schaffens an bis zu dem Tage, wo er unter seine Lebensarbeit einen Bilanzstrich zieht, findet dieser Forscher in seiner glühenden Seele nicht eher Ruhe,

bevor er den einen großen Blick gewonnen hat, der ihm das Vielgestaltige der Erscheinungswelt: die ganze Natur mit ihrem Toten und Lebendigen, mit ihrem Größten und Kleinsten, mit ihrem unendlichen und ewigen Sternenhimmel einerseits und dem kleinsten ephemeren Bakterium andererseits, mit anderen Worten: „Gott“ und „Welt“ als eine einzige, alles umfassende Einheit zu erkennen gibt.

Das hat er in eifrigem Schaffen und Forschen für sich glücklich zustande gebracht: seinem geistigen Auge erscheint nun Materie und „Geist“, Körper und „Seele“, Totes und Lebendiges, Welt und „Gott“ als ein Untrennbar-Ganzes, als Unteilbares, von Ewigkeit zu Ewigkeit Seiendes, Unzerstörbares, Unverlierbares.

Das ist ein eminent religiöser Gedanke, erwachsen und groß geworden auf dem vielgestaltigen Ackerfeld der Erfahrungswissenschaft.

Dieser Häckelsche Monismus ist wohl im Vergleich zu allen theistischen Religionen die großartigste Ketzerei, die gedacht werden kann: aber gleichzeitig ist dieser Monismus wohl auch die religiöseste aller Konfessionen des ganzen Erdenrundes, weil die aus diesem Monismus erblühende Liebe sich nicht bloß auf eine beschränkte Zahl von Nebenmenschen, nicht etwa bloß auf ein auserwähltes Volk, nicht etwa bloß auf die Angehörigen dieses oder jenes alleinseligmachenden Glaubens erstreckt, sondern auf die gesamte Menschheit und darüber hinaus auf alle Tiere — nicht bloß auf unsere nächsten Vettern unter den Primaten — und noch weiter hinaus auf alle übrige lebendige Kreatur, heiße sie Tier oder Pflanze! — auf alles, was atmet und lebt und mit uns Menschen dieselbe lebendige Substanz gemein hat und zu uns in realer Blutsverwandtschaft steht! Kann es größere Liebe, kann es erhabenere Religion geben?

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier im Detail auf die einzelnen Teile des Häckelschen Buches näher einzutreten.

Ich muß mich darauf beschränken, nur mit einigen wenigen Strichen die vier Teile, aus denen das Buch besteht, zu skizzieren, um daran meine Randglossen anzufügen.

Den I. Teil nennt Häckel den anthropologischen. Er trägt die Überschrift: „Der Mensch". Einleitend gibt Häckel hier zunächst ein in warmen Farbentönen gehaltenes Kulturbild des neunzehnten Jahrhunderts, dann einen orientierenden Überblick des Kampfes der Weltanschauungen und eine Gegenüberstellung von Monismus und Dualismus. Dann folgt eine resümierende Darstellung aus den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie und ein wirksamer Hinweis auf die Übereinstimmung in der gröberen und feineren Organisation des Menschen und der Säugetiere. Den Verächtern unserer nächsten Verwandten, der Menschenaffen, wird es schwer in ihre stolzen Glieder fahren, wenn sie da zum erstenmal lesen, „daß der Körperbau des Menschen und der Menschenaffen nicht nur in höchstem Grade ähnlich, sondern in allen wesentlichen Beziehungen derselbe ist. Dieselben 200 Knochen, in der gleichen Anordnung und Zusammensetzung, bilden unser innerstes Knochengerüst; dieselben 300 Muskeln bewirken unsere Bewegungen; dieselben Haare bedecken unsere Haut, dieselben Gruppen von Ganglienzellen setzen den kunstvollen Wunderbau unseres Hirnes zusammen, dasselbe vierkammerige Herz ist das zentrale Pumpwerk unseres Blutkreislaufes; dieselben 32 Zähne setzen in der gleichen Anordnung unser Gebiß zusammen; dieselben Speicheldrüsen, Leber- und Darmdrüsen vermitteln unsere Verdauung; dieselben Organe der Fortpflanzung ermöglichen die Erhaltung unseres Geschlechts". (S. 43.) Wie heißt es im Sprichwort? — Gleiche Brüder — gleiche Kappen!

Liegt da nicht die Variante sehr nahe: Gleiche Kappen, gleiche Brüder! Im weiteren Verlauf schildert Häckel sodann unser Leben im Lichte der monistischen Studien über menschliche und vergleichende Physiologie, sowie die Übereinstimmung in allen Lebensfunktionen des Menschen und

der Säugetiere. Dann unsere Keimesgeschichte im Lichte der vergleichenden Embryologie, wo Häckel mit Stolz auf sein Verdienst hinweisen darf, zum ersten das biogenetische Grundgesetz, wonach die Ontogenie, das ist die individuelle Entwicklungsgeschichte eine abgekürzte, oft auch gefälschte Wiederholung der Phylogenie, das heißt der Stammesgeschichte ist, ins richtige Licht gestellt zu haben. Aus dieser Position eines der erfolgreichsten Bahnbrecher auf dem Gebiete der Abstammungslehre kann Häckel selbst von hundertfacher Übermacht niemals herausgeworfen werden. Seine ungestümen Versuche in der Stammesgeschichte, wie er sie zum erstenmal Anno 1866 in seiner „Generellen Morphologie“, dann 1868 in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ und einige Jahre später in seiner „Anthropogenie“ der erstaunten Welt zu Füßen legte — — sie werden trotz ihrer anhaftenden Mängel unsterbliche Verdienste bleiben. Ich halte dafür, daß diese seine Verdienste um die Phylogenie die sprechendste Signatur der Biologie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts darstellen. Freilich, um das alles so frei herauszulegen vor allem Volk — dazu bedurfte es eines unerschrockenen Mannesmuts. Man denke sich: Der Mensch, dieser Herr der Schöpfung, trägt im ausgewachsenen, im vollkommensten Zustand seines Daseins noch verkümmerte Organe an und in seinem Leibe herum, welche tatsächlich leibhaftige Zeugen seiner tierischen Abstammung von niedriger organisierten geschwänzten Säugetieren darstellen: ein paar verkümmerte Schwanzwirbelknochen! und andere grausige Dokumente mehr! Welche Perücke wird über solcher Offenbarung nicht zu wackeln beginnen? Und weiter denke man: der werdende Mensch im Mutterleib beginnt seine Entwicklung mit einer einzigen kugeligen Zelle, einem Tröpfchen lebendiger Substanz von dem Aussehen eines einzelligen niederen Lebewesens, das ebensowohl Tier als Pflanze sein kann; dieser keimende Mensch durchläuft dann in wenig Monaten die Entwicklungs-

stufen von Wurm, Fisch, Reptil und niederem Säugetier, um erst in der zweiten Hälfte seiner Gefangenschaft im Mutterleib allmählich menschenkindähnliche Gestalt und Organisation anzunehmen. Ist das nicht haarsträubend, ist es nicht geradezu zum Davonlaufen? — —

Das alles und anderes mehr hat uns Häckel aber tatsächlich authentisch zusammengestellt — zum Entsetzen aller Gläubigen diesseits und jenseits des Jordans — aber als unleugbare Beweise unserer eigenen tierischen Abstammung!

Den II. Teil seines Buches nennt Häckel den psychologischen, und überschreibt er denselben „Die Seele". In sechs Kapiteln behandelt er da das Wesen der Seele, die Stufenleiter der Seele, die Keimesgeschichte der Seele, die Stammesgeschichte der Seele, das Bewußtsein der Seele und die Unsterblichkeit der Seele.

Hier macht sich der wackere Kämpfer nun solcher Ketzereien schuldig, daß alle Dualisten und Spiritualisten, alle Supranaturalisten und Methaphysiker, alle Gläubigen aus allerlei Völkern, beschnittene wie unbeschnittene, alle „Positiven" von Dan bis Bersaba in einem und demselben Rufe aufheulen werden: „Kreuziget ihn!" — Das ist begreiflich! Dem denkenden Menschen ist die unsterbliche Seele das Höchste. Nehmt ihm alles andere, nehmt ihm Hab und Gut, Freiheit und Vaterland, nehmt ihm sogar Gott und alle Heiligen: aber laßt ihm die „Unsterblichkeit" der Seele, und er wird sich ins Bitterste fügen, wird lächelnd sogar dem Tode ins Antlitz sehen. Das haben die christlichen Märtyrer seit Jahrtausenden bewiesen, und das beweisen uns heute noch die Millionen jener armen Teufel, welche sich von den Mächtigen der Welt wie Zitronen ausquetschen und mit dem Troste aufs Jenseits abfüttern und bis zur völligen Geistesverblödung in eine lähmende Knechtseligkeit einlullen lassen. Da dürfen wir denn nicht staunen, aber auch nicht zagen, wenn wir sehen, daß die ganze Theologie mitsamt ihren „praktischen" Dienern und die ganze berufsmäßig akkreditierte

Philosophie gegen den Monisten Häckel Protest erhebt, einheitlich im Verneinen, wenn auch mannigfaltig in Form und Ausdruck: bald offen, gradaus und ehrlich opponierend, bald heimlich und verdeckt, auf Um- und Schlichwegen, das heißt mehr oder weniger schlau und unehrlich.

Die Naturforscher, vorab die Biologen im weiteren Sinne, das sind diejenigen, welche im Erforschen des Lebendigen ihren Beruf sehen, werden zweifelsohne auf seiten Häckels stehen, soweit sie sich von traditionellen Irrtümern und anerzogenen Vorurteilen frei zu machen stark genug waren oder sein werden; denn Häckel faßt das „Ding“, um welches es sich handelt, mit tapferer Hand an den faßbaren Ecken: er nimmt den Stier bei den Hörnern und zeigt, daß die „Seele“ in Wahrheit eine „Naturerscheinung“ sei und als solche einzig Gegenstand wissenschaftlicher, das heißt naturwissenschaftlicher Forschung sein könne.

„Die natürliche Auffassung des Seelenlebens erblickt in demselben eine Summe von Lebenserscheinungen, welche gleich allen anderen an ein bestimmtes materielles Substrat (an das Psychoplasma) gebunden ist.“

Alle Welt weiß, daß es ohne lebendiges Plasma, ohne ein sichtbares Substrat keine Seele gibt. Summarisch und gemeinverständlich ausgedrückt heißt das bekanntlich: Ohne lebendes Hirn, ohne lebende Ganglienzellen keine Seele. Das kann und wird an tausend und aber tausend Experimenten tatsächlich bewiesen. Zerstört das Hirn, zerstört die Ganglienzellen, zerstört das lebendige Protoplasma, welches wir bei den einfachsten wie bei den kompliziertesten Organismen als Substrat des Lebens antreffen, — und ihr zerstört die „Seele“.

Hier setzt Häckel ein. Aus dem fruchtbaren Boden der Tatsachen kommt die große Idee der Abstammung durch fortschreitende Entwicklung. Auch die Seele des höchstdifferenzierten Lebewesens, des Menschen, hat eine phylogenetische Entwicklung hinter sich; diese Entwicklungsgeschichte

der Menschenseele fällt zusammen mit der Phylogenesis, mit der Stammesgeschichte des menschlichen Gehirnes. Das ist nicht anfechtbar.

Mit derselben Logik ergibt sich weiterhin, daß alles das, was man bisher Geist, Bewußtsein, Verstand, Vernunft, Instinkt, „Gefühl“, Phantasie usw. genannt hat, alles aus primitivsten Anfängen seinen Ursprung genommen und im Verlauf zahlloser Generationen sich heran entwickelt hat.

Wenn daher Häckel der bisherigen Psychologie kurzweg den Fehdehandschuh hinwirft, indem er den „größten Teil der gewaltigen psychologischen Literatur“ als „wertlose Makulatur“ bezeichnet, so wird ihm das kein Biologe mit Ernst verargen, eben weil die bisherigen „Psychologen“ (mit sehr wenigen Ausnahmen) es verschmäht haben, ihre Aufgabe naturwissenschaftlich anzupacken durch Experiment und Vergleichung.

Gewiß hat sich Häckel mit seinem wackeren Worte von gestern unter den Berufsphilosophen und Psychologen von heute keine Freunde gemacht, sondern wohl noch weitere Feinde zu den alten herbeigerufen. Das wird ihn nicht stark anfechten; denn er ist in guter Gesellschaft. Ich kann ihm bei diesem Anlaß verraten, daß kein Geringerer als Karl Nägeli, bekanntlich einer der schärfsten Denker unter den Physiologen, gegen die Psychologie seinerzeit dieselben Vorwürfe erhob, wie Häckel es heute tut. Nägeli dachte Anno 1877 (auf der denkwürdigen fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte) bei Abfassung seines berühmten Vortrags „Über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis“ von der damaligen Psychologie ganz ähnlich, wie sein viel jüngerer Mitkämpfer Häckel, und er verzweifelte fast an der Möglichkeit, daß die vergleichende Psychologie zu einer Naturwissenschaft sich zu erheben vermöge. Seither ist nun allerdings fast ein Vierteljahrhundert verflossen, und Nägeli weilt nicht mehr bei den Lebenden. Was ist aber mittlerweile aus der Psychologie geworden?

Damals hatte sie allerdings begonnen, eine Experimentalwissenschaft zu werden.

Hat die Psychologie in den letzten 23 Jahren jene Fortschritte gemacht, welche damals erhofft wurden? — Niemand wird das behaupten! Häckel ist daher keineswegs damit zufrieden, und er weist mit Unmut darauf hin, wie prekär es dermalen auf diesem Gebiet aussieht.

Wer kann und wird es ihm verargen, wenn er den „Psychologen" frischweg ins Gesicht hinein erklärt: Eure bisherige Art des Studierens taugt nicht! Lernet erst, in biologischen Gebieten selbsttätig zu arbeiten, studiert Physik und Chemie, studiert Zoologie, Botanik, vergleichende Anatomie, aber nicht bloß in Vorlesungen oder aus Büchern, sondern in den Laboratorien, — und dann gründlich Physiologie; dann werdet ihr den einen Teil der Physiologie, das ist die Psychologie, am rechten Orte erst recht in Angriff nehmen können, — dann kann was werden!

Ein reizendes Kapitel in Häckels Buch ist das siebente mit dem Abschnitt über die psychologische Skala, die Stufenleiter der Seelenvermögen, der Empfindungen und Reizreaktionen, über die Skala der Vorstellungen, die Skala des Gedächtnisses, wo Häckel im wesentlichen den gleichen Gedankengang einschlägt, wie ihn Nägeli in seiner klassischen Münchener Rede von 1877 skizziert hat. Aus der Skala der Vernunft, derjenigen der Gemütsbewegungen und aus der Skala des Willens — eine Freiheit des menschlichen Willens gibt es ebensowenig, als eine Willensfreiheit bei den Pflanzen — ergibt sich, daß Mensch, Tier und Pflanze in ihren psychischen Anlagen nicht wesentlich, sondern nur gradweise, nicht qualitativ, sondern nur quantitativ verschieden sind.

Aus der Keimesgeschichte der Seele ergibt sich tatsächlich, daß das, was wir Menschenseele nennen, bei der Zeugung — im Akte der Verschmelzung beider kopulierenden Zellkerne — seinen Anfang nimmt. „Durch diese Tatsache

allein schon wird der alte Mythus von der Unsterblichkeit der Seele widerlegt;" denn logischerweise nimmt alles, was je einen Anfang genommen, auch ebenso sicher ein Ende.

Dahin sind wir Biologen beider Reiche, der Planzen- wie der Tierwelt, im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts kraft der Forschungen auf dem Gebiet des Zellenlebens gelangt, daß wir heute sagen müssen: es existiert tatsächlich kein wesentlicher Unterschied zwischen den „seelischen" Vermögen der Pflanzenwelt einerseits und den psychischen Kapazitäten des Tierreichs (mit Einschluß der Menschheit) andererseits; nur gradweise, nur quantitativ sind alle jene Unterschiede, welche den Menschen vom Tier und das Tier von der Pflanze unterscheiden. Allen, allen Lebewesen ohne Ausnahme, ob Pflanze, ob Tier, ob Mensch: allen, allen ist das lebendige Protoplasma als reizempfängliche und reaktionsfähige lebendige Substanz eigen. Wenn daher für eine Gruppe lebender Organismen eine unsterbliche Seele gefordert wird, so dürfen und müssen wir die Unsterblichkeit einer Seele auch für alle anderen Organismen fordern. Das ist denn früher auch schon allen Ernstes von hervorragenden Denkern geschehen. Vor fünfzig Jahren schrieb Theodor Fechner sein Buch „Nanna", einen ernsten Versuch, den Pflanzen eine „Seele" zu sichern, und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts glaubte der berühmte Brasilienforscher Martius allen Ernstes an die Wiederkehr aller lebenden Dinge, die Pflanzenwelt eingeschlossen.

Hatte Plato eine unsterbliche Seele, so hat mit demselben Rechte und aus denselben physiologischen Gründen auch das kleine Spaltpilzchen, das meine Zähne zerstört, eine unsterbliche Seele. Kehrt Moses, Sokrates, kehrt Marc Aurel oder der heilige Augustin mit unsterblicher Seele wieder, so wird auch die Zeder vom Libanon, die Palme am Äquator, der Fichtenbaum im Norden, das Moospflänzchen im Walde, es werden alle Pflanzen aller Zeiten und aller Zonen ebensogut mit ihren unsterblichen Seelen wiederkehren.

Die Dinge liegen nun aber so, daß wir nach dem gegenwärtigen Stand der biologischen Wissenschaften sagen müssen: ein wesentlicher Unterschied zwischen sogenannten toten und zwischen lebendigen Naturkörpern existiert nicht. Wir haben keine Ursache mehr, an das Gespenst von einer besonderen Lebenskraft zu glauben, welche als das Agens für alle Bewegungen in der lebendigen Substanz, in dem Vehikel der „Seelenkräfte“ zu betrachten wäre. Die „Lebenskraft“ — das letzte Bollwerk der Seelenunsterblichkeit — ist schon seit fünfzig Jahren tot, so gründlich tot, daß die neulichen Versuche, dieses Gespenst wieder ins wissenschaftliche Leben zurückzuführen, nur noch pathologisches Interesse haben können. Nein: die „Lebenskraft“ — am längsten noch von Liebig verteidigt — ist ein für allemal endgültig aus der Wissenschaft beseitigt. Der Neovitalismus ist kein gesundes Lebenszeichen: als Krankheitserscheinung sehr lokaler Art können wir ihn ganz wohl außer Betracht lassen, ungefähr wie einen leichten Schnupfen nach nächtlicher Verkältung.

Wenn aber der Mantel fiel, so mußte auch der Herzog fallen.

Mit anderen Worten heißt das: Wenn es keine spezifische Lebenskraft gibt, so gibt es auch keine Wesenheit, welche von den in der sogenannten toten Natur herrschenden Kräften verschieden wäre, also keine von der Substanz loslösbare Seele, **keinen** über der Materie und ihren allgemeinen Kräften stehenden Geist und **keinen** über dem Weltall stehenden Gott, dem die Erde nur als Schemel seiner Füße diente: sondern alles Geschehen in Natur und Weltall ist überall und an allen Enden nur Bewegungsmechanik der Atome und ihrer Kräfte.

Wie sehr Häckel mit seiner unerbittlichen Logik, die in allen mystischen Dingen Tabula rasa schafft, auf dem Boden der Tatsachen steht, das zeigt er im kosmologischen Teile, dem III. seines Buches, der von der **Welt** handelt. Triumphierend weist er auf eine Haupterrungenschaft wissenschaft-

licher Forschung des neunzehnten Jahrhunderts, auf das sogenannte **Substanzgesetz**, wonach Kraft und Stoff unzerstörbar, ewig sind. Heute weiß jeder Gymnasiast, was wir unter dem Gesetz von der Erhaltung des Stoffes zu verstehen haben: die Chemie beweist es tagtäglich, daß die Atome unzerstörbar sind. Heute weiß aber auch jeder Gymnasiast, daß nirgends ein Kraftteilchen verloren gehen oder zerstört werden kann. Allen ist geläufig geworden, daß die physikalischen Kräfte, welche in der wirklichen Welt der Erscheinungen ihr Wesen treiben, wohl sehr verschiedenartig zum Ausdruck gelangen, daß sie ineinander „verwandelt" werden können: die Schwere des Wassers (Gravitation) wird in der Turbine verwandelt in mechanische Triebkraft, diese hinwieder wird im Dynamo verwandelt in Elektrizität, letztere wird in der Bogenlampe umgewandelt in Licht, dieses hinwieder kann im grünen Chlorophyllkorn der lebenden Pflanze verwandelt werden in chemische Arbeit, bei welcher aus Kohlensäure und Wasser die Baumaterialien (Stärkemehl, Zucker usw.) für die wachsenden Pflanzenteile und die Betriebskräfte für den Chemismus im lebenden Protoplasma gebildet werden. Der Kreislauf des Lebens ist nichts anderes als eine mehr oder weniger geordnete Kette von Umwandlungen physikalischer und chemischer Kräfte.

Und diese Umwandlungen der meßbaren Kräfte vollziehen sich im Leib der lebendigen Pflanze und des lebendigen Tieres nach denselben Gesetzen, wie in der sogenannten toten Natur und im weiten unendlichen Weltall.

Dieses Gesetz von der Erhaltung der Materie und der Kraft (Energie) wird nun in allen Mittel- und Hochschulen als beweisbare Wahrheit gelehrt. Ja, die Physiker und die Chemiker stehen heute sogar im Begriff, nachzuweisen, daß nicht allein Stoff und Kraft, Materie und Energie unzerstörbar sind, sondern daß alle physikalischen und chemischen Kräfte, die wir in Natur und Weltall agieren sehen, nur Modifikationen, verschiedene Erscheinungsformen einer ein-

zigen Kraft, einer Urkraft seien, die mit einem einzigen, das ganze Weltall erfüllenden Stoff, mit einer einzigen Substanz untrennbar verbunden, vielleicht sogar wesenseins zu denken wäre.

Es liegt sehr nahe, in dieser Urkraft des Weltalls die Grundursache, die Urwesenheit der ganzen Erscheinungswelt zu sehen. — Dann gibt's für einen „Gott" schlechterdings keinen Raum mehr, und mit seiner Existenzberechtigung sieht es so bitterböse aus, daß wir ganz wohl begreifen und verstehen, wenn sich alle Gläubigen auf die Socken machen, um — wenn immer wie möglich — sich ihren „Gott" zu retten. — Dem Naiven scheint dies letztere ein leichtes zu sein: er zeigt mit gefalteten Händen auf die „unergründliche Weisheit", die sich im ganzen Naturleben geltend macht, wo alle Dinge, namentlich die Lebewesen, so „wunderbar zweckmäßig" eingerichtet erscheinen, daß aus dieser Zweckmäßigkeit schlechterdings auf einen „weisen und gütigen Schöpfer", auf einen nach Ziel und Plan schaffenden Gott geschlossen werden müsse. — Da kam nun aber eben dieser englische Charles Darwin mit seiner natürlichen Zuchtwahltheorie und kam Ernst Häckel, der deutsche Darwin, um zu zeigen, wie auf ganz **natürlichem** Wege, ohne irgendwelche Beihilfe einer ziel- und zweckbewußten Macht, die ganze lebendige Schöpfung mit all ihrer wunderbaren „Zweckmäßigkeit" entstehen konnte, entstanden ist.

Da liegt des Pudels Kern: in der natürlichen Zuchtwahl durch die Auslese im Kampfe ums Dasein ist der Gedanke einer Allweisheit und Güte weltenlenkender und weltenschaffender göttlicher Kraft endgültig zu Grabe gebracht worden. Alles wirklich Seiende erhält und entwickelt sich aus ureigener Kraft — da ist kein Gott mehr notwendig, „der von außen stieße, das All am Finger laufen ließe"; denn alles löst sich in naturnotwendige Bewegung, in Entwicklungsnotwendigkeit auf, die ihre Grundursache im Wesen der Urmaterie und der Urkraft hat.

Schon der letzte Abschnitt im kosmologischen Teile (III.) des Häckelschen Buches handelt von „Gott und Welt", wo die Sachwalter des Monotheismus recht scharfen Tabak zu kauen und zu riechen bekommen. Mehr noch ist dies letztere im IV. Teile des Buches, im theologischen Teile, der von „Gott" handelt, der Fall. Hier spuken nun ganz verschiedene, zum großen Teile unfaßbare Dinge, welche über das menschliche Erkenntnisvermögen — heute wenigstens — hinausgehen; so das Kantsche „Ding an sich", ein wahrer Gottseibeiuns, mit welchem alle Leute, die an Gespenster glauben, gar nicht fertig werden können. Häckel begibt sich da auf ein gefährliches Glatteis; denn warme Quellen — diesmal kommt die Wärme von unten — haben aus der tiefsten Tiefe der erkenntnistheoretischen Kritik die feste Eisdecke über dem Meere der wissenschaftlichen Erfahrung stellenweise fast gänzlich durchgeschmolzen. Wie bald liegt nun der flotte Eisläufer unter dem eingebrochenen Eis plötzlich in der schauerlich kalten Sauce oder Brühe, Tunke — wie der Deutsche sagt! In dieser sublimsten Philosophie muß der Erfahrungswissenschafter schlechterdings ertrinken, wenn er nicht die Kraft mehr findet, den festen Rand der Empirie mit derber Hand wieder zu erfassen und pudelnaß aus dem Liquid des „Dinges an sich" sich wieder hinaufzuschwingen auf den dicken Boden der täglichen Sinnenerfahrung. Was ist da nicht alles schon vorgebracht worden von Philosophen vor und nach Kant! Man könnte über den Paroxismen tatsächlich närrisch werden. Das hat auch Friedrich Theodor Vischer empfunden, als er sich wieder aufs feste Eis hinaufgerettet:

> „Was ich alles las bei gläubigen Philosophen,
> Das lockt keinen Hund vom Ofen."

Waren die kritischen Erkenntnistheoretiker erbarmungslos gegen alle, oder beinahe alle Grundsätze der Erfahrungswissenschaften, gingen jene sogar bis an die Grenze der

kühnsten Absurdität, indem sie die Existenz der wirklichen Dinge schlechtweg bezweifelten oder gar verneinten; waren dann die „gläubigen Philosophen" und vorab die theologischen Metaphysiker gleich bei der Hand, mit siegestrunkenem Jubel den Skeptizismus der Erkenntnistheoretiker zu quittieren und den Schein zu retten, daß die theologische Metaphysik halt doch allein „der wahre Jakob" der Erlösung aus Zweifel und Ungewißheit sei: so kehrt nun Häckel den Spieß um und richtet seine Angriffswaffe mit erbarmungsloser Wucht gegen allen Dogmatismus in Kirche und Schule, gegen den anthropoiden Gottesbegriff, gegen den Glauben an das „gasförmige Wirbeltier", so die Welt geschaffen haben und regieren soll, gegen die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, gegen das Dogma der unbefleckten Empfängnis im Allgemeinen und im Speziellen, gegen die blutgetränkte Erlösungslehre, gegen den Glauben an eine leibliche Auferstehung und die Himmelfahrt Christi usw., was alles ebenso „reine Dichtung ist, und ebensowenig mit der vernünftigen Naturerkenntnis in Einklang gebracht werden kann, als die verschiedenen Dogmen der mohammedanischen und mosaischen, der buddhistischen und brahmanischen Religion". (S. 349, 350.)

Das 17. Kapitel, „Wissenschaft und Christentum", ist eine so scharfe Anklage gegen diese Staatsreligion, daß wir Häckel beglückwünschen müssen, frei von allem Verdacht sozialdemokratischer Gesinnung zu sein. Mit einem Mut, wie ihn seinerzeit David Friedrich Strauß, Friedrich Theodor Vischer, Ludwig Feuerbach und einige andere aus bürgerlichen Parteien besaßen, wie ihn aber während der letzten zwei bis drei Jahrzehnte nur noch überzeugungstreue Sozialdemokraten gefunden, mit diesem Mut, der alles wagt und nichts verschweigt, mit diesem Mut eines heroischen Jünglings tritt hier Häckel auf die Arena, wo der langjährige Kampf zwischen Glaube und Wissen doch einmal endgültig ausgekämpft werden muß. — Die Polizei

und der Staatsanwalt werden sich hüten, dem Professor auf den Leib zu rücken; denn er ist — trotz des bedenklichen Falles Arons — durch den deckenden Schild der akademischen Lehrfreiheit geschützt, wie sehr dies vom Kollegen Dr. Friedrich Loofs, Professor der Kirchengeschichte in Halle, dem Verfasser der Schmähschrift „Anti-Häckel“ auch bedauert werden mag. Aber dieselbe Polizei und Staatsanwaltschaft wird auch den wahren Häckel nicht gegen den Anti-Häckel schützen. Und es werden der geistlichen Widersacher gegen Häckel noch viele kommen, um das Schwert des Herrn zu schwingen. Da gibt's viel Arbeit, kampfheiße Stunden, wo der naturwissenschaftliche Kämpfer sich im Kampfe um die Position der Vernunft mit törichten Schildknappen eiteln Aberglaubens wird herumschlagen müssen. Schade um die Zeit! Schade um die darauf zu verwendende Kraft!

Und doch wird da kaum auszuweichen sein. Solange Thron und Altar dasselbe Interesse an der Predigt des Jenseits haben, so lange werden wir die Sisyphusarbeit dieser unproduktiven Kämpfe immer wieder leisten müssen, zur größeren Ehre jener Dummheit, mit welcher die „gotterfüllte“ Welt regiert wird.

Wahrhaft erhebend und aufbauend in ethischem Sinne sind die beiden Kapitel über „Unsere monistische Religion“ und „Unsere monistische Sittenlehre“ mit den Devisen: Wahrheit, Schönheit, Güte (Tugend). Ein jeder mag das selbst lesen; ein jeder mag da selbst sehen, welcher Prachtskerl in dem Verfasser des Buches von den Welträtseln sich da in seiner ganzen Wesenheit offenbart!

Ich habe es im obigen geflissentlich vermieden, auf erkenntnistheoretische Erörterungen näher einzutreten. Dazu wäre nun noch Gelegenheit bei der Erwähnung des Schlußkapitels, welches von der „Lösung der Welträtsel“ handelt. Ich tue es auch hier nicht, weil aus diesem Aufsatz dann ein ganzes Buch entstehen müßte. Die Fragen nach dem Wesen von Materie und Energie, von Stoff und Kraft,

die Frage, ob es wirklich Atome als kleinste Substanzteilchen, oder ob es bloß Kraftpunkte, Energiezentren gibt, die Frage nach dem Wesen der tatsächlichen Realitäten, die Frage hauptsächlich nach dem Wesen der Einheit von aller Substanz und aller Kraft, die Frage nach dem Wesen der Bewegung schlechthin und anderer Begriffsinhalte mehr; alle diese Fragen sind heute noch Gegenstände ernster wissenschaftlicher Diskussionen. Häckel berührt sie auch allen Ernstes, und er verhehlt nicht, daß diese Fragen heute noch keineswegs sonnenklar beantwortet sind, daß sie vielleicht gar — die eine oder die andere dieser Fragen — niemals wird gelöst werden können, weil unser Erkenntnisvermögen dafür unzulänglich ist.

„Was als ‚Ding an sich' hinter der erkennbaren Erscheinung steckt, das wissen wir auch heute noch nicht. Aber was geht uns dieses mystische ‚Ding an sich' überhaupt an, wenn wir keine Mittel zu seiner Erforschung besitzen, wenn wir nicht einmal klar wissen, ob es existiert oder nicht!" Das unfruchtbare Grübeln darüber können wir getrost jenen anderen überlassen, die es vorziehen, metaphysischen Gespenstern nachzujagen, anstatt auf der blumigen Aue der wirklichen Erscheinungswelt aus dem Lebensquell der wirklichen Physik zu trinken und sich in unserem Realmonismus zu erheben über alle gewesenen und alle noch weiter existierenden Theismen, Dualismen und Spiritualismen.

Häckel hat uns in seinem neuesten Buche tatsächlich gezeigt, daß der Monismus als Einheitsphilosophie ganz wohl imstande ist, ein tiefreligiöses Gemüt innerlich vollständig abzuklären und mit sämtlichen Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen derart harmonisch in Einklang zu setzen, daß ein vollständiges Ausleben in menschenwürdiger Art — beides: ein Ausleben nach innen und nach außen, sich naturgemäß kraft unserer Entwicklungsfähigkeit ergeben muß. So wird sein Buch vielen, vielen aus Zweifeln und schwankender Ungewißheit eine Art Erlösung bringen, also

ein Mittel zu diesseitiger sicherster Glückseligkeit werden — ein reichlicher Ersatz für die gespenstische Hypothese eines geträumten Jenseits.

Sein Monismus ist ein Organisch-Gewordenes. Er wird weiterwachsen als ein Organisches; manches Detail wird er modifizieren, manch anderes Detail wird zum bisherigen hinzutreten. Das wird im gleichen Maße wachsen und sich anpassen, ganz wie das ja das Schicksal alles Lebendigen ist unter dem Geschehen der natürlichen Auslese im Kampfe ums Dasein — beim Überleben des Passendsten.

Dem tapferen Jenenser Professor schulden wir Freie aber großen Dank für seine mutige Tat. Er hat am Ende des Jahrhunderts uns eine säuberliche Abrechnung vorgelegt, eine Bilanz mit glänzenden Resultaten, über welche nur jene sich nicht freuen können, die — wie die törichten Jungfrauen — nicht früh genug brennfähiges Öl in ihre Lampen getan haben. Diese werden im Dunkeln sitzen und — stille oder laut fluchen. Das hat uns der Hallesche Kirchengeschichtsprofessor **Loofs*** in erbaulichster Weise gezeigt — dieser Ärmste mit seiner desolanten Geistesdysenterie! „Gott" mög ihm helfen! Jenen aber, drüben in Jena, den blauäugigen Göttersohn, schütze Pallas Athene!

---

* Anti-Häckel, eine Replik nebst Beilagen von Dr. Friedrich Loofs, Professor der Kirchengeschichte in Halle a. S. (Halle, Verlag von Max Niemeyer, 1900). Schade, daß diese Schmähschrift nicht das Motto trägt: „Der Eifer um mein Haus hat mich gefressen!" (Vergl. Joh. 2. 17.)

Nach Häckels siebzigstem Geburtstag.

Wir dürfen uns doch freuen, wir, die vorwärts wollen und nur dann rückwärts schauen, wenn es gilt, die Geschehnisse der Entwicklung in der Vergangenheit als authentische Zeugen herbeizurufen für die Echtheit der Entwicklungsgesetze, die uns Kompaß und Theodolit für die Pfade in die Zukunft hinein abgeben sollen: wir dürfen uns über Häckels siebzigsten Geburtstag freuen, den der kampfgewohnte Pionier letzthin — am 16. Februar (1904) — drüben in Rapallo — ganz still für sich gefeiert hat.

Denn seine Sache ist doch sehr weit gediehen und ist zu einem mächtigen Baum geworden im Garten menschlicher Erkenntnis, einem Baum mit mächtigem Wurzelwerk, mit hochragendem stolzem Stamm und einer riesigen Laubkrone mit Blüten und reifen Früchten zugleich und mit Knospenanlagen für neue Laubsprosse und neue Blüten im nächsten Jahre, das heißt für die Zukunft. Dieser Baum der Entwicklungslehre ist wetterfest geworden in allerlei Stürmen und Rüttelungen; er hat in seinem Stamm bereits fünfundvierzig Jahrringe zu einem biegungsfesten System übereinander gefügt, und Jahr um Jahr sind seiner Laubkrone neue Äste entsproßt und seinen reifen Früchten sind keimfähige Samen entfallen auf fruchtbare Erde, wo sie aufgingen zu neuen lebendigen, lichtfreundlichen Sprößlingen, wurzelecht wie jener erste Baum selbst.

Darwin hat den reifgewordenen ersten Samenkeim zur rechten Zeit und am richtigen Orte in die Erde gepflanzt, daß ein Baum daraus werden konnte. Das war 1859, da er sein Buch über die „Entstehung der Arten" herausgab. Da gesellte sich zu diesem kühnen Säemann ein junger,

frischfröhlicher blonder Geselle, **Häckel**, der auch seinen Teil in der Pflege des Baumes übernehmen wollte. Und dieser frischfröhliche Geselle ist innert weniger Jahre ebenfalls Meister geworden, und seiner Genialität ist es gelungen, dem Baume ganz neue Äste zu entlocken und den Gipfel lustig in die Höhe zu führen, auf daß er weit über die Lande schaue. Häckels „Generelle Morphologie" (1866) ward zu einem Hauptast und schoß so mutwillig in die Höhe, daß mancher nachdenkliche Wanderer von ihm als von einem wilden Schößling redete, den man beizeiten vom Baume wegschneiden sollte. Aber dieser „wilde Schößling" trieb alsbald ebenfalls Blüten und brachte Früchte von ähnlichem Werte wie die übrigen desselben Baumes. Dann kam ein zweiter Ast und schoß ebenso munter in die Höhe: Häckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte" — und ein dritter Ast mit derselben üppigen Triebkraft: Das Buch von der Menschwerdung, Häckels „Anthropogenie". Und jedes Blatt dieses Baumes flüsterte dasselbe Wort — „Abstammung", und wenn der Sturm durch die Blätter heulte, so ging dasselbe eine Wort aus allen Blättern unisono: „Abstammung!"

Es war kein geringes Unterfangen für den jungen Häckel, als er — wenige Jahre nach dem Erscheinen von Darwins Hauptwerk — mit glühender Seele sich vermaß, des großen englischen Ketzers Gedanken auf deutschen Geistesboden zu verpflanzen und hier die Idee der Abstammung nicht nur freimütig zu bekennen, sondern mit weiteren Beweisgründen zu unterbauen durch eigene Arbeiten auf zoologischem Gebiet. Denn damals — in den sechziger, auch noch in den siebziger Jahren — war es weitherum eine gefährliche Sache, für die Wahrheit der Abstammung offen vor aller Welt Zeugnis ablegen zu wollen. Junge Gelehrte, die sich dessen vermaßen, stießen nicht allein bei den älteren Kollegen auf zunftgemäßen Widerstand, sondern auch bei dem Laienpublikum auf Haß und Abscheu, bei der Kirche auf fana-

tischen Protest und bei den Erziehungsministern auf griesgrämiges Mißwollen und gelegentlich auch auf „christlich“-gewollte Maßregelungen. Man riskierte damals als Darwinianer geradezu alles: die Liebe seiner Mitbürger, die Achtung der Berufsgenossen; man riskierte Amt und Stellung und alle Aussichten auf wohlwollende Förderung im Forschen und Lehren — draußen in Deutschland ging man aller Anerkennung von allerhöchster Seite verlustig; per se konnte man auch nicht Hofrat werden, ja es riskierte der junge Gelehrte die denkbar brutalste Verfemung: Spott und Hohn, Verachtung und — Hunger!

So stand es, als Häckel mit prometheischer Kraft daran ging, die Abstammungslehre nicht nur zu lehren, sondern durch eigene Forschung auch mächtig zu f ö r d e r n. Als akademischer Lehrer einer der besten Dozenten, der die Wärme seiner Begeisterung auf den ganzen Kreis seiner Schüler auszustrahlen und an tausend Enden heilige Feuer der Wahrheit anzufachen verstand, als Forscher am Mikroskop unermüdlich tätig, suchend und findend, ordnend und registrierend, zählend, messend, zeichnend und malend, den Blick auf das kleinste Detail wie auf die Größe des Alls richtend, kontemplierend und kombinierend, immer wieder entdeckend, immer wieder auf richtig gestellte Fragen die ersprießliche Antwort findend — so ward Häckel ein Berufener im Reiche der Erkenntnis, ein Pfadfinder im Reiche des Geistes wie selten einer. Davon zeugen seine publizierten Werke streng fachwissenschaftlicher Art: seine Radiolarienarbeit, seine Studien über Quallen und Siphonophoren, sein Werk über die Kalkschwämme, seine Arbeit über die Ausbeute der Tiefseeforschungen des „Challenger“ — Werke von unvergänglichem Werte für Wissenschaft und Kunst, Werke, die allein schon hinreichen würden, dem Jenenser Naturforscher als einem „Exakten“ unsterblichen Ruhm zu sichern. So — in seiner Forscherarbeit am Mikroskop, die eine reiche Lebensarbeit bedeutet — so gewann Häckel die eigene Anschauung vom denkbar

Einfachsten an durch alle Abstufungen hinauf bis zum Kompliziertesten, Vollkommensten und Höchsten, was je gelebt hat bis auf unsere Tage. Und das alles konnte hinreichen, um in seiner ordnenden Seele die graphischen Punkte abzugeben zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem Weltbild voller Harmonie und beseligender Stimmung — zum Monismus.

Monismus! — Den einen eine Erlösung aus dem Chaos der hunderterlei Konfessionen mit ihrem tausendfachen Tod in den versteinerten Dogmen, — den anderen ein Greuel, weil eine Bedrängnis ihrer Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit, den dritten ein Gegenstand des Gespöttes und höhnenden Gelächters über der Predigt des Lebens und der freudigen Bejahung, weil diesen dritten der Tod lieber denn das Leben und die Verneinung lieber denn die Bejahung!

Armer Häckel! Wie hat man dich geschmäht, verhöhnt, beschimpft, — weil deine Religion alle Schablonen und alle Anthropomorphismen verlassen und sich auf die Einheit im All aufgebaut hat! Aus allen Winkeln kamen sie, von Rom bis Wittenberg, vom Ural bis zu den Pyrenäen, von den skandinavischen Bergen bis hinunter nach Kalabrien, aus allen Winkeln kamen sie — die „heiligen" Männer der Kirchen und der philosophischen Sekten, denen du allerdings niemals grün warst, kamen und spuckten über deinen Monismus! Und doch warst du kein einfältiger Brillenschleifer wie jener große Pantheist, den die „heiligen" Männer auch so jämmerlich behandelt haben, sondern du erwiesest dich als „Türmer" von Goetheschem Stil:

Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier;
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.

Monismus! — Es kamen da allerhand Schriftgelehrte der Weltweisheit und riefen fast unisono: „Nein, nein! Wir wissen das besser: es gibt keine Einheit im Weltall, sondern eine Vielheit, nicht bloß Zweiheit oder Dreieinigkeit, sondern ein Chaos von wirren Rätseln, mindestens sieben an der Zahl, und der größte Brocken in diesem Rätselchaos ist — das „Ding an sich". Niemand hat es jemals gesehen, niemand wird es jemals sehen: — Ignorabimus. Punktum!" — Und die schlichten Kuttenmänner mit dem weißen Strick um das härene Gewand kamen gleich herbei aus allen Klöstern und Steinhütten und Kapellen, schreiend und jubilierend: „Eitel ist alles Forschen, Narrheit alle Wissenschaft; denn der Besten einer sagt's ja: Ignoramus — wir wissen nicht! Ignorabimus — wir werden nicht wissen!"

Darauf kamst du, vielgeplagter Häckel und führtest erst recht munter deine Klinge: „Impavidi progrediamur!* — Furchtlos alleweil vorwärts!"

Und es ging vorwärts!

Die Zweige an deinem Baume der Erkenntnis wuchsen mächtig heran mit der Jahre Fülle zu dicken Ästen; wetter- und sturmhart erstand die riesige Laubkrone, immer weiter hinausschauend über das feste Land der tatsächlichen Erfahrung bis hinüber an die wechselnden Ufer des ewig atmenden Meeres mit seinen ins Endlose gehenden Gedankenwellen.

Die Abstammungslehre ward zum Wahrzeichen auf dem Banner aller Redlichen, die in das Land der Forschung zogen. Sie wanderte erobernd um den Erdball, und der Festungen wurden immer mehr, über deren Wällen lustig ihre Fähnlein im Winde flatterten. Und eines Tages konnte man sagen: sie hat sich die Erde erobert vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, und ihre Wahrheit siegte von Pol zu Pol.

---

* „Freie Wissenschaft und freie Lehre" von E. Häckel, Stuttgart 1878.

Derweil kicherten immerfort die Dunkel- und Zwergmännchen dort hinten in den Winkeln der Bergtäler und am koboldreichen Rhein: sie kicherten und tanzten so närrisch — es war zum Lachen, wenn sie aller Welt zuraunten: „Sie ist doch tot, diese Lehre! Es lebe der Rückschritt! Zurück zu Mose und zu unseren Propheten, die wir aus Mesopotamien, aus Ninive̮h und aus Babylon, aus dem Urland aller abendländischen Märchen geholt haben! Um keinen Preis vorwärts! Nein nein, alleweil rückwärts, aller Vernunft zum Trotze, allem Verstand zum Hohne, aller wirklichen Erkenntnis zur Verachtung! So wollen wir es, wir Kobolde und Zwerglein — unser Hirn darf nimmermehr wachsen: wie könnte es ein größerer Kopf auf unserem schwachen Rückgrat machen, ohne zu wackeln? Wie könnten unsere kurzen Beinchen es unter einem schwereren Kopfe machen, ohne zu knicken?"

Und ein kleines einäugiges Koboldchen vom Rhein, dessen Hirn einst bei einem Erdbeben eine bedenkliche Verwerfungsspalte abgekriegt hatte, und das seither in allen dunkeln Wäldern und in Moorgründen der Metaphysik phosphoresziert und Gespensterspuk treibt — jenes kleine Koboldchen kam gelegentlich auf die Gassen und Straßen, laut und immer lauter schreiend und quietschend: „Ich komme vom ‚Sterbelager des Darwinismus', Darwin ist tot, und Häckel ist tot, und alle anderen sind mausetot, welche an das Wachsen von Hirn und Geist geglaubt und auf den Spuren des Pan gewandelt. Darwin tot, Häckel tot, alle Darwinianer tot und alle Häckelianer erst recht tot — keiner wird mehr aufwachen, auch nicht am jüngsten Tag!"

So lächerlich schrie und polterte das kleine einäugige Koboldchen vom „Gottesberg" am Rhein*, und viele, so

* Der Oberlehrer am evangelischen Pädagogium zu Godesberg a. Rh., Dr. phil. Eberhard Dennert, ist der Verfasser verschiedener Streitschriften gegen Darwinismus und Darwinianer, die er alle nur als Einäugiger (in geistigem Sinne)

das höreten, wurden zaghaft und traurig, und manche von ihnen bekamen Furcht; denn schwache Beine knicken unter allzu schwerer Hirnkapazität, und so schrien denn noch viele Wichtelmännchen ganz dasselbe wie das einäugige Koboldchen — und das gab ein lustiges Miniaturkonzert, worüber sich Moses und die Propheten ganz göttlich freuten.

Nun lachen aber wir anderen erst recht. Denn unser gehört das Leben und die Weiterentwicklung; unser gehören alle Zukünfte. Da alles wächst, mit Ausnahme der Koboldchen und Zwerglein, da alles wächst, so wachsen wir weiter und weiter, und unser Erkennungsvermögen dehnt sich in unaufhaltsamer Entwicklung in unabsehbare Weiten, wo alle Welträtsel — und wären es wirklich sieben an der Zahl, wie Du Bois-Reymond berechnet hat — schwinden müssen wie der Märzschnee vor dem lauen Südwind. Ist nicht die Seele des Menschen ein Entwicklungsprodukt aus der primitiven Seele der einfachsten Amöbe! Haben wir nicht erkennen gelernt, daß alles Lebendige einerlei Ursprungs ist und alles Lebendige einerlei Odem hat? Liebe und Haß, Zuneigung und Abneigung, Anziehung und Abstoßung — auf allen, allen Stufen der Lebewelt, hier wie dort, im Pflanzenreich wie in der Tierwelt, wie beim Menschen — dem höchstentwickelten aller Wirbeltiere! Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung hier wie dort: im Reiche des Lebendigen wie im Reiche des Unorganischen! Nirgends ein wesentlicher, ein qualitativer Unterschied, nur quantitativ verschieden, nur ungleich in der Höhe aufsteigender Entwicklung — vom mineralischen Kristall an zur Amöbe oder zum Bazillus hinüber und von da in hunderttausend Ab-

geschrieben hat. Dieser evangelische Jesuit — ärgeren gibt es nirgends sonst — dieser evangelische Jesuit brachte es fertig, im gleichen Atemzug Darwin und seine Schüler zu beschimpfen und sich selbst — den Dennert — als Anhänger der Abstammungslehre zu deklarieren! Einäugig nenne ich solchen Kobold!

stufungen höher und höher hinauf bis zum denkenden Menschen einerseits und zur duftenden Blume andererseits.

Das ist Häckels Monismus!

Das ist Häckels Religion!

Fürwahr, größer und erhabener ist diese Religion als alle anderen Weltanschauungen von Hammurabi an bis hinauf zum Juden am See Genezareth und zum anderen Juden — Spinoza!

Nun hat Häckel seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert — am Ufer des Meeres, dessen Geheimnissen er ein Menschenalter lang gelauscht und dessen Wundergestalten aus allen Tiefen und Untiefen er uns in kunstvollendeten Abbildungen nahe gebracht hat. Sein siebzigster Geburtstag — der Abschluß seiner neuesten und — wie er meint — letzten biologischen Studie!

Da kamen sie hergeflogen, die Grüße und Wünsche aus tausend Ecken und Enden des Erdballs; elfhundert Schüler und Verehrer grüßten den greisen Meister, und Hunderttausende von anderen Verehrern lasen mit jubelnder Freude von seinem Ehrentag und den feierlichen Veranstaltungen in großen Volksversammlungen, wie von den Ehrungen in den Hauptblättern der Tagespresse. Selbst Berlin — die Zweimillionenstadt — blieb da nicht zurück, wo es galt, dem Vielgehaßten und Verfolgten eine namhafte Genugtuung zu geben. Und das war gut! Berlin war durch seine zünftigen Gelehrtenzirkel bislang die vornehm ablehnende Kapitale auch Häckel gegenüber. Manche beleidigende Zurücksetzung ist letzterem von dort zuteil geworden. Virchow und Du Bois-Reymond, — der eine mit seiner „pathologischen“ Neandertalfurcht, der andere mit seinem reaktionären Ignorabimus — wie konnten die zu Häckels Freunden werden! Und dann erst noch die dortigen Staatstheologen und Staatsphilosophen! „Gute Nacht, Häckel!“ — Aber ungezählte andere Berliner haben zum 16. Februar nach Rapallo hinübergejubelt: „Guten Tag, Häckel!“

Dessen freuen wir uns! Um der guten Sache willen freuen wir uns! Dieser prometheische Geselle hat tatsächlich in eisiger Nacht den Millionen Zagender das heilige Feuer der Erkenntnis zu lodernder Flamme entfacht. Nun züngelt's und lodert's um die Welträtsel.

Und gleichzeitig dringen die Forscher auf verschlungenen Pfaden weiter hinein in die Wirkungssphäre der Ursubstanz, jener Ureinheit, die das ganze All erfüllt und in ungezählten Modifikationen alles Sinnenfällige — auch uns selbst — in die Erscheinung gebracht hat.

Wer wird noch sagen, daß wir ewig nur wie im Spiegel sehen? Wer wird ewig so mutlos bleiben und immer wieder repetieren wollen: „Welträtsel an allen Enden; verzweifeln wir beizeiten an ihrer Lösung!"

Die Geschichte der Geistesentwicklung lehrt uns ganz andere Zuversicht. Wo soll denn diese Entwicklung ein Ende haben?

Ins Unendliche geht sie, wie sie aus dem Unendlichen kam.

Bibel und Babel.

Ein neues Kapitel zur Frage: ‚Moses oder Darwin?‘

(1903.)

„Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichem Flügelschlagen; und an feine Ohren ergeht gute Botschaft.“ (Zarathustra.)

Diese beiden Schlagworte haben so vieles miteinander gemein, daß wir sie billig nebeneinander stellen und bei ihrer Vergleichung fragen dürfen: sind sie Schwestern oder nicht? — „Bibel und Babel“ . . . „Moses oder Darwin?“

Gemeinsam ist beiden Schlagworten die Art ihres Ursprunges, ihrer Zeugung aus der Vereinigung empirischer Erkenntnis mit dem Geiste der Freiheit im Kritizismus; — sie haben tatsächlich dieselben Eltern, sind also folgerichtig Geschwister, aus demselben Entwicklungsdrang geboren und mit demselben Entwicklungsdrang beseelt. Was Wunder, daß sie sich auch in ihren Gesichtszügen und im Glanz ihrer Augen so sehr gleichen wie Geschwister aus Eltern reinster und gleicher Rasse!

Erst hieß es „Moses oder Darwin?“ — Vor ein paar Jahrzehnten trat diese Frage keck und gesund ans Licht der Welt, wie es einem Kinde geziemt, das von gesunden Eltern gezeugt und im Leibe seiner Mutter genügend ausgereift wurde. Damals wurde gezeigt, daß Moses mit seiner Schöpfungsgeschichte (Genesis I) im krassen Gegensatz steht zu der auf Darwinscher Grundlage auferbauten natürlichen Schöpfungsgeschichte, die an tausend Enden bewiesen und von allen biologischen Disziplinen als wissenschaftliche Wahrheit, als tatsächliche Erkenntnis gelehrt und gefeiert wird: Abstammung und Entwicklung, Anpassung im Kampfe

ums Dasein. Es wurde aber auch auf die Tatsache hingewiesen, daß trotz aller und gegen alle wissenschaftliche Erkenntnis in den Volksschulen und in den Kirchen und Synagogen allüberall noch die mosaische Schöpfungsgeschichte gelehrt wird, als ob sie heilige Wahrheit wäre, an der kein Jota geändert werden dürfe. Unten — in den Volksschulen und kirchlichen Unterweisungen — wird stets fort und immer wieder der Irrtum gelehrt, der nicht sterben will. Noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts und am Anfang unseres zwanzigsten lebt Moses fast in allen Schulbüchern weiter.* Oben aber, auf den Hochschulen und in den wissenschaftlichen Werkstätten und in den Lehrbüchern der Studenten, wird das Gegenteil, wird die wissenschaftliche Wahrheit der natürlichen Entwicklung, wird die Abstammung gelehrt. Also: Oben Wahrheit — unten Irrtum! Oben Darwin — unten Moses! Oben Feuer — unten Wasser! Oben die Lehre des Lebens in der fortschreitenden Entwicklung zum Vollkommeneren, Besseren — unten dagegen die Lehre vom Abfall und der Dekadenz! Oben die freudig aneifernde Hoffnung und vollendete Zuversicht in die Allmacht der natürlichen Entwicklungsgesetze — unten dagegen entmutigende Resignation und entnervende Verzweiflung! Das sind gellende Widerklänge, deren Disso-

---

* Die authentischen Belege zu dieser Behauptung, welche ja eine schreckliche Anklage bedeutet, findet der Leser in meinen beiden Schriften: „Moses oder Darwin? Eine Schulfrage" und „Entweder — Oder! Eine Abrechnung in Sachen der Frage ‚Moses oder Darwin?' an der Jahrhundertwende." Beide Schriften im Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart. Die erstere Schrift erschien seit 1889 in neun deutschen Auflagen und wurde bis jetzt in acht fremden Sprachen massenhaft verbreitet. „Entweder — Oder!" erschien erst 1901; seither in zweiter Auflage 1902. Ruhelos und munter wandern diese zwei Fragen ihre Straße, bis sie die richtige Antwort gefunden haben werden.

nanzen hineinklingen in den prosaischen Gang des Alltagslebens, hineinklingen in das Getriebe des Staats-, des Schul- und des Kirchenlebens.

Das geht nun schon jahrzehntelang immer so weiter im alten Schlendrian: oben Wahrheit — unten Irrtum!

Aus dem Geiste dieses schrecklichen Dilemmas erstand die Frage: „Moses oder Darwin?“ Nun kommt „Bibel und Babel!“ Das ist die nachgeborene Schwester jener ersten Gegenüberstellung: Starrheit des Dogmas oder Entwicklung! Bisher galt die Bibel im land- und kirchenläufigen Sinne als direktes Offenbarungswort Gottes: fast alle ihre Bücher — so ward und wird gelehrt — sind wohl von Menschenhand geschrieben, aber den Schreibern von Gott inspiriert, also sozusagen in die Feder diktiert worden. Einzig die Gesetzestafeln vom Sinai sind direkt mit Gottes Griffel geschrieben; 2. Mose 24. 12: „Und der Herr sprach zu Mose: Komm herauf zu mir auf den Berg und bleibe daselbst, daß ich dir gebe steinerne Tafeln und Gesetze und Gebote, die ich geschrieben habe, die du sie lehren sollst.“ (53. Auflage der Bibelgesellschaft Basel.) Über den Wortlaut dieser steinernen Gesetzestafeln wissen wir nichts Genaues. Darüber herrschte schon zu Zeiten Mosis das tiefste Geheimnis — und die Tafeln selbst sind uns nicht überliefert worden. Ihr vorgeblicher Inhalt wurde in zwei verschieden lautenden Wiedergaben auf die Nachwelt überliefert. (Vergl. Delitzsch, „Babel und Bibel“, zweiter Vortrag, S. 23.) Daran — an diese „Gebote Gottes“ als an eine Immediatoffenbarung — haben wir seit Jahrhunderten glauben müssen; so wollte es die Kirche, so wollte es die Volksschule, und so will es heute noch die christliche Kirche aller Konfessionen, und so will es heute noch die christliche und die jüdische Schule mit ihren vielen Millionen Schülern und Schülerinnen. Wer anderes wollte, wer anderes lehrte, wer anderes glaubte, der ward als Ketzer, als verworfener Unmensch betrachtet, in früheren Jahrhunderten wohl auch zur allgemeinen Erbauung und

größeren Ehre Gottes verbrannt oder „am Pfahl erwürgt“, in neuerer Zeit als Querkopf mindestens halbgeächtet und menschlich oder unmenschlich verfolgt. Denn das orthodoxe Christentum ist erbaut auf die Lehren des Alten Testaments, auf die Lehre Mosis von der Schöpfung des Himmels und der Erde durch das Machtwort Gottes, Sündenfall im Paradies mit der Verheißung an die Schlange: „ein Nachkomme des Weibes wird dir den Kopf zertreten“ — messianische Weissagungen zwischen blutigen und schändlichen Geschichten: Sintflut, Erzväter-Erbaulichkeiten, Menschenopfer, Richter- und Prophetenabenteuer, Daniel in der Löwengrube, Jonas im Bauche des großen Meerfisches, Gesichter des Ezechiel und Klagelieder des Jeremias, Makkabäerelend und all die schönen, zum Teil sehr häßlichen Geschichten und Fluchereien diesseits und jenseits des Schönen — — all das bildet seit langen, langen Jahrhunderten die historische Grundlage des Christentums, wie es dem Volke gelehrt ward und meistenorts heute noch gelehrt wird: der alte Bund fortgeführt in der Lehre vom blutigen Opfertod des einen für die Sünden aller im neuen Bunde.

Wohl haben erleuchtete Geister aller Jahrhunderte hieran gezweifelt, und im Schoße der protestantischen Kirche ist eine neue Schule erstanden, die den Sündenfall im mosaischen Paradies nicht mehr so ernst nimmt und in der Person Christi nicht mehr den „zweiten Adam“, nicht mehr den Gutmacher der Erbsünde, sondern den großen Menschen sieht, der — eines Zimmermanns Sohn — ein Balkenwerk zimmerte für das Haus, darin eine neue Weltanschauung, die Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller, Raum haben sollte. Wohl haben diese erleuchteten Geister stets fort und immer wieder sich bemüht, die „heiligen Bücher“ unter das Messer der Kritik zu nehmen und ihren Inhalt säuberlich zu teilen in Wahrheit einerseits und Irrtum, Dichtung andererseits. Von all den Millionen Büchern, die vom Beginn des Schrifttums an bis heute geschrieben worden sind,

ist keinem so viel Eifer, heiliger wie unheiliger Eifer, in der Auslegung und Deutung und Nutzanwendung zuteil geworden wie der Bibel. Tatsächlich erwies sich dies Buch aller Bücher als eine wahrhaftige Sphinx voll ungelöster Rätsel und hineingeheimnister Geheimnisse. Hunderte von Sekten haben daran ihren Scharf- und ihren Stumpfsinn erprobt; ganze Völker und Staaten haben darüber miteinander gehadert — Blut ist darüber geflossen in Strömen, und Verheerungen sind über die Länder gegangen einzig und allein deshalb, weil man sich über die Deutung dieses einen „Buches aller Bücher“ nicht zu einigen vermochte.

Wir alle wissen, welche Rolle das Christentum im Gange der sogenannten Weltgeschichte gespielt hat. Seine Bedeutung ist viel mächtiger geworden als diejenige des Judentums, welches ja bekanntlich von der „dankbaren“ Christenheit durch viele Jahrhunderte hindurch grausam verfolgt ward — bis diesen Tag.

Und dennoch erweist sich das Christentum aller Bekenntnisse als Pfropfreis des Judentums, freilich als „veredeltes“ Pfropfreis, höherstehend in Ansehung des Gottesbegriffs und der Nächstenliebe, höherstehend als der Stammglaube Israels. Der Christengott ist der weiterentwickelte Jahve (Jehova) der Kinder Abrahams. Wie aus dem israelitischen Jahve der höherentwickelte Gottvater des Christentums geworden ist, das zu zeigen, war und ist die Aufgabe der Theologen und Kulturhistoriker. Diese haben sich in der Neuzeit eifrig bemüht, aus der Wirrnis tausendfältiger Widersprüche die wirkliche Geschichte der ganzen Entwicklung herauszubekommen. Und tatsächlich ist die Bibelkritik zu einer ganz respektablen historischen Disziplin geworden, für welche sich namentlich im Schoße der protestantischen Christenheit zahlreiche Interessenten und eifrige Förderer gefunden haben. Über die Echtheit, respektive Unechtheit verschiedenartiger Bücher und Abschnitte des Alten und des Neuen Testaments sind so viele Neuigkeiten zutage gefördert worden, daß in den

Kreisen ernstlich nach Wahrheit strebender Theologen die Orthodoxie strengster Observanz von Jahr zu Jahr mächtig abnahm.

Auffallenderweise blieb aber die Lehre von der Kanzel und in der Schule von all den Ergebnissen der Bibelkritik sozusagen unberührt. Im ganzen und großen ward allerorten und wird bis heutigen Tages das Bibelwort als unumstößliches „Gotteswort", als direkte Offenbarung weiter verkündet — vor dem Volke, vor dem Volke, das nach der Wahrheit hungert von Generation zu Generation. Viel Irrtum in den heiligen Traditionen ist somit als Irrtum erkannt, dem Volke aber in Schule und Kirche immer wieder als „göttliche Wahrheit" weitergelehrt worden. Kirche und Staat blieben bis heute die starren Bevormunder in geistlichen Dingen, wie sie — Kirche und Staat — es seit Jahrtausenden gewesen sind: Beherrscher des Volkes auch in Ansehung von Dingen der Religion, des Glaubens, der Ethik und der Moral. Beide Institutionen, Kirche und Staat, herrschen in der Schule und durch die Schule. Die prächtigste Illustration neuesten Datums liefert uns hierzu ja der wunderbar interessante Kasus aus der Stadt des heiligen Rockes, wo sich nun Klerisei und Staatsgewalt im Ringkampf messen, um zu zeigen, daß sie beide, Kirche und Staat, in Dingen der Schule sich als — — schlechte Pädagogen erweisen. Schlauheit ist alles andere eher als Wahrheit! Wehe dem Lehrer — sei er Priester oder Schulmeister — wehe dem Lehrer, der anderes lehren wollte, als was der Kirche und dem Staat genehm ist! Wehe, dreimal wehe dem Lehrer einer Volksschule, der es heute wagen sollte, bei der ihm aufgenötigten Behandlung der mosaischen Weltschöpfungslehre vor seinen Schülern zu erklären:

„Seht, liebe Schüler, das ist hier im Schulbuch wohl so erzählt, wie es in der Bibel steht; aber in Wirklichkeit ging es anders zu. Der erste Mensch war kein vollkommenes Wesen, sondern noch zu drei Teilen ein Tier und bloß ein

Teil Mensch. Und der Sündenfall im Paradies war gar kein Sündenfall, und eine Erbsünde im Sinne des Apfelbisses gibt es gar nicht, wohl aber ein großes Erbstück von Tierheit, das uns allen noch anklebt infolge der Vererbung von unseren früheren Vorfahren her, die einstmals noch ganz Tier waren. Wir kamen von unten herauf, nicht von oben herab; wir stammen unleugbar aus der Tierwelt, und wir werden erst langsam, langsam zum Menschen; zum vollkommenen Menschen müssen wir uns erst noch entwickeln. In Wirklichkeit gab es gar kein Paradies in mosaischem Sinne; ein wirkliches Paradies wird unsere Erde erst dann sein, wenn der Mensch ein vollkommener Mensch in allen Dingen sein und daher alles Tierische abgestreift oder veredelt haben wird. Die Menschwerdung war und ist heute noch ein langsames Entwickeln. Entwicklung, fortschreitende Entwicklung vom Wenigvollkommenen zum Vollkommeneren, vom Guten zum Besseren, vom Niedrigen und Gemeinen zum Höheren und Edleren — Entwicklung führt hinauf, nicht hinab, wie die Sündenfallgeschichte der Bibel lehrt, hinauf aus der Tiefe der Tierheit zur sonnigen Höhe wahrer Menschlichkeit. — Seht, liebe Schüler, die Wirklichkeit lehrt genau das Gegenteil von dem, was Moses lehrt. Aufwärts geht der Menschheit Gang, nicht abwärts!"

Am nächsten Tage, nachdem der Lehrer solches gelehrt, würde er aus dem Schulhaus herausgejagt und dem Hunger und der Darbnis und dem Spott obendrein ausgeliefert sein. — Kann es größere Ungerechtigkeit geben? Warum ist solche Ungeheuerlichkeit heute noch möglich, nachdem seit dreißig, vierzig Jahren doch die Abstammungslehre an hunderttausend Tatsachen wissenschaftlich bewiesen ist? — — Die Antwort gleicht einer blutigen Anklage: weil der Staat zweierlei „Wahrheiten" lehren läßt: unten den Irrtum Mosis als Wahrheit, oben aber in den Schulen und Werkstätten der Wissenschaft die Wahrheit des Natur- und Weltgeschehens.

Das wird nun anders kommen. Denn es kracht in allen Fugen des Gebäudes göttlicher Offenbarungen. Und es ist gut, daß der deutsche Kaiser sich auch einmal um dieses Krachen bekümmert, sonst würde sich der ganze Hofstaat und die ganze monarchische Bureaukratie auch nicht um das Krachen bekümmern, und der Zwiespalt zwischen oben und unten müßte immer stärker zum Klaffen kommen, was fürwahr in unserer bewegten Zeit nicht gerade notwendig ist.

Nun hat innerhalb Jahresfrist zweimal ein „Schriftgelehrter" und Altertumsforscher zu Berlin ganz öffentlich über „Babel und Bibel" gesprochen und darauf hingewiesen, daß es mit der Inspiration der alttestamentlichen Schriften nicht weit her sei, daß vielmehr die neueren Ergebnisse der Assyriologie, die Ausgrabungen altbabylonischer steinerner Schriftstücke und die Keilschriftdokumente aus Assyrien und Ägypten in höchstem Grade geeignet seien, den Glauben an irgendwelche direkte, übernatürliche Gottesoffenbarung auszuwischen, solcherart, daß wir deutlich das natürliche Herkommen der sogenannten heiligen Schriften aus ganz anderen Quellen erkennen können. Aus heidnischen Ansichten und Lehren sind allmählich monotheistische Ideen erwachsen, die nicht etwa vom Sinai, sondern von Mesopotamien stammen.

Wie viele Millionen Kinder jüdischer und christlicher Konfessionen haben mit freudeglänzenden Augen die Geschichte vom kleinen Moses im Binsenkörblein in ihren naiven Glaubensschatz aufgenommen! Nun kommt der Assyriologe und zeigt uns, daß diese allerliebste heilige Geschichte wohl nur aus dem Legendenschatz der alten Babylonier entnommen ist: Sargon I., nachmals babylonischer Herrscher, war kaum geboren, so übergab ihn seine Mutter, die das Kind in ein Binsenkörblein legte, den Wellen des Euphrat. Da trieb es hinunter, bis das Kind von einem Wasserträger herausgeholt und zu einem wackeren Gärtner herangezogen ward. In diesen Gärtner verliebt sich die Königs-

tochter, und die zweie werden eins; er ward zum König über die Menschen erhoben. Das ist die Geschichte vom Moseskind im Binsenkörblein mit etlichen Namenvertauschungen und anderen kleinen poetischen Freiheiten; sie ist aber mindestens eintausend, vielleicht zweitausend Jahre älter als der heilige Mann Gottes in den mosaischen Büchern. Und aus dem heidnischen Ninive stammt auch die mosaische Sintflutsage. Eine Steintafel — etwa 500 bis 600 Jahre älter denn Moses — eine Steintafel aus der Bibliothek des Sardanapal zu Ninive belehrt uns, woraus Moses geschöpft, als er die Sintflut dramatisierte. Freilich hieß der assyrische Archenmann nicht Noah, sondern Xisuthros; beide sind aber ohne Zweifel dieselbe Person, wie auch die Vögel ganz dieselben gewesen, welche von der Arche versuchsweise ausgesendet wurden, um über den Stand des großen Wassers Kunde zu holen, wenngleich im einen Fall von Schwalben und Raben, im anderen Fall vom Raben und etlichen Tauben die Rede ist. Und nun erscheint auch die vielangefochtene und von der Naturwissenschaft längst widerlegte, tausendmal widerlegte Weltschöpfungslehre Mosis nur als Variante, als Überarbeitung eines babylonischen Epos, das ursprünglich sogar noch reicher an poetischen Schönheiten war, als wie es uns im ersten Kapitel des ersten Buches Mosis aufgetischt wurde, um durch drei Jahrtausende hindurch als steinerner Hemmnisblock den fortschreitenden Ideen im Wege zu liegen bis auf den heutigen Tag.

Hat nicht die durch Darwin zum Leben erweckte Abstammungslehre, die heute kein ehrlicher, wahrheitstapferer Mensch mehr zu leugnen wagt, hat nicht die Darwinsche Abstammungslehre als mächtigsten Gegner erst Moses überwinden müssen? Moses galt in Ansehung der Weltschöpfungsgeschichte als einziger autorisierter Übersetzer göttlicher, das heißt unantastbarer Offenbarung. Nun erfahren wir, daß er selbst aus einem älteren heidnischen Sagenkreis

schöpfte! Das babylonische Epos läßt das erste Menschenpaar aus einer Mischung irdischen Tones und göttlichen Blutes entstehen. Moses aber läßt die Eva aus einer Rippe Adams hervorgehen, und damit war das Schicksal des Weibes in Ansehung seiner Würde und seines Wertes für mehr als dreitausend Jahre besiegelt. Wenn das jüdische Weib und das christliche und das mohammedanische Weib in unseren Tagen dieses faulen Zaubers endlich gewahr werden, so werden sie Mose schlechten Dank wissen. Denn die Babylonier achteten das Weib viel höher als die Israeliten und Christen und Mohammedaner: die Heiden Mesopotamiens glaubten, daß eine Königin nicht minder wie ihr Gemahl zu göttlicher Würde erhoben werden könne; die Israeliten aber ließen kein Weib jemals ins Allerheiligste ihres Tempels treten, und christliche Theologen stritten sich lange Zeit allen Ernstes über die Frage, ob das Weib eine unsterbliche Seele habe, die doch per se jedem Manne zukomme.

Aus dem heidnischen Mesopotamien kam auch die poetische Gestalt des Teufels oder Satans, für die wir eigentlich noch viel dankbarer sein sollten als für andere „höhere" Begriffe, welche aus Mesopotamien stammen. Von dorther stammt wohl auch die Legende vom Ritter Sankt Georg, dem tapferen Drachentöter, ferner die Sage von der Boshaftigkeit der Schlange, und die große Märe vom Sündenfall durch Apfelbiß. Professor Delitzsch war so freundlich, schon im ersten seiner zwei Vorträge über Babel und Bibel ein gutes Bild vom Sündenfall babylonischer Version vorzuzeigen. Der Siegelzylinder, auf dem dieses Sündenfallbild so naiv zur Darstellung gebracht wurde, ist unter Brüdern hundert Millionen wert; denn tausend Millionen Menschen werden durch diesen Siegelzylinder künftighin davor behütet werden, an die göttliche Eingebung der mosaischen Sündenfallgeschichte zu glauben. „Langes Leben sei dir beschieden!" herrlicher Siegelzylinder — so mögest

du auf babylonische Art gegrüßt sein im Abendland — von Juden, Christen und Heiden!

Und was alles kam weiterhin noch aus Babylon und Ninive herüber in den Sagenkreis kanaanitischer Landschaften? — Mehr als wahrscheinlich auch der Glaube an eine Unterwelt, das Reich der Abgeschiedenen, der Glaube an das „Land ohne Heimkehr", das eine Welt voller Staub und Asche und Trockenheit, das Land der ewig Dürstenden, da es ohne Wasser ist. Ebenso die Variante dazu: der Glaube an den Ort der ganz Frommen, denen im Scheol (im Lande der Abgeschiedenen) klares Wasser zum Trunke gereicht wird: Hölle und Himmel, Fegefeuer und himmlisches Paradies sind demnach nur translozierte Babylonismen. Auch diese sollen als Sterbende gegrüßt sein, gekommen aus Mesopotamien! Und gegrüßt die babylonische Legende von Engeln und Schutzengeln, von Cherubim und Seraphim! Und gegrüßt der babylonische Mythos von der Heiligkeit der Dreizahl und der heiligen Sieben! Ist denn der jüdische Sabbat weniger wert, wenn er aus dem heidnischen Babylon kommt anstatt vom Sinai? Und wenn der Passus aus dem Aronschen Segensspruch: „Der Herr hebe sein Antlitz über dich und gebe dir Frieden!" nachweisbar ebenfalls aus Babylon stammt — — ist denn dieser Friedenswunsch und Friedensgruß minder schön, als wenn er authentisch dem Bruder Mosis zugeschrieben bliebe? Und gegrüßt sei der Name Hammurabi,* als dem großen Monarchen der nordsemitischen Stämme zu eigen, welcher um 2250 vor Christo, also 800 bis 900 Jahre *vor* Mose, eine Gesetzessammlung von 282 Paragraphen veranstaltete, die viel wertvoller für unsere Erkenntnis der menschlichen Kulturentwicklung sein wird, als alle übrigen Gesetzessammlungen der Welt zusammengenommen, die mosaischen inbegriffen! Auch die Rauch-

---

* Inhaltlich und lautlich sich deckend mit *Rehabeam*. Vergl. Delitzsch, Babel und Bibel, ein Rückblick und Ausblick, 1904.

und Feuersäule, die einst — nach der Sage Israels — das „auserwählte Volk“ auf seiner Wanderung durch das Rote Meer und durch die Wüste begleitet haben soll, — sie sei uns gegrüßt als Sagenmutter aus dem fernen Osten! Gewinnen wir da nicht einen neuen Einblick in die erstaunliche Gestaltungskraft orientalischer Dichtkunst jener, die wir bisher — nach den Intentionen der alttestamentlichen Schriften — nur verabscheuen gelernt haben! Und einen Einblick in die hohe Kultur eines uralten Volkes in Mesopotamien, von dem die Bibel nur Abscheuliches zu berichten weiß, indes sie selbst — die Bibel — wohl das Wertvollste ihres Gedankenschatzes gerade aus dieser von ihr selbst verleumdeten Quelle geschöpft hat?

Kommen wir in Ansehung dieser Dinge nicht von selbst auch da auf die Umwertung der Werte? Moses prätendiert, in Zwiegesprächen direkt mit Gott verkehrt zu haben. Da war er keineswegs der erste, welcher zu solch hohen Audienzen gelangte: die Bewohner Mesopotamiens erzählten von Zwiegesprächen zwischen Göttern und Menschen lange, bevor Israel aus Abrahams Samen erwuchs und groß ward vor dem Herrn. Der ganze Zauber des Glaubens, es sei das Volk Israel das erste gewesen, welches einen Gott lehrte anstatt vieler Götter, hat durch die assyriologischen Forschungen und durch die Entzifferung der Keilschriften ein so gewaltiges Loch bekommen, daß heute kein Unterrichteter mehr an die Überlieferung glauben kann, wonach Jahve (Jehova) sich dem Stamme Israel immediaterweise als seinem einzigen, auserlesenen Volke geoffenbart habe; denn der Jahveglaube ist älter als irgend ein Buch des Alten Testaments.

Das sei nun nichts Neues, sagen hämisch die unfreundlichen Gegner von Delitzsch. Wir wollen darüber nicht lange rechten, was da in den beiden „Babel-Bibel“-Vorträgen von Professor Delitzsch neu oder weniger neu sei; denn daran liegt fürwahr sehr wenig. Es gibt ja auch noch andere

Gegner dieser neuen Babel-Bibel-Auffassung, Gegner streng orthodox-jüdischer Observanz, die nicht imstande sind, der neuen Idee zu folgen, weil sie — einem metaphysischen Bedürfnis folgend — an dem alten Glauben festhalten, daß das Volk Israel von der göttlichen Vorsehung tatsächlich auserlesen wurde, um den Monotheismus als Erstes von allen Völkern in die Gedankenwelt der Menschheit zu setzen. Prioritätsfragen haben für viele kein großes Interesse, wenn darüber der Kern der Sache in den Hintergrund gedrängt wird. Für uns andere, die wir auf die Eitelkeit der Menschen und der Völker wenig achthaben, für uns andere ist das die Hauptsache, daß das Gute über das weniger Gute am Ende doch den Sieg davonträgt, und daß die Wahrheit zu ihrem Rechte gelangt, gleichgültig, von welcher Seite diese Wahrheit komme, und gleichgültig, auf welcher Seite der sterbende Irrtum aufs Kerbholz notiert wird. Neu aber ist die Tatsache — und das wollen wir dem guten Professor Delitzsch hoch anschlagen — neu ist die Tatsache, daß ein deutscher Gelehrter es wagen mochte, in Anwesenheit seines Kaisers, dessen orthodoxe Weltanschauung doch notorisch war, diese hochwichtige Frage über göttliche Offenbarung und Inspiration vor aller Welt zur Diskussion zu bringen und mit seiner tiefinnersten Überzeugung und freien Auffassung nicht hinter dem Berge zu halten, obschon dieser Gelehrte wissen mußte, daß er gerade beim Kaiser auf Widerstand stoßen würde. Und neu ist weiterhin die Tatsache, daß diese öffentlichen Vorträge über historische Entdeckungen so mächtig auf die oberste Person im Deutschen Reiche einwirkten, wie wir es eben kürzlich erlebt haben.

Der Professor hat gesprochen und an authentischen Schrift- und Bildstücken gezeigt, in welcher Himmelsgegend die Urquellen der sogenannten Gottesoffenbarungen tatsächlich gelegen haben. Und der Kaiser hat gelauscht und als Laie ein ebenso lebhaftes Interesse an der neuen Bibelkritik bekundet, wie es Hunderttausende seiner arbeitenden Unter-

tanen seit langen Jahren bekundet haben bei der Diskussion über die Frage „Moses oder Darwin?“ Das ist keineswegs belanglos; denn wenn der Kaiser eines mächtigen Volkes, eines Volkes von so reichem Gemütsleben, wie es dem deutschen Volke eigen ist, sich endlich auch an die brennenden Fragen dieses tiefinnersten Gemütslebens mit gutem Willen heranmacht und gegenüber dem naiven Glauben auch die freie Wissenschaft zu Worte kommen und von dieser Wissenschaft sich belehren läßt: so hat das effektiv eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Wirkungen im Gefolge, als wenn der gewöhnliche Bürger Vorlesungen besucht oder gar Privatunterricht nimmt, um sich über den Widerstreit zwischen Glauben und Wissen auf das Laufende zu setzen.

Etwa fünf Wochen nach dem zweiten Vortrag von Professor Delitzsch hat der Kaiser seine derzeitige Stellung zur Frage „Babel und Bibel“ in einem Briefe an den Admiral Hollmann kundgegeben. Man darf wohl annehmen, daß Kaiser Wilhelm II., welcher seinerzeit in der Hofatmosphäre Stöckerscher Observanz aufgewachsen ist, über die brennend gewordene Frage „Babel oder Bibel?“ viel nachgedacht und den Weg reiflich überlegt hat, den er in seiner Antwort einschlug, als er — am 15. Februar — seinen religiösen Brief an Hollmann schrieb. Dieser Brief fand mit der Bewilligung des Autors seinen Weg in die Presse und hat in allen Ländern christlicher Kultur mehr oder weniger Aufsehen erregt, weniger in den Kreisen der aufgeklärten, freidenkenden Gebildeten, als in den Reihen der Gläubigen alter und neuer Observanz. Er darf also als bekannt vorausgesetzt werden. Der Kaiserbrief erlebte auch reichliche Kommentare und Beurteilungen buntfarbigsten Charakters, vom obskursten Ultraviolett des Spektrums an durch alle Regenbogenfarben, durch Blau, Grün, Gelb und Rot bis hinüber zum kaum sichtbaren Ultrarot, unter dessen Einwirkung nur noch einige wenige Organismen zu leben und zu assimilieren vermögen.

Das Volk unserer Kulturwelt besteht in Ansehung der religiösen Dinge aus wesentlich verschiedenen Schichten: die beiden Extreme nennen sich selbst Gläubige und Ungläubige oder Orthodoxe und Freigeister. Zwischen beiden Extremen gibt es Abstufungen aller denkbaren Grade: Reformer, Rationalisten, Deisten und Atheisten, Positivisten und Agnostiker, allerlei Volk mannigfaltigen Wissens und mannigfaltigen Glaubens, allerlei Sektierer und Gemeinschaftler, deren Gedankengänge in Dingen der Religion ebensosehr nach allen Richtungen divergieren wie die Strahlen irgend eines leuchtenden Körpers. Alle sind mehr oder weniger darin einig, daß sie mit dieser Welt, in der es so eigenartig rumort, nicht ganz zufrieden sind. Tatsache ist ja auch, daß wir in eine Zeit der Gärung und Umwertung der Werte hineingeraten und daher fast alle unruhig geworden sind. Diese Unruhe manifestiert sich in allen Regionen des Gesellschaftskörpers, oben wie unten: die religiöse Frage ist für niemand eine abgetane Sache, am allerwenigsten für die der Kirche sich mehr und mehr abwendende Arbeiterklasse, so sehr sie sich's Wort haben wollte. Wer das bezweifelt, der werfe nur einen Blick in die Frequenzstatistik der Arbeiterbibliotheken einerseits und der religiösen Sektiererversammlungen andererseits: bald wird er belehrt sein und erkennen, daß wir ganz wohl mit den starren Glaubenssätzen der verschiedenen Konfessionen eines Tages in der Hauptsache fertig sein werden, niemals aber fertig werden können mit dem, was man — richtig verstanden — religiöses Empfinden nennen muß. Es scheint tatsächlich so, als könne sich der denkende Mensch mit dem bloß wissenschaftlichen Erkennen nicht völlig zufrieden geben; sein Geist ist ein Nimmersatt geworden, der weder räumlich noch zeitlich sich Schranken gefallen läßt, sondern über das wirklich Erreichbare und Erkennbare hinausstrebt in die nebligen Kosmosfernen des Träumens ohne Ende. Solches Drängen bekundet sich allerorten, wo denkende Menschen über das Wesen und den

Wert des Daseins spintisieren. So stehen wir heute in einer wunderlichen, nicht sehr behaglichen Übergangszeit vom absterbenden Alten zu einem ganz Neuen. Das Alte zerfällt wirklich, und vieles, vieles, Heiliggeachtetes und Liebgewordenes, stirbt unrettbar dahin; aus seinen Zersetzungsprodukten, die zum Teil stark nach geschmähtem Teer riechen, erheben sich allmählich oder plötzlich neue Gestalten, neue Begriffe, neue Werte voll schöner sonniger Farben, ähnlich wie aus dem Teer die Goldtöne der Anilingruppe. Der Kaiser empfand wohl ganz richtig diese Sachlage, als er den Satz niederschrieb, wonach es einem gewaltigen Genie erlaubt sein dürfte, die Fundamente bisherigen Glaubens in einer (großen) Tat zu erschüttern. Wenn ein Besseres gesetzt werden kann, so mag also das Alte verschwinden! Das geschieht heute, und es wird auch in Zukunft geschehen. Alles Lebensfähige entwickelt sich, muß sich entwickeln; das ist die unerschütterliche Forderung der Naturgesetze.

Professor Delitzsch verneint die göttliche Offenbarung, wohl auch die extreme Auffassung der Gottnatur Christi. Er spricht hier im Sinne der übergroßen Mehrheit unserer Forscher und wissenschaftlich Gebildeten. Auch Delitzsch ward in orthodoxem Milieu geboren und auferzogen: sein Vater war ein rechtgläubiger Pfarrer, der es nicht verhüten konnte, daß sein Sohn in der Betätigung des Wissenschafters alle starren Dogmen über Bord werfen mußte. Ähnlich — nur in wenig modifizierter Weise — erging es dem Kaiser, der als Mann von höchster Stellung auch reichlich mit Fragen höchster Bedeutung zu tun hat, und folgerichtig auch mit den brennenden Zeitfragen der Kirche und der Schule in Kontakt gerät; ist er doch der Summus episcopus der preußischen Landeskirche. Daß der Kaiser wirklich „kein Philister" ist, wie der Reichskanzler Bülow mit Vergnügen erweckender Offenheit im Parlament bezeugte, das erhellt auch aus seinem Religionsbrief, wo der Verfasser sich als Freund der freien Forschung und als Freund der fort-

schreitenden Entwicklung auch in Sachen religiöser Natur zu erkennen gibt — ganz im Gegensatz zur lutherischen Orthodoxie und im Gegensatz zur versteinernden Hartnäckigkeit der starren katholischen Kirche. Das ist nun doch eine Tatsache, die niemandem gleichgültig sein kann, dem die Dinge und Geschehnisse in Deutschland einiges Interesse einflößen. Ein entwicklungsfähiger und entwicklungsfreundlicher Kaiser über einem starren, aller natürlichen Entwicklung Hohn sprechenden katholischen Klerus — — da müssen schon einige Befürchtungen zurücktreten; denn in der modernen Welt liegt die Kraft des Siegenden nicht mehr auf der Seite der Zurückbleibenden in Glauben und Wissen und Können, sondern auf der Seite jener Ausschreitenden, jener Mutigen, denen noch Lebens- und Entwicklungslust in den Muskeln und in den Ganglienzellen zuckt.

Uns andere stört nicht, daß der Kaiser an seinem einzigen Gott festhält: es sind doch nicht mehr drei oder gar vier Götter, für welche er Raum in seinem Innern fände, sondern es ist nur noch ein einziges höchstes Wesen, das den Inhalt seines Monotheismus ausmacht. Dabei ist er aber — wie es einem hochgebildeten Menschen zukommt — duldsam: allerlei Menschen, Heiden, Juden und Christen, Moses und Abraham, Homer und Goethe, Luther und Kant, Denker sowohl als Herrscher der Welt: alle können als Werkzeuge „göttlicher Offenbarung“ benutzt werden. Und das Alte Testament erscheint dem Kaiser nicht mehr als einzige Form, unter welcher der Monotheismus zu lehren sei. Diese alte Form „wird unter der Forschung und den Inschriften und Grabungen sich entschieden wesentlich ändern“ — so schreibt der Kaiser eigenhändig. Der Kaiser stellt sich also unzweideutig auch auf den Boden des Entwicklungsgesetzes. Das ist nicht mehr der Geist des apodiktischen Verneinens aller Neuerungen, nicht mehr der Geist der Feindschaft gegen Abänderungen, Verbesserungen, Reformen, Umwälzungen und Setzung neuer Werte, wie der Geist starren Kirchen-

und Glaubenswesens uns seit vielen langen Jahrhunderten feindlich gegenübergestanden hat.

Es tut hier wenig zur Sache, wie die Frage über „göttliche Offenbarung" zurzeit beantwortet wird, ob man mit dem Kaiser die Entwicklung sich unter der Regulation einer periodisch eingreifenden göttlichen Offenbarung oder aber diese Entwicklung als ein rein natürliches Geschehen betrachtet. Wir anderen, die wir über „Gott" und „göttliche Offenbarung" ganz abweichende Ansichten haben, die dem derzeitigen Glauben des Kaisers entgegengesetzt sind, wir anderen, die wir über Theismus und Monotheismus ganz anders denken als der Kaiser und vollends allen Glauben an die Echtheit der alttestamentlichen messianischen Weissagungen längst verloren haben: wir anderen können sehr wohl verstehen, daß der Kaiserbrief nicht anders lauten konnte, als wie er eben jetzt lautet. Daß aber der bibelgläubige Kaiser gegenüber der wissenschaftlichen Kritik ganz bedeutende Konzessionen macht, das sagt uns in diesem Spezialfall in sehr drastischer Weise, daß die Macht der Tatsachen stärker ist als irgendwelcher Glaube. Und daß der Kaiser sich so frei und ohne Rückhalt zu jenen bedeutenden Konzessionen auch vor aller Welt bekennt: das müssen wir ihm doch hoch anschlagen. Es ist denn doch von ganz anderer Bedeutung, wenn der Summus episcopus der preußischen Landeskirche, wenn der Kaiser öffentlich zugesteht, daß das Alte Testament eine große Anzahl von Abschnitten enthält, welche rein menschlich historischer Natur sind und nicht „Gottes geoffenbartes Wort", als wenn dies selbe Wort aus der Feder eines David Strauß, eines Ernst Renan oder eines freidenkenden Forschers irgendwelchen Namens zur Öffentlichkeit gelangt. Denn wenn alle aufgeklärten Theologen des ganzen Reiches zusammenstehen und verlangen würden, daß die Bibel und die für die Volksschulen bestimmten biblischen Geschichten einer gründlichen Revision und ebensolchem Ausjätungsprozeß unterzogen werden, so

würde an dem Machtwort Luthers: „Das Wort, sie sollen lassen stahn!“ doch aller gute Wille erfolglos bleiben, sobald der Kaiser erklärte: „Kein Jota soll entfernt werden!“ Das ist ja das öffentliche Geheimnis und — wenn man will: der Zauber der Monarchie, daß einer, ein einziger allein mehr Macht und mehr Kraft besitzt denn Hunderttausende seiner Mitmenschen, wenn es gilt, in Dingen der Weltanschauung Wandel zu schaffen oder Stabilität zu sanktionieren. Nun hat der Kaiser sich offen zur Reform und zur Weiterentwicklung der Religion bekannt. Das genügt einstweilen.

Und nun werden in weiten Landen und Gauen des deutschen Volkes Tausende von Volksschullehrern aufatmen und neue Kraft gewinnen zu gedeihlichem Schaffen am Geist der deutschen Jugend, und das wird impulsiv hinüberwirken, auch über die Grenzen Deutschlands hinweg, auch in das Volksschulwesen benachbarter Staaten. Wieviel Tausende dieser Jugendlehrer sind einzig im letzten Jahrhundert der Despotie des Kirchenglaubens zum Opfer gefallen! Und wie viele der wackersten Lehrer deutscher Jugend schmachten heute noch unter der bitteren Resignation des Sklaven im Küsterkittel. Sie mögen nun aufwachen aus dem dumpfen Brüten darüber, daß die Schule ewig dazu verdammt zu sein schien, unter dem Zepter einer starrbleibenden Kirche ihr elendes Dasein zu fristen.

Die Dinge müssen nun natürlich ihre weitere Entwicklung gehen. Denn wer in den Dingen der Erkenntnis einmal A sagen gelernt hat, der schreitet erfahrungsgemäß auch zum B, und er lernt folgerichtig auch C sagen und D usw.; so will es die Logik, das heißt die Macht der vernünftigen Denkgesetze, die ja nur einen natürlichen Reflex der Gesetze im Weltgeschehen darstellen. An einer Dorfkirche (zu Ohr) in der Provinz Hannover steht die Inschrift zu lesen: „Frei ist der Geist und ohne Zwang der Glaube.“ Bisher hieß es weitherum in protestantischen Ländern und heißt es allerwärts heute noch in den katholischen Kirchen und im

„Zentrum“ der Parlamente und in den Synagogen des orthodoxen Judentums: „Geknechtet sei der Geist und voller Zwang der Glaube!“ Das wird nun anders werden, als wie es war: Hat der deutsche Kaiser, dem auch seine Gegner freudigen Arbeitseifer und guten Willen zur richtigen Erkenntnis und zu gedeihlichen Taten zuerkennen müssen, trotzdem auch ihm nicht alles gelingt — hat der deutsche Kaiser vor allem Volke gezeigt, daß es einem denkenden Menschen sehr wohl ansteht, sich über die wichtigsten Fragen unseres Geisteslebens von der wissenschaftlichen Forschung belehren zu lassen: so ist die Bahn zur selbsteigenen geistigen Weiterentwicklung auch allen seinen Untertanen logischerweise freigemacht. Die Wahrheit kennen zu lernen, das ist nicht mehr bloß ein Vorrecht der Höchsten in der menschlichen Gesellschaft; die Wahrheit ist für alle, für das Volk gerade gut genug, wie sie auch für den Höchsten über dem Volke noch das Allerhöchste sein soll.

Es ist nicht mehr möglich, den Strom der wissenschaftlichen Wahrheiten einzudämmen auf die Domäne der staatlich unterhaltenen wissenschaftlichen Institutionen. Denn seit hundert Jahren haben alle wissenschaftlichen Disziplinen — nach dem Vorgang der Naturwissenschaften — gelernt, auch in den Kreis des lebhaften Volksinteresses hinauszutreten. Die ersten Wissenschafter, welche es — vor wenigen Jahrzehnten — wagten, aus ihrem Zunftkreis gelegentlich hinauszugehen, um auch dem Laienvolk Licht zu bringen in neuen Erkenntnissen des tatsächlichen Naturgeschehens, wurden ja freilich von den Zünftigen der Wissenschaft zumeist mit Achselzucken und Naserümpfen verhöhnt oder „mitleidig“ zu Tode geschwiegen. Aber allmählich — von Humboldt und Lyell an durch Karl Vogt, Roßmäßler, Schleiden, David Strauß und andere bis hinauf zu Darwin und Spencer, Stuart Mill, Helmholtz, Ernst Häckel, Carus Sterne, Huxley und anderen vollzog sich ein gänzlicher Umschwung: die Akademiker von Beruf, die Forscher und Reisenden, die Ge-

lehrtesten unter den Fachgelehrten lernten es als Ehre und Genugtuung ansehen, wenn man sie einlud, mit gemeinverständlicher Rede in Wort und Schrift vor das Volk zu treten und dort sich Freunde in größerer Zahl zu gewinnen für Wissenschaft und Wahrheit. Und nun sind wir — fast hätt' ich gesagt: „Gott sei Dank!" — nun sind wir heute glücklich so weit, daß jeder Bürger, der lesen und denken gelernt hat, imstande ist, den Pfaden wissenschaftlicher Forschung und gelehrter Diskussionen auf den Gebieten der Hauptfragen zu folgen und als verstehender Zuschauer direkt oder indirekt an der Debatte über die großen Zeitfragen teilzunehmen.

Die Wissenschaft — sei sie ein induktiv experimentierendes Forschen, sei sie Kritik, Ausgrabung, Auslegung oder reine Deduktion — die Wissenschaft arbeitet heute sozusagen auf dem geistigen Forum der Kulturvölker, vor aller Augen, vor den Mündigen wie Unmündigen, vor den Freien wie den Unfreien, vor den Herrschenden wie vor den Beherrschten, vor den Genießenden wie vor den schwer bedrängt Arbeitenden. Mit anderen Worten: Die Wissenschaft ist innerhalb der letzten hundert Jahre demokratisiert worden. Und das läßt sich nicht mehr ändern; denn die Menschheit unserer Tage ist immer noch, trotz aller Schädigungen, zu gesund und zu entwicklungsfähig, als daß sie eine rückschreitende Entwicklung auf die Dauer sich gefallen ließe. Der lesende und denkende Staatsbürger wird sich also auch in Zukunft, und zwar immer mehr den Vorgängen der Diskussionen auf wissenschaftlichen und religiösen Dingen zuwenden. Da ist nun einmal auf breitester Grundlage ein neues Leben erwacht, und es ist ein neues Kulturmoment in den Entwicklungsgang der Nationen eingetreten, ein Moment, von dem die früheren Jahrhunderte noch keine Ahnung haben konnten.

Das scheint aber Kaiser Wilhelm II. bei der Abfassung seines bedeutsamen Religionsbriefes gänzlich übersehen zu

haben; denn er äußert die Meinung, daß das Laienvolk nicht reif und daher nicht berufen sein könne, in das Prozedere eines Geisteskampfes über weltliche und „göttliche" Fragen hineinzusehen, daß also die Gelehrten recht vorsichtig zu Werke gehen und über hochwichtige Fragen nur hinter dem eisernen, feuersicheren Vorhang akademischer Gelahrtheit diskutieren sollten. Tempi passati! — „Es ist dem vortrefflichen Professor in seinem Eifer der Grundsatz etwas entgangen" — so schreibt der Kaiser —, „daß es sehr wichtig ist, genau zu unterscheiden zwischen dem, was angemessen ist, dem Orte, Publikum usw., und was nicht. Als Theologe von Fach kann er für seinen Kollegenkreis Thesen, Hypothesen und Theorien sowie Überzeugungen aussprechen in Fachschriften, welche nicht angängig auszusprechen sein würden in einem populären Vortrag oder Buch." — — Was würde der Bauernphilosoph Konrad Deubler, der seinerzeit einige Jahre im Kerker geschmachtet hat, weil er mit Heinrich Zschokke, David Strauß und vielen anderen Gelehrten verkehrt und weil er Humboldts Schriften gelesen hatte, was würde Deubler hierzu sagen? — — „Das Verbergen hat ein Ende. Das Volk wird in alle Streitigkeiten hineinsehen und für jede Kritik sich die Freiheit seines eigenen Urteils wahren. Man kann uns nichts mehr vorenthalten." Konrad Deubler starb 1884. Seither sind aber Tausende seines Geistes und Hunderttausende seines Wahrheitsdranges erstanden in allerlei Volk aller Nationen.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung über „Bibel und Babel". Unschwer ergibt sich für jeden Denkenden die nahe Beziehung zur anderen Gegenüberstellung, zur längst ventilierten Frage: „Moses oder Darwin?" Für die Volksschule sind beide Gegenüberstellungen eigentlich wesenseins. Siegte auf wissenschaftlichem Gebiet im Verlauf der letzteren vierzig Jahre die natürliche Schöpfungsgeschichte über die mosaische Legende der Weltschöpfung und der Erschaffung des Menschen, so wird auch der Geist aus „Babel und Bibel" über all

seine Widersacher siegen müssen! Das ist schließlich nur eine Frage der Zeit. Für jeden aber, der ein Menschenalter lang für die Wahrheit der Entwicklungslehre gekämpft, gestritten und wohl auch ein reichlich Teil gelitten hat, muß der Schlager „Babel und Bibel“ fröhlichen Klang bringen. Mögen darüber im heißen Streite hüben und drüben die Schwerter klirren: wir wissen, daß die Damaszenerklingen über die bronzenen Streitäxte siegen werden!

Zum Schlusse seien noch einige Forderungen als natürliche Konklusionen formuliert: Weil die wissenschaftlichen Wahrheiten nicht mehr nur den Gelehrten und den übrigen Gebildeten der oberen Zehntausend zugänglich sind, sondern heute und wohl in alle Zukunft auch den Weg in den Geisteshorizont des Volkes zu nehmen wissen: so hat der Staat die Aufgabe, in all seinen Institutionen dasjenige zu entfernen, was jenen Wahrheiten schnurstracks widerspricht. Er soll fürderhin nicht mehr in systematischer Weise den notorischen Irrtum pflegen, indem er auf den unteren Schulstufen das Gegenteil von dem lehren läßt, was auf den Hochschulen als empirische Wahrheit gelehrt wird und in allen fachwissenschaftlichen Lehrbüchern vor aller Welt gedruckt vorliegt. Das heißt mit anderen Worten: Aus allen staatlichen Volksschulen ist das mosaische Märchen der Weltschöpfung ein für allemal zu entfernen. Wenn wir die „Weltschöpfung“ in der Volksschule durchaus lehren wollen, so geben wir diese Lehre in einem der wissenschaftlichen Erkenntnis adäquaten Sinn.

Weil die Kirche erfahrungsgemäß sich sträubt, in ihren religiösen Lehr- und Schulbüchern und beim Religionsunterricht in der Staatsschule den notorischen Irrtümern der heiligen Schrift aus dem Wege zu gehen; weil die Kirche im Gegenteil stets fort bemüht ist, den wissenschaftlichen Wahrheiten der natürlichen Schöpfungsgeschichte in feindlicher Weise den Irrtum entgegenzustellen: so hat die Staatsschule keine andere Wahl, als der Kirche ihre Mitwirkung

beim Schulunterricht zu entziehen. Wo dies zurzeit aus konstitutionellen oder aus diplomatischen Gründen noch nicht möglich ist, da hat die Oberleitung der Staatsschule zum mindesten die Aufgabe, der Macht wissenschaftlicher Wahrheit fördernd — nicht wie bisher hemmend — zur Seite zu gehen.

Da ferner — wie der Kaiser am Schlusse seines Religionsbriefes ganz richtig anerkennt — Religion niemals ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein „Ausfluß des Herzens“ gewesen ist, so folgt mit Notwendigkeit, daß religiöse Ansichten durchaus und im ureigentlichen Sinne des Wortes Privatsachen darstellen, an denen der Staat keinerlei Zwang üben und keinerlei Zwang dulden darf. Im modernen Staate soll jeder endlich nach seiner Fasson selig werden dürfen, und es soll niemals ein Lehrer gemaßregelt werden aus Gründen irgendwelcher religiöser Ansichten. Der Staat sei der Hort religiöser Duldsamkeit allen gegenüber: Christen und Juden und Heiden! Er überlasse den Eltern und den kirchlichen Gemeinschaften allein das Recht über die religiöse Erziehung der Kinder. Dann wird Friede sein — auch in Trier! An die Stelle des Religionsunterrichts der staatlichen Volksschule hat der Unterricht in Ethik zu treten, der sich von allem Metaphysischen freihält. Wer Metaphysik treiben und solche lehren will, der mag es zu seinem Privatvergnügen außerhalb der Schule tun. Die staatliche Schule sei also eine durchaus weltliche, eine vernünftige Institution!

Religion — Privatsache!

Daß wir nicht Alles wissen können,
Das soll uns nicht das Herz verbrennen.

„Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“

Mit diesen Worten leitet Goethe das Religionsgespräch ein, das zwischen Margarete und Faust stattgefunden, ehe sie in große Schuld fielen.

So war's damals — zu des seligen Faust Zeiten: wenn man von jemandem wissen wollte, wie man in ernsten Dingen mit ihm dran sei, so ermittelte man seinen Standpunkt zur Religionsfrage.

Und der Staat setzt heute noch von jedem anständigen Bürger als selbstverständlich voraus, daß er und sie — der Bürger und die Bürgerin — „Religion“ habe. Bei Volkszählungen wird nebenbei auch noch versucht, zahlenmäßig zu konstatieren, daß noch sehr viel „Religion“ vorhanden sei. Und für religiöse Zwecke muß jeder Staatsbürger — im alten Erdteil Europa — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — Steuerbeträge leisten. Die ganze bürgerliche Gesellschaft hat seit langen Jahrhunderten die süße Gewohnheit, „Religion“ zu haben, von Generation zu Generation fortgeerbt.

So wünschte es der Staat, so wollte es der christliche Staat, welcher in der stramm organisierten Kirche ein gehätscheltes und fast immer sehr gefüges Werkzeug benützte, um die Ordnung im gesellschaftlichen Leben aufrecht zu halten.

In der Neuzeit, wo sich im Gesellschaftskörper durch die soziale Bewegung mächtige Umwandlungen vollziehen, in unserer Gegenwart, wo im Ideenkreis der Selbständig-Denkenden tiefgründige Umwertungen stattfinden, in dieser

vielbewegten, sehr zerfahrenen Welt ökonomischer und ethischer Wandlungen sehen wir große Bruchteile der Bevölkerung auch in religiösen Dingen neue Pfade wandeln. Viele erklären sich „religionslos“, manche sogar als erklärte Feinde, als unversöhnliche Gegner der „Religion“. Das haben wir zu beachten.

Für rückständig gebliebene, typisch-konservative Menschen gilt das Attribut „sehr religiös“ als selbstverständlich.

Im Gegensatz dazu gilt fast durchweg der vorwärtstreibende Sozialdemokrat als ein religionsfeindlicher Mensch. Tatsächlich sind die Denkenden unter den Sozialdemokraten emsiglich beflissen, ihren gegnerischen Standpunkt in Ansehung dessen, was man unter „Religion“ landauf landab versteht, unzweideutig und oft recht drastisch zu markieren.

Und dennoch sind gerade diejenigen, die am allerlebhaftesten gegen die „Religion“ agitieren, die in scharfen und schärfsten Ausdrücken über die „Religiösen“ urteilen und mit fanatischem Eifer gegen „Kirche und Pfafferei“ bei jeder Gelegenheit zu Felde ziehen: die lebhaftesten Feinde der „Religion“ sind — genauer besehen — tiefreligiöse Leute, während jene, welche im Geruche stehen, die Religion gepachtet zu haben, am allerwenigsten Religion besitzen.

Das klingt paradox:

Die „Religiösesten“, die Frömmsten haben am wenigsten Religion; die „Religionsgegner“ haben am meisten Religion.

Nichts ist leichter, als dies zu beweisen.

Dazu ist in erster Linie notwendig, zu untersuchen, was wir unter Religion zu verstehen haben.

Religion ist nicht Konfession!

Diese beiden Begriffe werden heute noch weitherum miteinander identifiziert, das heißt man hält gemeiniglich heute noch dafür, daß der eifrige Katholik, daß der orthodoxe Lutheraner, der ebenso orthodoxe Jude oder der gläubige Mohammedaner ohne weiteres „sehr viel Religion“ habe.

Aber wer jeden Tag zur Messe geht — beweist mir noch nicht, daß er Religion hat. Wer alle Vierteljahre zur Kom-

munion sich regelmäßig einfindet; wer keine Predigt schwänzt, sondern mit der Pünktlichkeit eines Präzisionschronometers die Stirne kräuselt und die Hände faltet und fromme Kirchenlieder singt; wer streng im Rahmen kirchlicher Lehren und Vorschriften wandelt; wer ein wahres Tugendmuster zu sein sich anstrengt, der beweist mir noch gar nicht, daß er ein religiöser Mensch ist.

Ein anderes ist **„Religion“**; ein anderes ist **„Konfession“**, Kirchentum, „Glaube“.

Was die meisten für das Höchste setzten, das ist ein ganz Niedriges, ein Wesenloses, ein Schein, eine Schablone, ein Nichts, vor dem uns grauen kann.

Was ist denn Religion?

Die Theologen und manche Philosophen behaupten kühn, aber sehr unrichtig, daß Religion das Verhältnis des Menschen zu Gott, zum übernatürlichen Weltenschöpfer bedeute. Auch Bebel, „Die Frau und der Sozialismus“, 25. Auflage, S. 401, ist ähnlicher Ansicht: „Die Religion umfaßt die Beziehungen der Menschen zu übersinnlichen Wesen.“

Andere sind der Meinung, daß Religion einfach die Stellung des Menschen zu dem ihm Unbekannten bedeute.

Wieder andere — und ich meine, daß diese anderen recht haben — wieder andere verstehen unter Religion das Verhältnis, in welchem sich der denkende Mensch mit Bewußtsein zu den anderen Menschen und zu allen Lebewesen und zur ganzen übrigen Natur fühlt, das heißt wie er sich bewußt zur Außenwelt stellt, wie er sich von Natur und Weltall bestimmen und im Denken und Handeln leiten läßt.

Das einfache Wort „Religion“ weist auf ein „Band“ hin, ein Band zwischen dem Gedankenleben des Menschen und dem Natur- und Weltgeschehen.

Danach werden wir in allen denkenden Menschen Religion als wirklich Vorhandenes annehmen müssen. Nur ein annormaler Mensch, ein Hydrocephal oder ein Mikrocephal,

oder ein hirnkranker Mensch wird nach dieser Auffassung unfähig sein, religiös zu empfinden und religiös zu denken.

Danach hat der Gottesbegriff mit der Religion nichts zu schaffen, und es ist durchaus falsch, wenn der Ausdruck „gottlos" als gleichbedeutend gesetzt wird mit religionslos.

Der Glaube an einen Gott oder an drei wunderbar vereinte Götter, der Glaube an zwanzig, dreißig, hundert oder tausend Götter ist kein Maßstab für die Religion. Unsere Religion hat mit Gott in Einzahl oder in Mehrzahl nichts zu schaffen. Es ist bis jetzt noch keinem Menschen gelungen, die Existenz eines übernatürlichen Wesens zu beweisen. Alle Versuche, das Dasein eines Gottes oder die Existenz dreier Götter einwandfrei zu beweisen, sind bis heute gescheitert. Gerade diejenigen Wissenschaften, welche dazu in erster Linie berufen sein müßten, die Naturwissenschaften, haben uns mehr und mehr von der Annahme eines Gottes oder mehrerer Götter entfernt. Ich kann daher keine Beziehung zu übersinnlichen Wesen oder zu Göttern haben, die nur in der menschlichen Vorstellung solcher existieren, welche versäumt haben, Natur- und Weltgeschehen als das zu nehmen, was es ist: als das Fließen und Verwandeln des Wirklich-Existierenden, des Ewig-Seienden, des Unzerstörbaren, das seine Kraft als Unzerstörbares in sich selbst hat und sich ordnungsmäßig bewegt, weil es anders nicht kann. Wenn ich aber zu übersinnlichen Wesen, die für mich gar nicht existieren, keine Beziehungen haben kann, weil kein Gelehrter der Welt, kein Philosoph und kein Naturkundiger mir solche Wesen beweisen kann: so bin ich noch keineswegs aller Religion bar, bin noch keineswegs religionslos. Denn mehr als Millionen andere bin ich mir der Beziehungen bewußt, die zwischen meinem Ich und der Außenwelt existieren und die mich im Denken, Fühlen, Empfinden, Wollen und Handeln bestimmen.

Der denkende Atheist — ich rede nicht von jenen Nichtdenkenden, welche mit ihrem Atheismus nur eitel flunkern,

um zu zeigen, wie sehr vorgeschritten modern sie sich entwickelt haben — der denkende Atheist wird ein viel religiöserer Mensch sein als jene vielen, vielen, fast allzuvielen Gläubigen, die ihre Kniee wund rutschen und bei jedem Anlaß „Herr, Herr!“ oder „Santa Maria!“ oder „gerechter Gott!“ oder „Allah il Allah!“ rufen.

Der Glaube macht nicht das Wesen der Religion aus. Und der Glaubenssatz, das Dogma ist nicht der Kern der Religion, sondern — — genau das Gegenteil — der böse Wurm, welcher die Denkfrucht anbohrt und in ihr Inneres dringt und ihren schönsten Kern — eben die Religion zerfrißt.

„Fort mit dem Glauben, so kann die Religion leben!“ — rief mein Lehrer Friedrich Theodor Vischer, als er der grausigen Religionskriege gedachte.

Die Kirche, die Synagoge und die Moschee — sie sind Behältnisse des Glaubens! Sanktuarien des Nichtwissens, Sanktuarien für schöne und für unschöne Träume, Sanktuarien mit weit ausschweifenden Vermutungen, Sanktuarien üppiger Hoffnungen! Freilich auch — für die Schwachen und Gebrechlichen, für die vom Schicksal Geschlagenen: ein unerschöpflicher Quell beseligender Tröstungen und Verheißungen!

Darin liegt der mächtige Zauber des Kirchen-, des Synagogen- und des Moscheenwesens.

Und mit diesem Zauber haben wir zu rechnen!

Solange als es Unwissende, solange es Krüppel und Gebrechliche aller Art geben wird, solange die Schwachen nicht alle sein werden: so lange wird es Glaubende geben, die in Ermangelung eines Besseren nach dem greifen, was sie in Not und Elend, in Kümmernis und Angst, in Jammer und Halbverzweiflung noch aufrecht zu erhalten vermag: nach der Illusion des Dogmas.

Aber für die Gesunden, für die Normalen, für die Starken, die Denkfähigen, für die Erkennungsdurstigen, für die Freunde der Wahrheit, für die Mutigen, welche Kraft und Gesundheit genug ihr eigen nennen, den Weg der gesunden Mensch-

heitsentwicklung weiter zu gehen: für alle diese Glücklichen ist der Glaubenssatz ein *Totes* geworden, und an seine Stelle, auf dem Altar ihres reichen Innenlebens, ist ein anderes getreten: das ewige Licht der Erkenntnis, mehr oder weniger noch verhüllt, das hehre Bild der Wahrheit in den Geschehnissen des großen Natur- und Weltlebens.

Diese da, die Gesunden und Starken, verehren nicht mehr anthropoide, menschenähnliche Götter; sie halten sich an das Einzige, was ewig bestehen kann, selbst wenn alle Götter sterben und droben am Firmament tausend Welten in Stücke gehen: an die Wahrheit, die ihre einzige Göttin sein und bleiben wird, auch dann, wenn sie erst noch mangelhaft umrissen aus dem Schleier des Daseins herausschimmert.

Hier sind die „Gottsucher"; denn wer die Wahrheit sucht und anbetet, der sucht „Gott" — nicht um Trost zu suchen oder Vergeltung, sondern um der Freude des Erkennens willen und dem Drange der fortschreitenden Entwicklung zu folgen.

So werden sie allezeit Pioniere sein!

Das ist der Kern der Zukunftsreligion.

Alle bisherigen „Religionen" waren nur Konfessionen, das heißt Lehrsysteme und Bekenntnisse von *Glaubenssätzen*, Dogmen, welche von Zeitalter zu Zeitalter, von Volk zu Volk, von Generation zu Generation, von Mensch zu Mensch Inhalt und Farbe wechselten. Jeder Glaubenssatz ist der Ausdruck einer Vermutung oder eines Phantasiegebildes oder einer mehr oder weniger unmotivierten Forderung des Gemütes oder Gefühls, oder er ist die Zusammenfassung all dieser Momente zugleich. Dem Glaubenssatz schnurstracks gegenüber steht der Erkenntnissatz als Ausdruck des *Wissens*.

Glauben und *Wissen* sind unversöhnliche Gegensätze. Erst wo das Wissen aufhört, kann der Glaube einsetzen. Darum: je beschränkter das Wissen, desto größer der Glaube; je ausgedehnter, umfassender das Wissen, die Erkenntnis, desto enger begrenzt ist die Domäne des Glaubens.

Da — nirgend anderswo — liegt die Ursache der Feindschaft zwischen Theologie und Naturwissenschaft.

Als man den Gesetzen des Natur- und Weltgeschehens gegenüber noch wie ein Kind vor Rätseln stand, da setzte man Götter in diese schöne Welt, Götter, welche all den unverstandenen Zauber vollbrachten. Für den naiven, den unwissenden Menschen wimmelte die Welt von Gottheiten höheren und niederen Ranges. Mit der wachsenden Naturerkenntnis mußte aber der ganze Hofstaat des Himmels und der Hölle mehr und mehr reduziert werden. Es kam die Zeit, da es im Himmel und auf Erden nur noch für einen Gott Platz gab, und endlich kam die Neuzeit, da vor dem Lichte der fortschreitenden Erkenntnis auch dieser eine seinen Abschied erhielt — bei den Sehenden, den Denkenden und Wissenden. Spinoza und seine Anhänger setzten Welt und Gott als zweie untrennbar vereint in die Welt der Erscheinungen, und heute sind wir Zeugen jener Ideenwandlung, bei welcher alles Seiende — „Gott“ und Welt, „Geist“ und Materie, Energie und Substanz, alles, alles, was lebt und webt, alles, alles, was sich bewegt, alles, alles, was ist und was war und was in alle Zukunft sein wird — nur als Modifikation, nur als Wechselform, nur als Erscheinung eines Einzigen, Alleinexistierenden, einer Ur- oder Allsubstanz zu denken, auf das eine Einzige, das Monon zurückzuführen ist.

Das Erkennen der Natur- und Weltgesetze hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr die Domäne des naiven Glaubens eingeengt, bis für den Forscher kein Glaube mehr Raum fand, als jene Setzung der einen, allesumfassenden Ursubstanz, die alles in allem ist, ewig unvernichtbar: Weltall und „Gottheit“ zugleich.

> Name ist Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsglut. (Goethe im Faust.)

So ist es: Wir Menschen haben uns beflissen, für unsere gedanklichen Begriffe auch Worte zu finden. War das Wort

einmal da, so stellten sich auch ungewollt und unberufen tausenderlei Irrtümer ein. Ein jeder legte hernach dem Worte unter, was ihm beliebte oder was seinem Vorstellungsvermögen entsprach.

Welche Unzahl von Hekatomben sind den beiden Worten „Gott“ und „Götter“ zum Opfer gefallen!

Kann es da noch wundernehmen, wenn viele Gebildete unserer Zeit, wenn die tiefgründigsten Denker fast ein Grauen vor dem Worte „Gott“ empfinden?

Müssen wir nicht alle jene bemitleiden, die auf das Wort schwören, am Worte kleben bleiben, am Worte zappeln und uns andere mit ihren Worten behaften wollen?

Welche Skala von Roheit und Barbarei, von Unmenschlichkeit und geistiger Beschränktheit führt da hinauf von dort unten, aus der Zeit des Fetischismus, da man angebeteten Holzklötzen lebendige Menschen — rotwangige Kinder, blühende Jünglinge und Jungfrauen, tapfere Athleten und gesunde Krieger opferte — bis hinauf zum Altmeister Goethe, der uns lallenden Analphabeten die Zunge löste und des Wortes Schwachheit in starken Worten verdammte:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
— — — — — — — — — —

Von Stufe zu Stufe ein Aufstieg aus der Barbarei, höher hinauf und immer höher bis zur Menschlichkeit des Homo sapiens, des wissenden Menschen, der nicht mehr ein Tier, sondern ein Mittler und Übergang ist zu jenem Edelwesen, das nach uns kommen muß und kommen wird!

Die Geschichte dieses Aufstiegs aus der Tierheit zur Menschlichkeit ist nichts anderes, als die Geschichte der Irrtümer alles Dogmenwesens. Und aus dieser Geschichte resultiert

mit Naturnotwendigkeit als neues Adaptionsmoment das Postulat der religiösen Duldsamkeit, der Toleranz in Dingen des Glaubens, des Liebens und des Hoffens. Die Gesamtheit der vielen einzelnen darf fürderhin nicht mehr Herrin des Glaubens und Despotin des Bekenntnisses des einzelnen sein. Gedanken sind zollfrei; frei sei auch der Glaube in seiner Offenbarung nach außen, frei sei das zum Worte gewordene religiöse Empfinden des einzelnen, wie denn ja auch die Liebe und die Hoffnung des einzelnen frei sind von der Macht der Gesamtheit!

Nun liegt auf der Hand, daß vom Standpunkt des denkenden Kulturmenschen aus die Setzung einer Staatsreligion ein kolossaler Mißgriff war. Und das unsinnigste Unding, das sich bei einigen Völkern der Alten Welt bis heute noch erhalten hat und wohl noch eine geraume Zeit weiter erhalten wird, ist die Institution der Staatskirche, vorgeblich die Grundmauer des religiösen Gebäudes. Der Staat hat gar keinen Glauben und keine Religion. Er ist eine Institution, welche nur über die Rechte und Pflichten der Bürger zu wachen und für eine vernünftige Erziehung der Jugend zu sorgen hat. Der Staat kann nicht sagen: „ich glaube an Gott“ oder „ich glaube nicht an Gott und glaube keinen Teufel“, „ich glaube an eine Unsterblichkeit des Einzelnen“ oder gar — „ich glaube eine Auferstehung der Leiber“. Der Staat hat keine Seele, höchstens hat er ein kaufmännisches Rechnungsvermögen, kraft dessen er gefräßig Steuern und Doppelsteuern zu dekretieren und Geld aus den Bürgern zu pressen vermag. Der Staat ist weitherum in verschiedenen Erdteilen eine Institution, die zumeist in Ungerechtigkeiten aller Arten schwimmt und absolut unfähig ist, über Dinge der Religion und der — Tugend Maßstäbe der Vernunft und Gerechtigkeit anzulegen.

Der Staat hat kein Recht, in Dinge des Glaubens und in religiöse Begrifflichkeiten hineinzureden. Er soll seine Hand von diesen Dingen lassen! Er wird besser

fahren, wenn er zugesteht, daß Religion wirklich im ureigentlichsten Sinne des Wortes **Privatsache** des einzelnen ist.

Der einzelne hat seine Religion einzig nur für seine eigene Person. Jedes einzelnen Menschen religiöses Empfinden und Denken ist sein ureigenstes Eigentum, und es ist niemals identisch mit demjenigen eines anderen Menschen. Man kann wohl sagen: so viele Menschen, so viele Religionen, oder was dasselbe sein dürfte: so viele Menschen, so viele Weltanschauungen.

Nur Borniertheit und Bosheit, nur Herrschsucht und dämliche Eigenliebe, nur Brutalität und Gemeinheit können wollen und verlangen, daß ich denke und glaube, hoffe und liebe, sehne und strebe wie andere denken und glauben, hoffen und lieben, sehnen und streben.

Was ficht es jenen an, der an Gott und an alle Heiligen glaubt und in diesem Glauben selig zu sein vorgibt, wenn ich nicht an einen anthropoiden Gott und an keine Heiligen glaube und dabei doch selig bin? — Er soll mich gehen lassen, er soll mich verneinen lassen, was er bejahen will! Wenn ich ihn selbst in Ruhe lasse, wenn ich ihm seine Heiligen gönne, weil er in ihrem Namen glaubt selig zu sein: was kann er bei mir suchen wollen?

Was kann es mich anfechten, wenn mein Nachbar nicht nur einen Gott, sondern drei Götter oder ihrer zehn oder hundert glaubt? Gewiß ebensowenig, als wenn ich sehe, daß er — ein Mohammedaner — nebst Allah und seinem einzigen Propheten noch zwei, drei, fünf oder zehn oder hundert Weiber verehrt. Er — dieser sonderbare Nachbar — kann und wird mir als Mensch, als wirklicher Mensch und Weltbürger von chevaleresker Denk- und Handlungsart geradeso lieb und wert sein wie der christliche Priester linker Hand, mein christgläubiger Nachbar, der die heilige Jungfrau und den Pflegevater Joseph und tausend christliche Heilige verehrt, nebenbei aber ein braver Mensch, ein wirklicher Mensch ist, trotzdem er nicht einmal ein einzig Weib seine sposa nennen darf.

Der Mensch, der wirkliche Mensch, der wir erst noch werden müssen: der sei zu allererst Objekt unserer Hoffnung und Sehnsucht, unserer Liebe und Verehrung, den wollen wir — — vergöttern! Alle aber, die es noch nicht sind, können es noch werden, oder ihre Kinder können es werden: Menschen, edel, groß und gut, Brücken, lebendige Brücken hinüber zum Übermenschen.

Das macht uns duldsam.

Das ist das Alpha der tatsächlichen Menschwerdung.

Nicht Kulturkampf predige ich euch, aber Feindschaft aller Ichsucht und Herrschsucht und Bevormundung und Schablonenhaftigkeit! Euer Glauben und Hoffen und Lieben sei frei, uneingeengt, los aller Bande von Kirche und Staat! So werdet ihr glücklich sein, so werdet ihr verträglich sein, den Menschen und den „Göttern“ ein Wohlgefallen:

Homo homini Deus est! Das hat uns Feuerbach gelehrt. Gesegnet sei er!

Religion — Privatsache!

Ja, das ist's! In diesem Zeichen müßt ihr siegen und werdet ihr siegen.

Hört auf keinen, der euch sagt: glaubt das und glaubt jenes, so werdet ihr selig sein! Sondern denkt euch eure Sachen selbst zurecht: fragt die Natur und fragt das Weltall, fragt die Gesetze der Entwicklung und extrahiert euch daraus die Maximen der vernünftigen Lebenshaltung! — Und ihr werdet glücklich sein, gleichviel ob ihr herrschet oder dienet, ob ihr arm oder reich, ob ihr angesehen oder mißachtet seid. Die Kraft eurer Glücksempfindung liegt nicht außer euch, sondern in euch selbst.

Das ist meine Religion.

Was schert mich die Illusion aller anderen Religionen?

Dürfen wir so denken — in deutschen Gauen?

Oder müssen wir dieserhalb nach Frankreich gehen?

Zweiter Teil

Pädagogisches

So liebe ich allein noch meiner **Kinder Land**, das unentdeckte, im fernsten Meere: nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen.

An meinen Kindern will ich es gut machen, daß ich meiner Väter Kind bin: und an aller Zukunft — **diese** Gegenwart! (Zarathustra.)

Frühling! Erwachen!

Ein Wort für die Volksschullehrer.

(1903.)

Ich meine nicht den göttlichen Lenz der Natur, wie er in diesen Tagen wieder zu uns kommt mit Primeln und Anemonen, mit blauen Veilchen und gelben Dotterblumen, mit Amselruf und Lerchentriller: sondern jenen Frühling des Geistes, der für die Volksschule herannaht, nicht bloß für die klerusfreie Volksschule in Frankreich, sondern auch für die unfreie Volksschule Deutschlands und der übrigen Länder deutschen Sprachgebiets — den Frühling der geistigen Befreiung aus dem eisigen Panzer eines langen, langen nächtigen Winters voller Märchen und Finsternisse, da die zarten Kinderhändchen vor Frost starr und blau geworden.

Auch für die Volksschule sind die Tage länger geworden als die Nächte. Denn der Frühling ist mächtiger als der Winter, und der Lenz kürzt jene Stunden, da wir nach altem Brauch um die düstere Lampe hockten und Zeit fanden, Märchen zu hören, und so einfältig waren, diese Märchen für heilige Wahrheit zu halten.

Fast hatten wir über diesem langen Winter verlernt, an einen kommenden Frühling zu glauben. Und die Märchen und Sagen langweilten uns schier, weil ihrer gar zu viele waren und ein gar zu blöder Geist aus ihnen zu uns redete.

Ein paar Jahrhundert lang vegetierte die Volksschule in der dumpfen Stubenluft des kleinen Anbaues dort an der stolzen Kirche. Und der Lehrer versah auch die Dienste des Küsters: was Wunder, wenn die Atmosphäre der dumpfen Stube alleweil nach der Kirche roch und nach dem Pfarr-

haus, wo die heiligen Bücher von allen Wänden herunter den Dunst vergangener Jahrtausende aus ihren toten Papierseelen atmeten.

Nun ist der warme Bergföhn gekommen, aus den fernen Höhen der Erkenntnis hinabstürzend über fallende Lawinen in die Täler, Eis und Schnee wegfegend, Himmel und Erde reinigend mit natürlicher Wärme. Das Schulhaus wird die Fenster aufreißen und den Föhn grüßen als befreienden Sohn der Berge und tanzenden Herold der Sonne.

Luft und Licht mit einemmal! — Wer möchte da nicht erwachen! Und sie werden erwachen, die da im Schatten der Kirche so lange geschlafen und nebenbei so viele eitle Märchen gelesen und gelehrt haben, bis sie aus Freunden des Lebens fast zu Anbetern des Todes geworden. Sie werden dem Gruß der Freiheit ihre wintermüden Augen öffnen, und das schlaftrunkene blutleere Hirn wird wieder vom lebendigen Blutstrom durchspült werden. So werden sie zu neuem Leben erstehen. Das werden die Lehrer sein, das werden die Schulmeister sein! Sie werden den schäbigen Küsterrock ausziehen und mit all seinen muffigen Kirchendüften weit von sich werfen, um endlich, endlich Meister der Schule, Meister in der Schule, das heißt leibhaftige Schulmeister zu werden. Salve!

Lange schon trieb der Föhn sein kämpfend Wesen gegen das vereisende Schneegewölk. Keine Eiszeit kann ewig dauern, und jeder Winter nimmt immer wieder einmal ein Ende; und dann erblüht das Leben stets wieder mit wachsender Macht und mit weiterschreitender Entwicklung dem Höheren, dem Besseren entgegen. Das ist ein Erfahrungssatz der wissenschaftlichen Erkenntnis, an welchem das Rütteln des einfältigen Glaubens, an welchem alles Beschwören des Märchengeistes nichts mehr ändern wird.

Dem Leben, der fortschreitenden Entwicklung gehört die Zukunft: die Jahrmillionen, welche hinter uns liegen, haben uns das durch authentische Zeugen gelehrt. Alles Lebendige

schreitet vorwärts (was stillsteht, geht unter); das Gute wird vom Besseren überholt, und das Bessere wird vom Besten besiegt. So ist das große Gesetz der fortschreitenden Entwicklung. Blind und unwissend ist, wer dies noch verneint, oder ein Schalk und ein Selbstsüchtiger, der zur Salzsäule werden muß wie weiland Lots Weib, da sie nur rückwärts schaute und das Vorwärtsschreiten vergaß.

Von dieser Erkenntnis der fortschreitenden Entwicklung lebt die moderne Wissenschaft, und auf Grund dieser Erkenntnis feiert sie die Triumphe neuer Erfolge von Tag zu Tag.

Die Volksschule aber hat bis zur Stunde von solcher Erkenntnis nichts erfahren dürfen, weil die eisige, erstarrenmachende Hand der Kirche auf ihrem Haupte liegen blieb. Das Märchen blieb Fibel und Lehrbuch, und Fibel und Lehrbuch blieben Märchen. So mußte die Volksschule stehen bleiben, weil die Kirche stehen blieb, indes die hohen Schulen schon ein Halbjahrhundert lang im Lichte der Erkenntnis wandeln und lachend die Pfade der Entwicklung gehen konnten und der Wahrheit, die frei und selig macht.

Alle Welt weiß um die neuerlichen Geschehnisse in Sachen von „Babel und Bibel“ und Kaiserbrief. — Delitzsch reißt vor allem Volk den Zauberschleier göttlicher Offenbarung von den Märchen und Legenden alttestamentlicher Schriften vollends herunter — — und er wird nicht gesteinigt und nicht verbrannt. Der Kaiser ist bei diesem Geschehen anwesend und nimmt Interesse an den Fragen der Entwicklung auch in religiösen Dingen. Und der Kaiser nimmt sich Zeit, den bekannten Religionsbrief an Hollmann zu schreiben, dessen Verfasser sich als Freund der wissenschaftlichen Forschung, als Freund der Wahrheit und als Freund der Entwicklung zu erkennen gibt.

Ich denke, darüber dürfen sich die wackeren Volksschullehrer weitherum freuen, nicht allein in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Staaten, die von deutschem

Geist und deutscher Kultur naturnotwendig stark beeinflußt werden. Ich meine — als Republikaner darf ich das schon sagen, ohne Gefahr zu laufen, ordenshungrig genannt zu werden — ich meine, daß alle ernsten Freunde des Fortschritts auf dem Gebiet der Volksschule, gehören sie welcher Partei immer oder welchem Staate an, mit großer Genugtuung dem Wandel der Dinge in Sachen „Babel und Bibel“ folgen dürfen. Professor Delitzsch hat den richtigen Anlaß benützt, das öffentliche Gewissen zu berühren in Ansehung jener Dinge des Glaubens und des Lehrens, die bisher als heilig und unantastbar galten und im Geiste der Volksschule allzulange eine führende und zugleich verhängnisvolle Rolle gespielt haben, obschon sie vor den Augen der wissenschaftlichen Forschung schon längst nicht mehr heilig und unantastbar waren und dies auch nie mehr sein werden. Dafür sollten wir Freunde der Entwicklung, sollten alle wahren Freunde der Volksschule dem Professor Dank wissen.

Nach diesen Geschehnissen, die manchenorts ganz unrichtig beurteilt wurden, dürfen wir getrost der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen und freudig an dieser Weiterentwicklung mitarbeiten. Wir sehen endlich doch den Tag nicht mehr so ferne, wo in Deutschlands Volksschulen dasselbe gelehrt werden darf, wie auf den Hochschulen: die Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte als natürliche Schöpfungslehre. Denn die mosaische Schöpfungsgeschichte — sie ist ja nachgewiesenermaßen heidnischen Ursprungs — kann nicht mehr weiter als Heiliges in Frage kommen. Moses ist von der wissenschaftlichen Forschung schon längst überwunden worden, und seine Schöpfungsgeschichte (aus Ninive herbeigeholt) ist und bleibt für alle Zukunft ein erdichtetes Märchen, vor dem sich kein Wissender mehr beugt, vor dem sich auch kein Volksschullehrer mehr zu beugen haben wird.

Das kann nun nicht weiter mehr ein dunkles Geheimnis bleiben, sondern wird zu einer öffentlichen Wahrheit werden.

So ist also die Bahn einer freieren Entwicklung auch der Volksschule geebnet. Es gilt nun, manchen dummen Zauber, den wir aus früheren Jahrhunderten noch mit fast allen Schulbüchern ins neue Jahrhundert herübergeschleppt haben, aus dem Lehrplan herauszufegen und an die Stelle von Dichtung und Irrtum die reine Wahrheit zu setzen.

Mögen die Volksschullehrer als wirkliche Meister der Schule nun ihrer Pflicht zum Handeln bewußt werden und in ihrer Gesamtheit Rücken und Schild und Kerntruppe sein für alle Freiheit des Forschens und Freiheit der wissenschaftlichen Lehre, also Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit!

So werden wir allerwärts auch mit der Volksschule nun endlich einmal tüchtig vom Flecke kommen: aus dem feuchten Schatten der versteinerten Kirche hinweg an die sonnige Halde des realen Erkennens und der heiligen Freude des Lebens.

An die Kleinmütigen und Zaghaften.

(1903.)

Da ist so ein Kleinmütiger, und da sind die vielen Zaghaften, von denen der Verzweiflungsschrei herüberkommt zu uns und häßlich wie der scherbelnde Ton einer zersprungenen Glocke an unser Ohr gellt: „Ach, es ist doch alles nichts; wir kommen ewig nicht vom Flecke, und wenn ein Fortschritt kaum recht zur Wesenheit geworden, so stellt sich jeweilen die Reaktion um so erfolgreicher ein, und wir werden für den einen Schritt nach vorn gleich wieder zwei Schritte rückwärts geworfen. Da haben uns die Naturforscher seit etlichen Jahrzehnten schon die Enträtselung aller Geheimnisse versprochen, und sie haben wohl auch einiges enträtselt; aber sie haben nicht alle Geheimnisse enthüllt“ — und nun kommen die Weisesten der Weisen, es kommen die Philosophen, und es kommen immer wieder die Theologen und die Göttersüchtigen, um immer wieder aufs neue in die Welt zu schreien: „All unser Wissen ist eitel und ist Irrtum, all unser Erkennen ist Täuschung, und es gibt nur einen Ausweg aus dem Labyrinth dieser rätselhaften Ideenwelt — die Flucht in die Gläubigkeit zum Metaphysischen, die Flucht aus der sinnentäuschenden Welt zum übersinnlichen Geiste, zum Immateriellen.“

„Und besser ist“ — so sagen die Göttersüchtigen — „besser ist, wir halten uns treu und unentwegt an das Übernatürliche wie unsere Alten; denn alles Wissen ist ein ewig Schwankendes: seht da den Darwinismus auf seinem ‚Sterbelager‘ — er ist schon tot, wirklich tot, und er wird nicht wieder aufwachen bis zum jüngsten Tage!“

So und noch ganz anders, ja wirklich verzweiflungsvoll tönt es jetzt aus allen Stubenecken und hervor aus allen Büschen und Hecken. Und viele, viele, allzuviele fangen wieder an in die Kirche zu laufen, und die Prediger des Todes haben wieder gefüllte Bänke unter ihren Kanzeln; denn es will die ganze Welt wieder kirchlich werden, in die Knie wieder niedersinken vor dem Mysterium des Dogmas, das damals — vor drei bis viertausend Jahren von Babylon und Ninive seinen Ausgang genommen und drei, vier Millennien hindurch das Abendland beherrscht hat.

Wenn es nicht komisch wäre, so müßte es traurig sein.

Wir aber sagen: Nein, uns anderen, die wir dem Leben und nicht dem Tode dienen, uns anderen, die wir aus trübseligen Neinsagern zu fröhlichen Jasagern geworden, uns ziemt gar nicht, traurig zu sein. Den zaghaften Kleinmütigen aber sagen wir: Wollt ihr denn immer wieder vor jedem Windhauch erbeben, der am Abend im dürren Schilfrohr sein Wesen treibt? Erschreckt ihr alleweil noch vor Gespenstern, die doch keine Wesenheit haben?

Wie vielmal ertönte — gleich Elstergetratsch und Rabengekrächz — der Ruf aus feuchtem Erlengebüsch: „Der Darwinismus ist tot; es lebe Moses!“ — Immer war es am Abend, wenn die nächtigen Schatten wiederkamen, daß die Herolde des Todes solch komische Späße trieben. Wohl zweihundertmal ging die Sonne wieder auf nach jenen Abenden, wo man sie totgesagt; sie kam immer wieder und wärmte und beleuchtete das Dasein, und unter ihren Strahlen gedieh die Fröhlichkeit der Hoffnung und die Freude der Entwicklung — und es blühete die grüne Aue der Wissenschaft und Erkenntnis. Jetzt werden die Göttersüchtigen noch 165mal wiederkommen und abermals schreien müssen: „Die Entwicklungslehre ist tot; tot ist aller Darwinismus; es lebe Moses!“ Und „Babel ist tot; es lebe Juda!“ — Und zum 366stenmal wird die Wahrheit der Entwicklung und Abstammung munter wieder aufgehen und ihren Weg

laufen „gleich als ein Held“. Dann ist der Zyklus des Schwankens vollendet und der Sieg unser.

Zweihundertmal hat man die Lehre von der Abstammung und Entwicklung des Höheren aus dem Niedrigen totgesagt. Und zweihundertmal sang die Kirche ihr Te Deum laudamus! Ach, wie eitel erwiesen sich diese feierlichen Todesbotschaften! — Still und unverzagt und lächelnd in gedeihlicher Arbeit ging die Biologie ihre ernsten Forscherpfade. Das war ihre Tagesordnung; kein Te Deum konnte sie davon abbringen. Und sie blieb sieghaft; denn jeder Tag brachte zu den älteren Beweisgründen neue Tatsachen, neue Entdeckungen, neue Resultate vergleichender Forschungen, die allesamt ohne Ausnahme für die Wahrheit der Abstammung des Höheren vom Niedrigeren, für die Frohbotschaft der fortschreitenden Entwicklung Zeugnis ablegen.

Und es geschah das Unerhörte: während der langen Jahrzehnte, da die Abstammungslehre vor allem frommen Volke verhöhnt, verspottet und immer wieder als „abgetan“ verschrien ward, während dieser vier Dezennien seit 1859 ist die ganze Biologie im weitesten Sinne des Wortes mit all ihren wissenschaftlichen Disziplinen ohne jegliche Unterbrechung zum einheitlichen Tempel der Entwicklungslehre herangewachsen. Die kühnsten Hoffnungen der ersten Streiter im Kampfe für die neue Lehre wurden übertroffen durch epochemachende Nachweise blutsverwandtschaftlicher Beziehungen zwischen allen Lebenden einerseits und den Untergegangenen andererseits. Und heute sehen wir wie in einem klaren Spiegel deutlich das farbenreiche und unzerreißbare große Band der genetischen Beziehungen, das alle lebenden Kreaturen in eine einzige Familie zusammenfaßt: Pflanzenwelt, Tierwelt und Menschheit — alles, alles mit einerlei Odem, mit einerlei Ursprung, mit einerlei Zeugungswesenheit: alle Kreaturen tatsächlich in Leben und Liebe verwandt.

Das zeigt der Zoologe, der Anthropologe, der Botaniker, der Anatom, der Physiologe, der Embryologe; das zeigt

der Zellenforscher dir in seinem Laboratorium, der Mikrophotograph auf seinen Glasplatten, der Experimentator an der verwundeten Kartoffelknolle ebensogut als am sterbenden Kaninchen, wo das Thermometer die Fiebertemperatur indiziert, die dem Versuchstier Tod bringen kann, die verwundete Knolle dagegen nicht weiter schädigt.

Einheit des Lebens! Aus der unendlichen Vielgestaltigkeit des Erkennens erblüht nun allmählich auch die Einheit der Erkenntnis. Frage die modernen Physiker, die modernen Chemiker, frage die Physiologen — sie alle, die werktätig arbeiten in den Laboratorien und wissenschaftlichen Instituten mannigfaltigster Art; sie alle sagen dir leuchtenden Auges: Auf unseren hundert Pfaden sind wir alle der großen Einheit und Wesenheit auf der Spur; wohl wandern wir langsam; aber jene große Einheit schimmert mit jedem Morgen uns näher — die Einheit aller Erkenntnis in *einem* Brennpunkt.

Ein Brennpunkt für alle Pfade erkennender Forschung! — Dort wird eines Tages auch der Brennpunkt unserer Weltanschauung und unseres religiösen Empfindens sein. Dann wird der Hader verstummen im Dualismus von Gott und Welt, Geist und Materie, Schein und Sein. Dann kann sich die Menschheit endlich auf sich selbst und ihre Glückseligkeit besinnen, nachdem sie jahrtausendelang auf Irrfahrten kreuz und quer, im Zickzack hin und her getastet und in allerlei Sümpfen gepatscht hat.

„Fernblicke!“ so werden alle jene sagen, die ungeduldig der Weiterentwicklung harren und diese Weiterentwicklung kaum wahrzunehmen vermögen, sie daher ungläubig verneinen möchten. O ihr Zaghaften und Kleinmütigen! Wie lange noch wollt ihr grollen über der Langsamkeit in allem organischen Entwickeln? Ist denn Rom in einem Tage erbaut worden? Und wie viele Jahrhunderttausende waren nötig, um aus einem vorweltlichen Urwirbeltier allmählich den Menschen herauszudifferenzieren?

Wenn es euch zu langsam geht in dieser natürlichen Entwicklung (Natura non facit saltum), so habt ihr's doch in eurer Hand, die Zukunft voraus zu leben. Wer die Gesetze der Entwicklung kennt, der wird imstande sein, nicht bloß Rückschau zu halten, sondern auch Ausblicke in das Geschehen und Entwickeln, was vor uns liegt und nach uns kommt. Ein rechter Kerl wird sogar imstande sein, sich über die vor uns liegende Entwicklung zu entzücken, und keine Macht der Erde — nicht einmal der Zentrumsturm — wird ihn hindern, glückselig zu sein in der Überzeugung: dort hinaus geht's doch alleweg — nämlich vorwärts!

Freilich, nur der Erkennende wird solcherart vorausgenießen können. Erkenntnis aber verlangt Arbeit. Also arbeiten wir!

Eine Maitagspredigt.

(Erschienen in einer Maifestnummer der Wiener Arbeiter.)

Die eigentliche Menschwerdung hat erst damals ihren Anfang genommen, als unsere Vorfahren begannen, die Gesetze des Naturgeschehens zu erkennen und die ungefesselten Kräfte des Naturlebens in den Dienst der werdenden Menschen zu ziehen. Erst mit dem Beginn der Herrschaft über die Natur fing unser Geschlecht an, aus der tierischen Gattung zur menschlichen Art sich herauszuentwickeln. Den folgenreichsten Anfang hierzu bedeutet die Herstellung von Werkzeugen und Waffen, sodann die Handhabung des Feuers, das vom Himmel kam und schließlich alle Götter gestürzt hat.

Der zerstörende Blitzstrahl, die Waffe des Zeus, ist gebändigt worden. Die Kraft des fallenden Wassers ist an die Stelle mühselig schaffender Menschenkraft getreten. Feuer und Wasser zusammen haben den Dampf gezeugt, und des Menschen erkennendes Wesen ist zum beherrschenden Dämon der ganzen Natur geworden, so zwar, daß füglich das ganze Menschengeschlecht hätte aufjauchzen dürfen und die ganze Zukunft zu einem einzigen Feiertag hätte geschaffen werden können.

Daß dem nicht so geworden ist, daran sind nicht sogenannte überirdische Mächte, daran ist auch nicht die Natur selbst schuld, sondern die Kurzsichtigkeit und die selbstsüchtige Leidenschaft einiger weniger Menschen.

Anstatt der Freiheit ward dem schaffenden Menschen das Gegenteil: die Knechtschaft.

Je mehr er Maschinen schuf, desto unfreier ward der arbeitende Mensch.

Je mehr die Wissenschaft und die Technik über die unerschöpflichen Naturkräfte den Sieg weiter und weiter hinaustrugen, desto mehr ward der schaffende Mensch selbst zum Sklaven.

Der Mensch sprach zum Blitz: Tritt unter meine Herrschaft, treibe die Maschinen, trage mein Wort und meinen Willen über die Ozeane und sei mein stummer Sklave! Es geschah also.

Der Mensch sprach zum tosenden Wasserfall: Deine Kraft trete in meine Dienste und durchbohre die granitenen Berge, auf daß fürderhin kein Hindernis mehr sei zwischen Ländern, welche durch die Gletscherberge von einander getrennt sind! Und das tosende Wasser begab sich unter den Willen des Menschen.

Der Mensch sehnte sich nach Freiheit.

Und indem er bezwang, wurde er selbst erst recht ein Unfreier.

Nun aber soll des Wahnsinns ein Ende werden!

Arbeite und freue dich! So will es die Ordnung in der Natur, so will es der Wille der Gerechtigkeit.

Arbeite wie ein Mensch, nicht wie eine Maschine!

Sei Mensch! sei nicht Maschine!

Sei nicht Zahnrad, sei nicht Transmissionsriemen, sei nicht Kurbel bloß und nicht bloß Kolben! Derlei zu sein, überlasse dem Eisen, dem Stahl, dem Leder, die sich biegen und steifen ganz nach deinem Willen.

Wenn du elend warst im Übermaß der Arbeit und der Darbnis, so sollst du von nun ab selig sein im Maße der vernünftigen Dinge!

Du sollst nicht Mangel haben — in keinerlei Ding, welches dein Leben zu einem menschenwürdigen machte.

Du sollst nicht Sklave sein der Maschine, sondern die Maschine soll Sklave sein deines Willens!

Du sollst nicht knechtselig sein im Auslugen nach Arbeit!

Du sollst nicht um Arbeit betteln müssen, sondern man soll sie dir geben als einen Pflichtteil, so zwar, daß der Gebende zum Beschenkten und der Beschenkte zum Geber wird!

Du sollst glückselig sein — hienieden in dieser Zeit sollst du dir dein Himmelreich schaffen im Erkennen deines Wertes, der ein Überwert ist im Gegensatz zum Werte der Maschine. So sagt es der Geist der Menschlichkeit, der in jedem Menschen, ob Mann ob Weib, Bruder um Bruder, Schwester um Schwester, nicht Maschinen, nicht Sklaven, nicht Lasttiere erkennt.

Die Maschine wird getrieben von der nimmer ermüdenden Kraft der Natur, und sie schafft hundertmal soviel, als eines Menschen Hand zu schaffen vermag; sei kein Tor und sei nicht Sklave deiner eigenen und anderer Torheit!

Die Erde zeuget in Überfluß vom Aufgang bis zum Niedergang.

Es kann kein einziger Mensch fürderhin im Hunger verderben, wenn der schaffende Mensch, mit rechtem Willen wollend, in Weisheit seines Amtes waltet.

Die Erde zeuget Überfluß für alle, wenn alle den rechten Willen wollen. Denn der Geist der wissenden Weisheit sagt: Die Erde hat für alle, alle Raum zur Daseinsfreude, so sie alle nur wollen.

Sei kein Tor! Sei keine gedankenlose Maschine, sei nicht bloß Zahnrad, sei nicht Kurbel bloß und nicht bloß Kolben, wie die eisernen Zahnräder dort und die stählerne Kurbel und der Stahlkolben dort in der Maschine: sei ein Mensch!

Der Geist der Weisheit sagt: Sei Mensch! Nimm dir Zeit, es zu sein. Nimm dir Zeit, es zu bedenken und in Gedanken selig zu sein.

Nimm dir Zeit zum Denken und zum Genießen:
das eine Dritteil!
Nimm dir Zeit zum erfrischenden Schlummer:
das andere Dritteil!
Nimm dir Zeit zur segnenden Arbeit — ein mäßig Stück:
das dritte Dritteil.

Gesegnet seien die acht Stunden; denn diese sind just genug. Ein Mehreres ist Überfluß und zeuget Üppigkeit. Diese aber ist Verderbnis! Ihr sollt nicht ferner zum Verderbnis freiwillig unter dem Joche keuchen.

Zum rechten Vollbringen gehört das rechte Wollen.

Nimm dir Zeit zum rechten Willen, und du wirst lange leben — hienieden leben — im Lande, das deinen Kindern gehören wird! Für deine Kinder mußt du den rechten Willen wollen, mehr noch als für dich selbst!

„Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!"

Siehe, die Nacht des Mittelalters ist zu Ende. Der Hahn hat gekrähet zum frühen Morgen! Und es kommt die neue Zeit mit ihrer Gerechtigkeit.

Gesegnet seist du, wenn du aufwachest zur rechten Zeit an diesem Maienmorgen! Jener Tag will heraufkommen, da es keinen Unterdrückten mehr geben wird und auch keinen Unterdrücker, da alle frei sein werden, auch jene, die bislang Unfreie und Sklaven gewesen sind ihrer Herrschsucht und Eigengier.

Ein Mai ist es, aus dessen erster Stunde am ersten Tage das neue Evangelium geboren ward, ein Evangelium wirklicher Erlösung, das Evangelium der Menschwerdung im Walten der Weisheit über den Mächten der Natur.

Heil diesem ersten Maientag!

Nachwort

zu obiger Maitagspredigt (Oktober 1904).

Es war der große Königsberger Philosoph Emanuel Kant, der vor mehr denn hundert Jahren den achtstündigen Arbeitstag als vernünftige Forderung proklamierte. Aber erst die organisierte Arbeiterschaft der modernen Industriestaaten nahm diese Forderung, welche ein Jahrhundertlang vergessen blieb, mit Ernst auf ihr Entwicklungsprogramm

und machte sie zur Devise des Maifestes. Weise Arbeitgeber kamen der Forderung entgegen und wagten munter den Versuch mit dem Achtstundentag. Diese Versuche hatten ungeahnten Erfolg: in Deutschland ist es namentlich das weltberühmte Zeißsche Institut in Jena, die größte optische Werkstätte, welche bahnbrechend vorging. Nun ist die Bewegung um den Achtstundentag bereits so weit in Fluß geraten, daß am endlichen Siege jener Forderung kein Sehender mehr zweifeln kann. Die Regierungen der Industriestaaten beginnen denn auch einzusehen, daß die Zeichen der Zeit und der Entwicklung einer internationalen Ordnung in diesen Dingen rufen. Die gesetzgebende Bejahung der Maitagforderung ist nur noch eine Frage der Zeit. Gute Gedanken können nicht sterben; sie müssen siegen.

Das sexuelle Problem im Unterricht der beiden Geschlechter.

(1903.)

Geheimtuerei und Lüge verderben;
Die Wahrheit allein kann uns frei und gut machen.

Ein heikles Thema! — Gewiß.

Fast alle Welt ist ihm bisher bei der Diskussion von Erziehungsfragen ausgewichen. Für den Volksschul- und für den Mittelschulunterricht sollte von geschlechtlichen Dingen nicht die Rede sein dürfen. Auch das Elternhaus hatte „anständigerweise“ über diesen Verhältnissen und natürlichen Geschehnissen den dichtesten Schleier zu halten. Und doch handelt es sich um das Heiligste, was die Natur bis jetzt zu schaffen vermochte, um das Allerwichtigste zur Erhaltung und zum Gedeihen der Lebewesen unseres Planeten.

Das Allerwichtigste im Naturgeschehen und in der Weiterentwicklung des Menschengeschlechtes sollte verschwiegen bleiben, ein Noli me tangere für den Volksschulunterricht sein — auf daß dann die „bösen Buben“ mit ihren losen Reden und die klatschenden Gespielinnen mit ihren flüsternden Offenbarungen um so verderblicher auf die erwachende Neugier reagieren.

Märchendichter haben die Geschichte vom Storch erfunden und das Geheimnis mit einer riesigen Lüge umwirkt, so daß darunter schier die Kindesliebe zur Mutter ersticken mußte.

Lügen an allen Enden! Heuchelei an allen Enden! Zerfahrenheit und Verderbnis an allen Enden!

Und das alles unter der Etikette „Moral“, „Sittlichkeit“, „Tugend“. Ist es wirklich so, daß aus der Lüge ein Heil erstehen kann und daß die Verdeckung der Wahrheit zum Segen wird?

Wir sehen's jetzt freilich an allen Enden, daß dem nicht so ist. Aus der zimperlichen Verschwiegenheit und aus der elenden Heuchelei ist allerwärts ein Unheil, eine Unfläterei und eine drohende Verderbnis der Charaktere erwachsen.

Und so, wie man's bis jetzt getrieben hat, so darf und so kann es nicht mehr lange weitergehen.

Denn „die Quellen des Lebens lassen sich nicht verleugnen, und ihre Antwort auf die Erniedrigung, die sie erfahren, ist Elend und Degeneration". (E. Carpenter: „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden". 2. Auflage, S. 10.)

Auf der höchsten Schulstufe — auf den Universitäten — freilich ist wenigstens an den medizinischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten der Wahrheit ein Genüge geschehen: die Wissenschaft hat mit aller Zimperlichkeit an ihren Lehrstätten aufgeräumt, und sie hat — befreit von dem mittelalterlichen Wahne, es sei die geschlechtliche Natur des Menschen ein durch die Sünde in die Welt Gekommenes, ein Verabscheuungswürdiges — das Gegenteil von dem gezeigt, was Kirche und Elternhaus bislang als Norm gelehrt haben.

Hat uns die Kirche durch lange Jahrhunderte hindurch den Leib als Sündhaftes verachten gelehrt, so ist nun an die Stelle der Verachtung jener Respekt getreten, der aus wahrhaftiger, aus unverhüllter wissenschaftlicher Erkenntnis allen wirklichen Dingen und Geschehnissen der organischen Natur gegenüber erblüht. Ja noch mehr: was früher das Meistverachtete gewesen, das ist durch die fortschreitende Erkenntnis auf den verschiedensten biologischen Gebieten zum Gegenstand höchster Bewunderung und zum reichsten Quell weiser Lehre geworden. Und was man einst zu nennen und zu erforschen verbot: das ist seither zum mächtigsten Pfeiler der Lebenswissenschaft geworden; das Sexualproblem hat seine Profanität verloren und ist zu einer heiligen Sache gediehen.

Die entwicklungsgeschichtlichen Forschungen der letzten drei oder vier Jahrzehnte haben auf beiden Gebieten der Lebe-

wesen, im Bereich der Pflanzen- wie der Tierkunde, ungeahnte Resultate zutage gefördert. Als Hauptresultat hat sich die Einheit des Lebens in dem Sinne ergeben, daß wir heute sagen können: in den wesentlichsten Vorgängen erweist sich das Leben der Pflanze als dasselbe Geschehen wie das Leben des Tieres; tatsächlich haben wir alle einerlei Odem. Hier wie dort tritt der Sauerstoff unserer Atmosphäre (oder des Wassers) in die lebendige Substanz des Plasmas ein und bewirkt jene chemischen Umsetzungen aller Art, welche zu den mannigfaltigsten Funktionen der verschiedenen Organe in erster Linie nötig sind. Allein nicht nur das, auch die wesentlichsten Vorgänge der Fortpflanzung und Vermehrung sind in beiden Reichen der Lebewesen ganz dieselben. Die Trennung der Geschlechter und die Befruchtungsvorgänge sind in den Hauptzügen hier wie dort dieselben: bei der Pflanze wie beim Tier. Die Grunderscheinungen sind durchaus dieselben; nur das Beiwerk, die Verkleidung, die Art und Weise, wie auf unendlich verschiedenartigen Wegen dasselbe Hauptziel erreicht wird, nur das variiert fast ins Unendliche. Wo die Fortpflanzung eine geschlechtliche ist, wie bei allen höheren Tieren und höher entwickelten Pflanzen: da handelt es sich hier wie dort, bei Pflanzen wie bei Tieren, schließlich nur um die Hauptaktion der Vereinigung zweier verschiedener Zellkerne, eines männlichen mit einem weiblichen. Dieser Vorgang der Verschmelzung des Eikernes mit dem männlichen Zellkern wird die Befruchtung genannt. Das Verschmelzungsprodukt, die befruchtete Eizelle, repräsentiert ein neues Wesen, einen **Keim** (Embryo), welcher den Anfang der neuen, geschlechtlich erzeugten Generation darstellt. Auf diesen einfachen Vorgang läuft all der Zauber des Geschlechts- und Liebeslebens hinaus; hier wie dort immer dasselbe Endziel, im Pflanzenreich wie in der Tierwelt. Was vorher zu geschehen hat, bevor die zweierlei Zellkerne zur Verschmelzung gelangen, und was nachher mit der befruchteten Eizelle geschieht, das

sind Bedingungen und Erscheinungsreihen, welche bei den verschiedenen Arten von Lebewesen natürlicherweise sehr verschieden sind. Hauptsache ist und bleibt jener einfache Verschmelzungsvorgang, den wir unter dem Mikroskop Schritt für Schritt in all seinen kleinsten Details beobachten können und der in seinen Hauptzügen überall derselbe Vorgang ist.

Der Physiologe kann also auch von der Wesenseinheit aller geschlechtlichen Zeugung reden. Alles Liebesleben im Tier- wie im Pflanzenreich dreht sich um die oben skizzierte Hauptaktion.

Das hat nun aber die Natur auf den höchsten Stufen tierischer und pflanzlicher Entwicklung in wunderbar poetischer Weise mit allem erdenklichen Beiwerk umkleidet. Ich will nur auf einige wenige Beispiele hindeuten: Du stehst im Juni vor der blühenden Waldwiese oder im Juli auf der buntblumigen Alpentrift; an allen Enden ein Glänzen und Leuchten in Blumenfarben, ein wahrer Lärm von Farbeneffekten und Blütendüften, eine verwirrende Mannigfaltigkeit der Formen und Gruppierungen, ein Glitzern und Duften, ein Prangen und Kokettieren im hellen warmen Sonnenschein: ein wirkliches Kokettieren um die Gunst der blumenbesuchenden Bienen, Schmetterlinge, Fliegen, Hummeln, Wespen und Käfer — alles zu dem einen Hauptziele: daß die Blumenstaubkörner zur rechten Zeit von den Insekten, den Liebesboten, weggeholt und auf die richtige Stelle einer anderen Blüte derselben Art verschleppt werden, um dort die Bestäubung und die Befruchtung zu ermöglichen. Jede Blume hat ihr Liebesgeheimnis. Tausende und aber Tausende dieser Blumenliebesgeheimnisse sind nun enthüllt und in ganzen Bibliotheken offenbart worden.

Wer hat der Nachtigall ihren Sang, der Lerche ihren Triller gegeben? Und waren es nicht von jeher die Minnesänger aller Nationen, die seufzten und klagten wie verliebte Nachtigallen oder himmelhoch jubelten wie tirillierende Lerchen über dem Weizenfeld!

Fürwahr: die lebende Natur hat für den Erkennenden ein anderes Antlitz bekommen! Pflanze, Tier und Mensch: alle, alle „in Leben und Liebe verwandt". Brüder und Schwestern aus einerlei Grund und einerlei Stamm! Solche Lehre und solche Erkenntnis ist heute allerwärts in den Lehrstoff des Hochschulunterrichts eingeführt. Und da allmählich — innert vier Jahrzehnten — die Universitäten sich auch für weibliche Studierende öffneten, so ist es geschehen und geschieht nun alle Tage, daß das sexuelle Problem mit all seinen Details und wissenschaftlichen Forschungsresultaten vor beiderlei Studierenden zu gleicher Zeit und vom gleichen Katheder aus als Lehrstoff behandelt wird. Nach dreiunddreißig Jahren akademischen Lehrens, während welcher langen Zeit kein Semester verging, wo nicht beiderlei Jungvolk — „Männlein und Weiblein" — zu Füßen meines Katheders saßen, nach dreiunddreißigjähriger Erfahrung kann ich mit Genugtuung konstatieren, daß aus dieser Behandlung des sogenannten heiklen Themas keinerlei Inkonvenienzen, keinerlei Ungehörigkeiten erwachsen sind. Entgegen den landläufigen Befürchtungen hat sich ergeben, daß alles gelehrt und erörtert werden kann, ohne daß irgend jemand Schaden nimmt; alles, alles — was im Natur- und Weltleben als heilige Ordnung des Geschehens erscheint, kann dem Jungvolk in ernster Lehre und Demonstration vorgeführt werden, ohne daß wir Gefahr laufen, mißverstanden zu werden zum Schaden der anderen, zum Schaden der Gesamtheit. Auch hier — in den Dingen der Lehre vom sexuellen Problem — gilt in allererster Linie das Wort: „Die Wahrheit wird euch frei und weise und gut machen!"

Das gilt für die Hochschule, für die Studierenden der Universitäten.

Man wendet mir sofort ein: „Zugegeben, daß das für die Hochschulen das Richtige ist; aber für die tieferen Schulstufen würde das vom Verderben sein."

Gegen solche Einwendungen sind riesengroße Fragezeichen und laute feierliche Proteste am Platze.

Wie? Ihr wollt die unteren Stufen — die Volksschulen — mit dem Märchen vom Storche abspeisen? Und auf die kindliche Frage nach einer wahrhaftigen Antwort gebt ihr eine riesengroße Lüge! Und dabei bleibt ihr alleweil des naiven Glaubens, daß es heilsame Lügen geben könne! Alle eure Schüler werden eines Tages Erwachsene sein und werden über eure Märchen und Lügen lachen; das Ansehen der Schule wird bei all diesen Erwachsenen tief gesunken sein, weil doch kein wahrhaft vernünftiger Mensch mehr glauben kann, daß die Schule dazu da sei, die Wahrheit des Natur- und Weltgeschehens mit Lügen und Fabeln zu verdecken.

Ihr seht: auch da haben Lügen nur sehr kurze Beine. Das kann also nicht weiter so gehen; denn der absichtlich Getäuschte verlangt erst recht die volle Wahrheit zu schauen. Wenn ihr sie ihm vorenthaltet, so wendet er sich von euch weg und sucht, wo er die Wahrheit anderswo findet. Daraus resultieren dann die Neigungen nach dem Liquid unlauterer Quellen: geheime Flüsterunterweisungen, unsaubere Lektüre und vielleicht noch viel Ärgeres. Der Anfang der sexuellen Verderbnis liegt in der Unterlassungssünde, welche seit langen Jahrhunderten in den Schulhäusern und in den Heimstätten der schlecht unterrichteten Eltern gesessen und der Jugend den Anblick der Wahrheit vorenthalten hat.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß man kleinen Schulkindern von Dingen reden soll, für deren Verständnis die Ganglienzellen der kleinen Hirne noch nicht genug entwickelt sind. Im Gegenteil: alles zur rechten Zeit! Alles in methodischer Folge mit psychologischem und physiologischem Verständnis! Schritt um Schritt, so wie die vielerlei Organe des jungen Erdenbürgers und der Bürgerin sich weiter entwickeln. Hand in Hand mit dieser physischen Entwicklung gehe auch die Unterweisung in wahrer Erkenntnis des Baues

und der Bedeutung aller Organe. Kein Teil unseres Leibes werde als unedel, gemein, niedrig und verachtenswert deklariert! Ist das Ganze, so wie es die unverfälschte Natur geschaffen, ein Heiliges, ein harmonisch gefügtes Großes, so kann kein einziger Teil dieses heiligen Ganzen ein Profanes, ein Verwünschenswertes sein. Was die Kirche in Ansehung dieser Dinge durch Jahrhunderte in Lehre und Unterweisung gesündigt hat, das muß die Schule von unten herauf wieder gut zu machen versuchen.

Wie dies — Hand in Hand mit der elterlichen Erziehung — zu geschehen hat und auf den verschiedenen Alters- und Entwicklungsstufen unserer Söhne und Töchter durchzuführen wäre: das zu zeigen, gehört zu den edelsten und dringendsten Aufgaben unserer Neuschule. Jeder Volkserzieher wird an der Lösung dieser Aufgabe gerne mithelfen.

Eine delikate pädagogische Aufgabe.

Sie geht uns alle an, diese Frage: Sollen wir fortfahren, unsere Jugend immer wieder hinters Licht zu führen, wenn sie uns in ihrer schuldlosen Neugier fragt, woher denn die Kinder kommen?

Das haben unsere frommen Vorfahren lange genug getan, und sie sind zu keinem guten Ende gekommen. Sie haben es herzlich gut gemeint, und alles ist ebenso herzlich schlecht geraten. Wie könnte aus Unwahrheiten Heil entstehen? —

Das Resultat dieser jahrhundertealten Praxis liegt dermalen klar zutage. Verseucht ist unsere ganze Auffassung und landläufige Beurteilung der sexuellen Beziehungen; unrein ist alles geworden, was doch rein und heilig erachtet sein sollte. Das Gegenteil von dem, was sie bezweckte, hat die Prüderie erreicht; sie „gab dem Eros Gift zu trinken — er starb zwar nicht daran, aber er entartete zum Laster" (Nietzsche). Wie ein jeder Druck einen Gegendruck erzeugt, wie jede Aktion eine Reaktion herbeiruft, so ging es auch hier: der ungeheuerliche Druck einer weltläufigen Verachtung und Verleumdung des natürlichen Geschehens hat in der festgefügten Naturordnung selbst seine Rache heraufbeschworen. Schöner ist es dabei nicht geworden, auch nicht besser; sondern häßlich und schlimm ist es geworden, wie überall dort, wo Lüge oder Unwissenheit oder diese beiden zugleich in Fragen der Erziehung das erste Wort reden.

Ehrfurcht hätten wir lernen sollen vor den heiligsten Dingen des Natur-Geschehens: *Verachtung* aber hat man uns vor diesen Dingen gelehrt und *Nichtbeachtung* derselben. Und über diesem schiefen Reden und Verleumden

und unheiligen Schweigen sind diese Dinge schier zu Vogelscheuchen geworden.

Nun haben wir zu versuchen, wie wir von den Wegen des Unheils abkommen und wieder auf die Pfade des Heiles gelangen.

Viele redliche Erzieher sind zu der Einsicht gelangt, daß man keinem Menschen — auch dem Kinde nicht — Märchen als Wahrheit erzählen soll. Denn eines Tages wird die Faulheit und der Unwert des Zaubers erkannt: dann ist es um das Vertrauen zur Wahrhaftigkeit des Märchenerzählers geschehen. Davon können die Priester und Lehrer allerlei Konfessionen nun ein feines Liedlein aus den neuesten Erfahrungen singen. Weil sie ernste, feierliche und heilige Gesichter zu schneiden pflegen, wenn sie Fabeln und Sagen als unumstößliche Wahrheiten vortragen, so glauben ihnen nur noch Kinder und alte Weiber beiderlei Geschlechtes: wer aber denken und beobachten und lesen gelernt hat, geht lachend oder ergrimmt von dannen; denn alleweil — auch heute noch — schämt sich jeder, nachdem er einmal betrogen wurde, sich zum zweitenmal betrügen zu lassen.

Nächst der orientalischen Fabel vom Sündenfall im Paradies hat kein anderes Märchen so viel Unheil gestiftet, wie die Fabel vom kinderbringenden Storch. Und diese beiden Märchen haben das Weib mehr erniedrigt, als irgend eine männliche Bosheit am Weibe zu sündigen vermochte. Fort mit diesen Lügenquellen, die im Werdegang der Menschheit nur Trübbäche der Verwilderung gewesen sind, und die wir so eilig als möglich verstopfen und vermauern und mit Granitplatten und Gneisblöcken zudecken sollen! Öffnen wir für alle die heiligen Quellen der Wahrheit, auch der Wahrheit in den Dingen der täglich sich wiederholenden Schöpfung des Menschen!

Richtig hätten wir erst anzufangen, die Mütter zu erziehen. Die Frau muß erst selbst zur Ehrfurcht vor ihrer eigenen Mission erzogen werden. Sie muß lernen, im

heiligen Natur-Geschehen die Gesetze der Zeugung zu erkennen und das Schwergewicht ihrer Verantwortlichkeit beim Bauen der Brücken ins Reich des Unendlichen zu erfassen. Wird sie eine Erkennende sein, so wird — was ihr früher trüb erschien, vom Lichte der Wahrheit überstrahlt und demnach rein sein.

In der Wissenschaft von den beiden Reichen der Lebewesen hat die Erkenntnis der sexuellen Differenzierungen bei den zahllosen Tier- und Pflanzenarten das Prinzip zu einer natürlichen Systematik abgegeben. Die Geschlechtsverhältnisse wurden zu Wegweisern in das Reich der Vergangenheit, wo die phylogenetische Entwicklung aus dem Allereinfachsten den Anfang nahm und aufstieg in langsamer Ausgestaltung bis zur höchsten Stufe organischer Entwicklung: zur Blumenherrlichkeit im Pflanzenreich einerseits und zum Liebeszauber bei den höchsten Wirbeltieren andererseits. Hier — auf dem Gebiet der Wissenschaft — ist die Kenntnis der geschlechtlichen Beziehungen zum Hort und Schild der wichtigsten Fortschritte in Zoologie und Botanik geworden.

Was hat nun aber der Mensch — das höchstentwickelte aller Wirbeltiere — denn eigentlich verbrochen, daß über seinem Geschlechtswesen so grausam häßliche Unsterne walten müssen? und daß er verlernen konnte, die Dinge und Geschehnisse im geordneten Schaffen der Natur mit unschuldigen Augen zu sehen und in freien, wahren Worten dies Geschehen zu preisen? Warum mußte beim Menschen alles das so schändlich unrein werden?

Auf diese Fragen antworten uns die Blumen des Feldes und die singenden Vögel des Himmels, die ehetreuen Tauben auf dem Dachfirst, wie der brüllende König der Wüste, alle lebende Kreatur vom Fische im Weltmeer an bis hinauf zum Murmeltier im Felsgehäng der Alpen, alle unisono: „Der Mensch ist mit seiner Gottähnlichkeit so unnatürlich geworden, daß er sich seines Herkommens schämt und von diesem Herkommen nur im Dunkeln und in sehr verdorbenen Worten zu reden wagt.“

Und dieses Schweigen am Tage, dieses Munkeln im Schlagschatten düsterer Märchenwolken, dieses versteckte Flüstern am Rande der Gosse, diese verschraubte Zimperlichkeit und Heuchelei und all sein Jugendtun und törichtes Lassen: all das hat ihn — den Menschen — nun selbst an den Rand seines Glückes gebracht.

Die Rasse schreit: Über eurer Torheit in den unheiligen Lügen werde ich schließlich zugrunde gehen. Rettung gibt's nur in der Wahrheit.

So will es die ängstlich gewordene Rasse. Und wer es mit ihrem Gedeihen gut meint, hat für diesen Aufschrei ein offenes Ohr und wird sich alsbald aufmachen, um dem Hilferuf Folge zu leisten.

Wir werden die Lüge ablegen und werden fürderhin Wahrheit reden — auch den Kindern gegenüber. Die Märchenpädagogik hat die längste Zeit gelebt. Das Reich der Jugenderziehung muß in seiner ganzen Ausdehnung zum Reiche der Wahrhaftigkeit werden.

An den hohen Schulen, wo unsere Ärzte und unsere Juristen, wo unsere Priester und jetzt auch die Zeitungsgeneralstäbler den schönsten Teil ihres Wissens holen dürfen, wo aber auch die Volksschullehrer als wahrhaftige Volkserzieher ihre letzte Ausbildung erhalten sollten: dort ist bereits ein totaler Wandel der Dinge eingetreten: dort ist die Wahrheit zu ihrem Rechte gekommen und die alte Lüge von der Minderwertigkeit des Sexuallebens verabschiedet worden. Das genügt aber noch lange nicht, um uns aus dem trüben Strome der Verächtlichkeit und Geheimtuerei herauszuretten, mit welcher wir die Dinge des heiligen Geschehens der Zeugung zu verschleiern und zu diskreditieren uns gewöhnt haben von Jugend auf. Eine breitere Basis ist notwendig.

Das Problem der Erlösung aus der großen sexuellen Misere kann und wird nur auf der allerbreitesten Basis wahrhaftiger Aufklärung gedeihlich erledigt werden: wir haben dafür zu sorgen, daß in jedem Elternhaus und auch

auf den entsprechenden Stufen der Volksschule und auf allen Mittelschulen zur geeigneten Zeit dem heranwachsenden Erdenbürger diejenige Belehrung und Aufklärung zuteil werde, nach welcher jeder wahrheitsliebende junge Mensch verlangt, wenn jene Frage nach dem Herkommen der Menschenkinder über seine Lippe tritt. Wer nach Belehrung Verlangen hat, der soll sie auch wahrheitsgemäß erhalten. Kein Fragender wünscht eine Lüge zur Antwort; am allerwenigsten darf ihm eine schnöde Abweisung oder eine verdächtige Verheimlichung oder gar jene Vogelscheuche einer Todsünde vor die junge Seele gesetzt werden, wonach es gleichsam ein Verbrechen sei, nach derlei Dingen und Geschehnissen zu fragen und darüber zu denken und zu reden. Denn die Erfahrung lehrt es täglich an tausend Enden, daß ein gutes Kind nicht eher ruht, als bis es auf seine natürlichen Fragen auch ganz natürliche, das heißt den Tatsachen entsprechende Antworten erhalten hat. Jedes normale Kind verlangt, die Wahrheit zu erfahren. Wir sind also schlechte Erzieher, wenn wir auf Kinderfragen mit Lügen antworten — oder jede Antwort verweigern. Geben wir also dem Storch endlich den Abschied! Sagen wir dem fragenden Kinde, daß es sein Leben den Eltern verdankt, und daß es lange Zeit ein Teil seiner Mutter gewesen ist, und daß diese Mutter dabei ihr Leben aufs Spiel setzte, als sie das kleine Ding ans Licht der Sonne brachte. Da möchte ich das Kind sehen, welches nicht noch viel größere Liebe zu seiner Mutter faßte, wenn ihm solche Offenbarung — der Wahrheit gemäß — geworden ist!

Für alle Lebensalter ohne Unterschied ist die Wahrheit die beste Lehrmeisterin. Ich denke, darüber werden wir alle eines Tages ganz einig sein. Eine riesengroße Lüge aber war es, und es ist und wird eine riesengroße Lüge bleiben, wenn das Heiligste, was die Natur auf ihrem großen Entwicklungsgang zu schaffen und als unverbrüchliches Gesetz notwendigen Geschehens hinzustellen vermochte, mit Füßen

getreten, mit Unrat beworfen und mit Verachtung und Hohn überschüttet wird — indes doch alleweil, durch Jahrhunderttausende unsere Vorfahren, und in der Gegenwart wir selbst den Pfad gingen und weitergehen, den uns die Natur zu wandeln vorgeschrieben und zur einzigen Bedingung unserer Unsterblichkeit gemacht hat.

Also stehen wir auch hier — in Ansehung dieser delikaten Dinge und Geschehnisse — vor der eintretenden Umwertung der Werte. Was verachtet ward und heute noch weitherum verachtet und verspottet wird, das wird respektiert sein und wird vor allem Volk, vor Christen, Juden und Heiden ein ganz anderes Gesicht bekommen, als es ehedem unter dem unseligen Dualismus des abendländischen Denkens und Wertens gehabt hat.

Wir haben im Unterricht der Jugend auf der ganzen Front Respekt vor dem Natur-Geschehen zu lehren und darauf unsere Ethik aufzubauen. So nur können wir vom Flecke kommen, und so nur können wir unsere Rasse wieder der Gesundheit zuführen, die ihr schier abhanden gekommen.

Weise Pädagogen und Ärzte und Sozialhygieniker haben das bereits erfaßt. Der Ruf nach einer gründlichen Reform in Ansehung dieser heikelsten aller Erziehungsaufgaben, dieser Ruf aus großer Not wird immer häufiger vernommen, und es sind nicht Egoisten, nicht Lüstlinge und Genußlinge, die da beginnen, an diese große Arbeit einer gründlichen Reform schaffend und lehrend heranzutreten, sondern weitausschauende Volkserzieher im edelsten Sinne des Wortes, Menschheitserzieher mit ehrlichen, offenen Augen und einem festen Wollen zum Gedeihen derer, die nach uns sein werden. Man lese nur einmal das Buch von Edward Carpenter: „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden!“ *

* „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden.“ Eine Reihe von Aufsätzen über das Verhältnis der beiden Geschlechter. Von Edward Carpenter. Einzig autorisierte Übersetzung von Karl Federn. 2. Auflage. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachfolger.



Das ist eine Publikation, um welche unser alter Festlands-erdteil mit seiner grausamen Heuchelei und Zerfahrenheit die „Neue Welt“ des Inselreiches im Westen drüben beneiden darf. Ich wünschte, daß dieses von einem bedeutenden Sozialreformer Englands verfaßte und von Karl Federn ganz vorzüglich ins Deutsche übersetzte Buch von allen denkenden Vätern und Müttern deutscher Zunge und von allen wackeren Volkserziehern gelesen und beherzigt werde; denn es ist tatsächlich so, wie der verdiente Übersetzer in der Einleitung bemerkt: „Ein solches Netz von Verlogenheit, eine solche Furcht vor der Wahrheit und solch eine Ehrfurcht vor dem Scheine, wie auf diesem (dem geschlechtlichen) Gebiet des Lebens, herrscht auf keinem anderen. Und ganz besonders in den ‚gebildeten‘ Klassen, zu denen darüber am schwersten zu reden ist.“

Oder man greife nach den paar kleinen Schriften der wackeren amerikanischen Ärztin Dr. Mary Wood-Allen, die neulich ebenfalls in deutscher Übersetzung erschienen sind. „Sag mir die Wahrheit liebe Mutter!“ ist der Titel der einen Broschüre, und „Wenn der Knabe zum Mann wird . . .“ die Überschrift der anderen.*

Frau Dr. Mary Wood-Allen redigiert auch eine pädagogische Zeitschrift: „The american mother“, und sie kann als Pionierin edelster Aufklärung gelten, obgleich sie bei verschiedenen Anlässen den lieben Gott ins Felde führt, wo derselbe gar nichts mehr zu tun hat. Sie spricht die Sprache der Mutter und belehrt, wie nur eine Mutter belehren kann. Ihr Wort wird in die Seele des Kindes dringen, vielleicht auch in die Seelen der vielen jungen Mütter, welche — nach der bisherigen Praxis ganz närrisch erzogen worden und

* Dr. Mary Wood-Allen, „Sag mir die Wahrheit, liebe Mutter!“ Mit einem Vorwort von Dr. Marie Heim-Vögtlin. Zürich 1904. Verlag von Th. Schröter, und „Wenn der Knabe zum Mann wird“, nach Dr. Mary Wood-Allen. Zürich 1904. Verlag ebendaselbst.



daher untauglich sind, ihre eigenen Kinder mit dem richtigen Takt über Dinge zu belehren, von denen sie selbst nie etwas Vernünftiges vernommen haben.

Und doch habe ich beim Lesen dieser zwei Schriften von Dr. Mary Wood-Allen eines peinlichen Empfindens mich nicht erwehren können. Es ist ja alles, was die wackere Frau hier vorbringt, aus dem großen und guten Willen zu helfen hervorgegangen; aber es ist nicht alles gelungen, was da vorgebracht ist. Die aus dem Pflanzenleben herbeigezogenen, vorbereitenden Beispiele sind nicht am besten gewählt und nach unserem derzeitigen biologischen Wissen auch nicht alle richtig gedeutet und nicht zutreffend in Vergleich gebracht. Die Botanik bietet da viel geeigneteren, willkommeneren Lehrstoff. Das möchten wir also bei den Müttern, welche die Mädchen zu lehren und den Knaben zu wehren haben, besser sehen, und das gibt uns Anlaß — auch aus anderen Gründen noch — auf ein wichtiges Moment zur Lösung unserer delikaten pädagogischen Frage hinzuweisen: ich meine, daß in tausend Fällen ein geschriebenes oder gedrucktes Wort der Belehrung bessere Dienste leistet, denn das gesprochene Wort. Gibt es nicht Emanationen des menschlichen Geistes, der Erkenntnis sowohl als der Kunst, welche es kaum ertragen, in gesprochenem Worte von Mund zu Mund ihren Offenbarungsweg zu wandern? Gibt es nicht solche Emanationen, bei denen das geschriebene, das gedruckte Wort den besten Mittler abgibt zwischen dem Gebenden einerseits und dem Empfangenden andererseits, zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter? Vertragen nicht manche Dichtungen am allerwenigsten das laute, gesprochene Wort? Wer von uns hätte es schon erlebt, daß ihm bei der Rezitation der Goetheschen „Zueignung" zum Faust oder beim Anhören des Faustschen Monologs (Ostermittnacht) das volle Verständnis und der ganze Genuß der Dichtung im gleichen Maße geworden wäre, wie beim stillen

Lesen derselben Dichtungen unter dem Scheine der Lampe in trauter eigener Klause? — Ebensowenig wird eine Mutter den richtigen Ton treffen, wenn sie in mündlicher Rede, selbst wenn sie eine sehr gebildete Frau und ihrer hohen Mission vollauf bewußt ist, ihre heranwachsende Tochter einführen möchte in die Geheimnisse der Zeugung. Das gleiche gilt vom Vater gegenüber dem Sohne, oder gar von der besorgten Mutter ihrem halbverwaisten Sohne gegenüber. Zu diesem Empfinden bin ich gerade beim Lesen der einen Schrift von Dr. Mary Wood-Allen gekommen. — Hier soll das gedruckte Wort die Mission übernehmen, Wahrheit zu lehren. Denn da fallen alle störenden Befangenheiten, alle althergebrachten Erbsünden verstrickender Prüderie außer Betracht, und es kann die Macht der Wahrheit ungehemmt ihre leuchtenden Flügel entfalten.

Also Unterweisung durch geschriebene, gedruckte, vom Geiste der Wissenschaft und Wahrheit und vom guten heiligen Willen diktierte Belehrung, alles zur rechten Zeit und am rechten Orte, nicht auf dem Theater, wo man die Faustsche Menschheitstragödie auch niemals richtig zu geben vermag, sondern im stillen Tête-à-tête zwischen fragendem jungen Leser einerseits und offenbarendem Buche andererseits.

Das Buch aber, welches diese Offenbarungen zu Handen der Jugend beiderlei Geschlechtes in würdiger, vertrauenerweckender Fassung enthalten muß, dieses Buch, welches frei sein soll von jeglichem alten Irrtum und jeglicher Torheit, frei von jeglichem Konfessionalismus religiöser Natur, dieses Buch, das einwandfrei in wissenschaftlicher und ethischer Beziehung sein muß: dieses Buch muß erst noch geschaffen werden. Dann wird es ein Wegweiser in das Zukunftsland sein, wo überall Reinheit herrschen wird — auch in Ansehung der beiden Geschlechter als der höchsten Differenzierung organisch waltender Natur.

Das sexuelle Problem — kein noli me tangere!

In dem Chaos der Umwertung sehr vieler alter Werte, wie es in unserer Gegenwart vor allen Sehenden zutage liegt und viele von uns fast beängstigend verwirrt — in diesem Chaos von Umsetzungen brodelt es ganz besonders lebhaft dort, wo die Frage des Sexuallebens in der glühend flüssigen Masse ethischer Betrachtungen und ethischer Diskussionen einer mehr oder weniger trockenen Destillation unterworfen wird. Und bitterböse Gase steigen dort gleichzeitig auf neben feinduftenden Dämpfen; man sieht, daß sich die Substanzen scheiden wollen: das Leichte vom Schweren, das Flüchtige von der zähen trägen Schlacke. Dieser ganze Prozeß ist jedoch nur eine Entwicklungsphase, wo das aschenhaft bröckelig gewordene Alte neuerdings zum Schmelzen gebracht wird und aus dem Fluß seiner Bewegung neue Verbindungen abscheidet, um schließlich mit seinen Schlackenteilen als Unbrauchbares liegen zu bleiben, indes die neuen Verbindungen ihren Weg in weiteren Entwicklungen durch die Welt machen.

Man hat entdeckt, daß Schule und Haus in ihrer Erziehungspraxis mancherlei Todsünden begangen haben — auch in Ansehung des sexuellen Problems als Unterweisungssache. Nun tragen wir den Fluch und die Folgen des Irrtums unserer Väter und Lehrer, unserer Mütter und Lehrerinnen als die Kinder des dritten und vierten Geschlechtes. Man hat uns Fabeln und Märchen gelehrt, als wären es heilige Wahrheiten, und doch sind Fabeln und Märchen keine Wahrheiten: wie sollten sie uns weise und gut machen können? Und so sind wir denn in Ansehung dieser heikelsten aller Erziehungsfragen in eine richtige

Sackgasse geraten: so kann es nicht weitergehen! Unterrichtsminister und Hochschulprofessoren ermahnen jetzt die akademische Jugend von Semester zu Semester: bleibt auf den Pfaden der Gesundheit des Leibes und der Seele! Hütet euch vor geistiger und leiblicher Versiechung!

Es ist zu befürchten, daß diese wohlgemeinten Ermahnungen und weisen Ratschläge nicht den Erfolg haben werden, den man ihnen wünschen möchte; denn in vielen Fällen kommen sie zu spät, und in den meisten Fällen appellieren sie an völlige Unwissenheit, bauen also auf Sand, über welchem sich doch niemals ein rechtwinklig gefügtes Gebäude voll Schönheit und Charakter bauen läßt.

Es muß versucht werden, die große Gefahr für alle kommenden Generationen an der Wurzel zu fassen; diese Wurzel aber ist die sträfliche Unwissenheit in Dingen des heiligsten Geschehens, und aus der Hauptwurzel sproßten zahlreiche Nebenwurzeln nicht minder bedenklicher Art: falsche Prüderie, Heuchelei, Verlogenheit, Scheinheiligkeit einerseits, Frivolität und Leichtsinn, Gewissenlosigkeit und Ungerechtigkeit in allen Größenabstufungen andererseits. Ist dem nicht so, wie Nietzsche — der zumeist mißverstandene, der meistgeschmähte aller lebenden und toten Philosophen — in seiner Verzweiflung ausgerufen hat: „Euch fehlt die Unschuld in der Begierde: und nun verleumdet ihr drum das Begehren!"

Ja, „Verleumdung" ist das richtige Wort. Was die lebendige Natur, da „Gott die Menschen schuf hinein", zum Schönsten und Heiligsten geordnet und zur Schließung eines Ringes der Ewigkeit geknotet hat, das haben wir Kulturmenschen in den Staub getreten und zum Objekt eines unheiligen Abscheus und einer bitterbösen Verachtung gemacht — solcherart, daß unser Kulturgeschlecht daran nun schier zugrunde geht. Oder ist dem nicht so?

Hat man uns nicht von Kindheit auf durch Lehren von Kirche, Schule und Haus einen Abscheu und eine fanatische

Verachtung gegenüber den Dingen des natürlichen Werdens beigebracht? Niedrig und gemein, tierisch und teuflisch seien die einen Teile des Leibes, erhaben und edel seien die anderen. Schon hier grinst uns der Irrtum des Dualismus in sinnverwirrender Schärfe entgegen, jenes Dualismus der aristotelischen Philosophie, welche in wenig modifizierter Fassung zur Grundlage der mittelalterlich-christlichen Weltanschauung geworden ist. Überall sah man und sieht man heute noch weitherum in der Allheit der Dinge und der Geschehnisse eine Zweiheit: Seele und Leib, Geist und Materie, Gott und Welt, Engel und Teufel, Diesseits und Jenseits, Gutes und Böses, Anbetungswürdiges und Fluchwürdiges, Licht und Finsternis, Beseligendes und Verdammliches, Reines und Unreines. Welche Nachtblumen sind diesem Boden eines einzigen riesengroßen Irrtums entsprossen! Das asketische Mönchtum des Mittelalters, der Zölibat des römischen Klerus, der Mystizismus des Görlitzer Philosophen Jakob Böhme, die Weltanschauung der russischen Sekte der Skopzen und so viele andere Widernatürlichkeiten: sie sind gleichartige Nachblüten derselben dualistischen Philosophie, welche zweitausend Jahre lang die Gedanken des Abendlandes in Fesseln hielt und uns solcherart von der Wahrheit im Natur- und Weltgeschehen entfernt hat, daß wir beinahe zugrunde gingen. Die große Einheit ward zerrissen: man setzte eine Doppelnatur an die Stelle eines tatsächlich unteilbaren *einen* Ganzen. Vergöttlicht hat man die eine Hälfte und bis zur Bestialität und Teufelei erniedrigt die andere Hälfte unserer Wesenheit. Das Leibes- und Liebesleben bekam den Geruch der Gosse, geriet in Schande und Verachtung und ward bis aufs Blut verleumdet. Und so ist es weitherum schier zu dem geworden, wozu es die riesengroße Verleumdung gemacht hat. Aber es ist ihm ein himmelschreiendes Unrecht geschehen und auch *dieses* Unrecht muß aus der Welt geschafft werden, auf daß heil werde, was krank war und gesund bleibe, was

kraft der Allmacht natürlichen Geschehens an Gesundem uns noch verblieben ist.

Wer wird von solch groß gewordenem Übel uns befreien?

Fast niemand, der mit pädagogischen und sozialen Problemen sich ernstlich befaßt, fast niemand wagt, an dies eine heikle Problem heranzutreten. Die Sache ist auch gar zu sehr verfahren: Unkraut sproßt an allen Enden, disteliges, stacheliges Unkraut. Mit seidenen Handschuhen möchten's viele wohl anfassen: aber das taugt nichts. Da muß denn die feste, sichere Hand der Wahrheit zu Hilfe kommen, und sie wird die stacheligen Disteln und die verwundenden Dornen und die düsteren Nachtblumen ausjäten und auf dem nächtlich beschatteten Felde der Unwissenheit Platz schaffen für die Saat wahrhafter, wirklicher Erkenntnis.

Hat uns das Nichtwissen krank gemacht, so wird uns das Wissen wieder heilen. Nicht Tolstoj wird uns erlösen, sondern die Wissenschaft vom Natur- und Weltgeschehen. Nicht der Asket dort hinten in Rußland, der mit grimmen Wortbrocken den Genius, welcher über all den lebenden Kreaturen die Fackel des ewigen Lebens schwingt, zu steinigen begonnen hat, nicht Tolstoj wird uns erlösen; von allen Predigern des Todes*, auch von Tolstoj haben wir uns in Ansehung des sexuellen Problems abzuwenden und ganz anderswo Rat und Heil zu suchen.

---

* Wenn wir die Asketen vom Schlage eines Jakob Böhme und eines Grafen Tolstoj die Prediger des Todes nennen, so wird uns niemand des Unrechtes zeihen. Die Menschheit mag aussterben über der Befolgung ihrer absurden Lehren — was verschlägt das! Sagt doch Tolstoj wörtlich: „Das Menschen-Tier wird aussterben. Was für ein Unglück! Wie die vorsintflutlichen Tiere wird auch jedenfalls das Menschen-Tier aussterben. Möge es sich vermindern! Mir ist es um dieses zweifüßige Tier ebensowenig leid, wie um die Saurier und dergleichen." — Mit einer Mozartschen Rosenarie sollte solch Wort erwidert werden. Anm. d. Verf.



Man hat das Heilige verleumdet — zwei lange Jahrtausende das Erhabene in den Staub gezogen, die Natur und ihre Gesetze verhöhnt und verachtet. Und man ist dabei an kein ersprießliches Ziel geraten, am allerwenigsten ethisch vom Fleck gekommen. Das feige Verheimlichen und das „moralische“ Verdammen hat zum Übel ausgeschlagen — trotz aller Morallehren und aller Glaubenssätze. Wir werden andere Wege einschlagen müssen, um aus dem übeln Sumpfe herauszukommen.

Nur Wahrheit und wissenschaftliche Erkenntnis können uns frei machen.

Abseits vom breiten Felde der Glaubenssätze und Moralschnörkel erstand auf dem unendlich breiteren Felde des Zweifels und des Wahrheitstriebs die moderne Naturwissenschaft. Von der Kirche erst verfolgt, dann durch den Zwang der Entwicklungsmacht geduldet, heute aber von derselben Kirche gefürchtet — mit Recht gefürchtet —, schreitet die wissenschaftliche Erkenntnis ruhig und festen Schrittes weiter und weiter die tausend verschlungenen Pfade des Weltganzen. Sie ist innerhalb wenig Jahrzehnten zur ersten Weltmacht geworden, und sie ist auch berufen, zur ersten Geistesmacht, zur Erlöserin aus Irrtum und Torheit, zur ersten Führerin aus allen Fehlnissen zu werden. Sie hat auch die Geheimnisse des Sexuallebens enthüllt und uns die Gesetze des Zeugens und des Werdens und der ganzen Entwicklung im Kreislauf des Lebens offenbart: am unscheinbaren grünen Faden einer Wasseralge hat sie uns gezeigt, wie die Sexualität einstmals in die ungeschlechtliche Welt gekommen ist und wie das Liebesleben auf unserem Planeten seinen Anfang genommen hat. Einstmals — so sagt uns die Wissenschaft — lag alles Lebendige in den Urmeeren der Vorzeit noch als Keimwesen, ohne komplizierte Vollkommenheit und ohne alle Sexualität. Primitiv, ureinfach war das Leben durch Jahrhunderttausende, durch Jahrmillionen. Jedes Ding, was atmete und Nahrung

aufnahm, wuchs bis zu einer gewissen mikroskopischen Größe heran, um alsbald, wenn es weiter wuchs, sich in zwei ebenbürtige Hälften zu teilen, die weiter atmeten und weiterhin Nahrung aufnahmen, weiterhin wuchsen und selbst wieder das individuelle Maß ihrer Größe überschritten, um sich ebenfalls wieder in je zwei ebenbürtige Wesen zu teilen, die sich hinwieder und abermals so verhielten. Das war die Generationenfolge ohne jede Spur von Sexualität: jedes Kind dieser einfachsten Lebewesen war die Hälfte seiner Mutter, jedes Kind ebenbürtig seiner Schwester, ohne Geschlecht — also weder männlich noch weiblich, jedes Kind das leibhaftige Leben seiner Mutter fortführend und zugleich fähig, sein eigenes Leben weiter zu führen im Leben seiner eigenen Nachkommen. Die lebendige Substanz dieser Urwesen hatte somit ein unbegrenztes Leben, das sich von Generation zu Generation fortspinnen konnte durch Jahrmillionen bis auf unseren Tag. Das lehren uns die niedrigst organisierten Wesen der gegenwärtigen Pflanzen- und Tierwelt.

Hier, auf diesem primitiven, langweiligen Standpunkt blieb aber die Natur nicht stehen. Eines Tages gliederte sich die lebendige Substanz bei einem oder bei etlichen dieser Urwesen in zwei verschiedene Teile, von denen der eine nur die Atmung und Ernährung als Lebensaufgaben übernahm, indes der andere Teil die Fortpflanzung von Generation zu Generation vermittelte. Dieser andere Teil blieb Eigentümer der Keimkraft, das heißt jener Fähigkeit, aus kleinsten Teilchen einen Leib wieder zu entwickeln zu einem vollkommenen Individuum. Dieses Keimplasma ist der Träger des ewigen Lebens. Es stirbt nicht, wie jenes andere Plasma, das bloß der Atmung und Ernährung dient, sondern es wird als Lebendiges, als Greifbares und Sichtbares übertragen von einer Generation zur folgenden bis ins Unendliche.

Die ältesten Keimplasmen oder besser: die Keimplasmen jener ältesten Urwesen, aus denen in der Weiterentwicklung die Sexualität ihren Ursprung nahm, waren noch geschlechts-

los. Sie lösten sich einfach vom mütterlichen Organismus zur richtigen Zeit los und begannen als Keimzellen frei und lebendig beweglich die lustige Fahrt in die Welt, um zu neuen Individuen von ähnlicher Art wie die Mutter sich zu entwickeln. Auch dafür gibt es in der gegenwärtigen lebendigen Organismenwelt noch lehrreiche Zeugen in großer Zahl, und wir haben Gründe, annehmen zu müssen, daß auf dieser zweiten Stufe fortpflanzlicher Entwicklung die höheren Tiere und Pflanzen der Urzeit lange verharrt haben.

Ein glücklicher Zufall führte dann auf die dritte Stufe: von den frei beweglichen, losgelösten Keimzellen zweier ungeschlechtlicher Lebewesen prallten gelegentlich etliche gleichzeitig aufeinander und verschmolzen zu zweien oder mehreren miteinander wie halbflüssige Siegellacktropfen zu einheitlichen Massen, welche die Eigenschaften ihrer Komponenten in sich vereinigen und sich — in der Folge sich weiter entwickelnd — stärker erwiesen, als die isoliert gebliebenen Keimzellen. Das war der Ursprung, der Ausgangspunkt aller geschlechtlichen Entwicklung. Hier, auf der dritten Stufe fortpflanzlicher Entwicklung, nahm die Geschlechtsliebe aus unscheinbarem Geschehen, aus anscheinend zufälligem Bewegen und Verschmelzen ihren Ursprung und Ausgangspunkt in millionenfache Variationen und endlose Vervollkommnung vom Einfachsten zum Kompliziertesten, vom brutalen physikalischen Geschehen durch alle erdenklichen Abänderungen und unzählbar-vielgestaltige Umkleidungen und Begleiterscheinungen hindurch bis zur höchsten Stufe sexueller Entwicklung hinauf — und zwar in beiden Reichen der Lebewesen, im Pflanzen- wie im Tierreich, mit Einschluß des Menschengeschlechtes. Manches, was vordem wie zufällig ordnungslos erschien, gewann im Daseinskampf und durch die natürliche Auslese feste gesetzmäßige Ordnung. So kam es zur Regel, daß nicht mehr etliche, sondern nur zwei Keimzellen sich zur Erzeugung eines neuen Individuums vereinigen.

Auf jener dritten Stufe waren diese beiden Keimzellen nach Gestalt und Verhalten durchaus gleichartig: sie waren gleich groß, gleichartig in ihren Bewegungen, anscheinend auch gleichartig in ihrer Lebensart und Lebenslust.

Erst auf der folgenden, der vierten Stufe, macht sich die Weiterentwicklung in dem Sinne geltend, daß die eine Keimzelle allein beweglich erscheint, ungemein klein und flink bleibt, indes die andere Keimzelle mit Ernährungsplasma belastet und groß und schwerfällig wird, träge (passiv) der Zeit harrend, da die erstere, aktiv bewegliche Keimzelle sie aufsucht, um sich mit ihr, mit der schwerfälligen Keimzelle, zu vereinigen. Hier manifestiert sich zum erstenmal die Polarität der Geschlechter. Die Biologie nennt die eine Keimzelle die männliche, die aggressiv bewegliche, die suchende, die befruchtende, während die andere Keimzelle, die träge abwartende, die passive, die mit Ernährungsplasma ausgestattete Fortpflanzungszelle als Ei bezeichnet wird.

In der Vereinigung der beiderlei Keimzellen liegt das Geheimnis der geschlechtlichen Befruchtung. In der Verschmelzung beider Keimzellen zu einer einzigen neuen Zelle liegt der Schöpfungsakt der geschlechtlichen Zeugung im Pflanzen- und im Tierreich, wie beim Menschengeschlecht. Hier liegt der Zentralpunkt jenes physiologischen Geschehens und morphologischen Gestaltens über unsere Lebensdauer hinaus in die unabsehbare Reihe der kommenden Generationen hinein. Und ich meine, wir alle haben Ursache, dies Geschehen ein heiliges zu nennen; denn es vermittelt die Schließung der Kettenringe zur Fortsetzung ins Unendliche. Man kann wohl sagen: das sexuelle Problem ist für den Laien das Mysterium des ewigen Lebens, für den Wissenden, den Forscher, den Gelehrten ist es nicht mehr ein unfaßbares Geheimnis, sondern eine sichtbare Offenbarung des ewig Fortschreitenden, immer weitere Kreise und immer größere Spiralumläufe vollziehenden Naturlebens.

Wo ist hier nun ein Niedriges, ein Gemeines, ein Sündhaftes, ein Verachtungswürdiges, wo doch die Ringe der Ewigkeit geknotet werden? Haben wir nicht allen Anlaß, in Ansehung der Dinge und Geschehnisse uns staunend und bewundernd und frohlockend zu beugen vor dem allergrößten der großen Geschehnisse an lebender Kreatur, vor diesem großen Geschehen in der sexuellen Zeugung!

Diese letzten drei oder vier Jahrzehnte biologischer Forschung im Pflanzen- und Tierreich haben uns ungeahnte Offenbarungen gebracht. Alle Blumen der Bergwiesen sind in ihren geheimsten Geheimnissen belauscht, und es sind diese Geheimnisse in ganzen Bibliotheken enthüllt worden. Diejenigen, die sich dabei die meisten Verdienste erworben und sich einen unsterblichen Namen in den Annalen der Wissenschaft geschaffen haben: Konrad Sprengel, Charles Darwin und Hermann Müller-Lippstadt — sind von der Kirche und vom alten Glauben gehaßt und gehöhnt, verleumdet und geächtet worden. Die Forschung aber schritt unentwegt weiter und weiter und lacht der Größe ihrer Gegner, auch wenn der Zentrumsturm bis zum Himmel ragen sollte. Während die Blumenwiesen und die duftenden Auen uns erzählten, warum dort all die Herrlichkeit in Blütenformen und Farben und Wohlgerüchen sich breitmacht, forschte ein Heer von Erkenntnisdurstigen nach den letzten Geheimnissen der Befruchtung und Vererbung.

Die Vervollkommnung des Mikroskops und der mikroskopischen Technik hat es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts möglich gemacht, daß der Forscher nicht allein den Vorgang der Verschmelzung beider Keimzellen (der männlichen und der weiblichen) Schritt um Schritt in allen Stadien lückenlos verfolgen konnte, sondern daß wir auch in den Stand gesetzt wurden, den inneren Bau jener beiden Geschlechtszellen im Detail zu studieren. Dabei sind mannigfaltige innere Strukturen zutage getreten, von denen man früher — noch vor drei Jahrzehnten — keine Ahnung hatte.

Eine Entdeckung folgte auf die andere, eine Überraschung folgte der anderen, hier wie dort: auf botanischem Gebiet ebensowohl als auf dem zoologischen. Jede neue Publikation wirkte wie eine staunenerregende Offenbarung und wirkte begeisternd und anspornend auf das nachwachsende Forschergeschlecht solcherart, daß der Pioniere auf diesem Forschungsgebiet immer mehr wurden. Das war ein freudiges Schaffen und blieb es bis heute. Es begann immer heller zu werden, erst nur an einem Punkte, dann an mehreren Punkten und schließlich an tausend Punkten des weiten Feldes.

Erstaunlicherweise trat schließlich zutage, daß die Vorgänge der geschlechtlichen Zeugung in großen Zügen ganz dieselben sind in beiden Reichen der Lebewelt: im Pflanzenreich wie im Tierreich, mit Einschluß des Menschen. Man erkannte, daß im tierischen Ei wie in der pflanzlichen Eizelle vor der Befruchtung immer ein besonders geformter Körper von ganz eigenartiger Struktur vorhanden ist, ein Zellkern von gesetzmäßigem Bau und Inhalt: der Eikern. Man erkannte fernerhin, daß die männliche Geschlechtszelle beim Eintritt ins Ei einen ähnlichen Zellkern an die Eimasse abgibt und daß die Hauptaktion bei der Befruchtung wesentlich in der Vereinigung des Eikernes mit dem männlichen Zellkern besteht. Immer und an allen Enden, an tausend Orten bei der geschlechtlichen Zeugung dieselben Hauptvorgänge; trotz aller Mannigfaltigkeit in den Variationen der Begleiterscheinungen!

Die Befruchtung ist also die Vereinigung zweier kleinster Plasmakörperchen verschiedenen sexuellen Ursprungs, ihre Verschmelzung zu einem einzigen neuen Kern, dem ersten Zellkern des geschlechtlich erzeugten neuen Individuums.

So verhält es sich bei der Lilie wie beim Maiglöckchen, beim Löwenzahn wie beim Sturmhut, beim blühenden Weizen wie beim Eibenbaum, beim Farnkraut am feuchten Berghang wie beim zierlichen Moos im schattigen Forst, beim

Schachtelhalm in der Lehmgrube wie bei der stolzen Palme im Süden unter dem tropischen Himmel; so verhält es sich beim niedrigen Wurm wie beim stolzen Segler in den Lüften, bei der Eidechse wie beim Fisch, beim Kaninchen wie beim Löwen. Also Einheit der Zeugung trotz all der Mannigfaltigkeit in der Ausstattung der Hunderttausende verschiedenartiger Organismen.

Auf anderen Gebieten der Forschung hat sich zur gleichen Zeit ergeben, daß die lebendige Substanz, das Plasma aller Organismen im wesentlichen auf dieselbe Art ihren Lebensbetrieb durchführt: sie atmen alle — Pflanzen und Tiere — in der Hauptsache auf gleiche Weise, ihr Odem ist derselbe: Aufnahme von Sauerstoff unter gleichzeitiger Abgabe von Kohlensäure, Stoffumsatz unter Wärmeentwicklung. Gifte wirken in der lebendigen Pflanzenzelle ganz ähnlich wie in der lebendigen Tierzelle, und die Todeserscheinungen sind dort, beim pflanzlichen Plasma, dieselben wie beim tierischen Plasma. Dieselben Narkotika wirken an beiderlei Plasmen auf ähnliche Weise. So sehen wir denn im ganzen Reiche der belebten Natur die großen Züge des Lebens in voller Harmonie: Werden und Vergehen, Zeugung und Zerfall hier wie dort, im Pflanzenreich wie bei der Tierwelt wesentlich gleichartig fundiert und gleichartig bedingt. Ein einziges großes Gesetz im Odem aller Kreatur!

Ein einziges großes Gesetz der Zeugung aller geschlechtlichen Kreatur!

Ich denke, das sollte jeder erfahren müssen, der Anspruch auf den Namen eines Denkenden hat. Und wenn sie es eines Tages alle erfahren haben werden, dann wird auch in Ansehung der sexuellen Erziehung ein Wandel zum Guten eingetreten sein.

Noch ist die wissenschaftliche Erkenntnis auch auf diesem Gebiet erst am Anfang der Enthüllung großer Rätsel. Auch hier tauchen mit jeder neuen Errungenschaft neue Fragen

auf und je weiter die Forschung vordringt, desto mehr kompliziert sich ihre Aufgabe. Auch kommt es nicht selten vor, daß selbst bei gewissenhaften Arbeiten Irrtümer mit unterlaufen und daß sehr häufig mühsame Arbeiten einzig zu dem Zwecke durchgeführt werden müssen, um Irrtümer und Fehler im Arbeiten und Denken der Vorhergehenden nachzuweisen und sie wieder aus der Welt zu schaffen. Hier — im Bereich der naturwissenschaftlichen Forschung gibt es nicht starre Dogmen und unantastbare Glaubenssätze, sondern ein stetes lebendiges Bewegen, ein Variieren in der Auffassung und Deutung von Tatsachen, ein kontinuierliches Fortschreiten und Weiterentwickeln. Nur Gegner des Wissens können dies als Schwäche auffassen: denn in Wahrheit ist das ja gerade die Stärke einer Disziplin, daß sie selbst ein Flüssiges, ein Lebendiges, ein Entwicklungsfähiges, ein Abänderungs- und Verbesserungsfähiges sein und bleiben wird.

So steht denn auch die Lehre von der Zeugung im Pflanzen- und Tierreich, die Physiologie der Fortpflanzung, wie sehr erfreulich ihr schöner Anfang sich gestaltet hat, noch vor manchem ungelösten Rätsel und manche recht naheliegende Frage ist heute noch keineswegs einheitlich und befriedigend beantwortet. Wohl verstehen wir heute viel besser als vor dreißig Jahren, warum zum Beispiel das Kind in der Regel zur einen Hälfte dem Vater, zur anderen Hälfte der Mutter gleicht; denn unter dem Mikroskop können wir mit Augen sehen, daß der bei der geschlechtlichen Befruchtung erzeugte neue Keim ganz gleichgroße Keimplasmamassen vom väterlichen Erzeuger einerseits und von der Mutter andererseits erhält, daß also tatsächlich von beiderlei Erzeugern sichtbarlich gleich große Erbmassen in Gestalt von Keimplasmen im Kinde fortleben. Aber der Vererbungserscheinungen sind im Pflanzen- wie im Tierreich so viele und so mannigfaltige, daß wir heute noch keineswegs befriedigt vor den sogenannten Vererbungsgesetzen stehen.

Auch in Ansehung der Bedeutung geschlechtlicher Fortpflanzung ist die Wissenschaft noch keineswegs zu einer einheitlichen Auffassung gelangt. Warum ist die ungeschlechtliche Fortpflanzung nur bei den allereinfachsten Lebewesen als Gesetz an der Tagesordnung? Warum sind alle höheren Tiere und Pflanzen zur geschlechtlichen Fortpflanzung vorgeschritten? Das einfachste wäre doch ohne Zweifel die Vermehrung durch Zweiteilung, wie wir dies bei den Spaltpilzen und Spaltalgen wahrnehmen. Daß auch bei höher organisierten Lebewesen eine ähnliche ungeschlechtliche Fortpflanzung durch Zweiteilung oder durch Knospung oder Sproßbildung keine Unmöglichkeit ist, beweisen uns ja tatsächlich viele hochentwickelte Pflanzen, deren Sprosse oder Zweige gelegentlich selbständig werden und jeder für sich eine neue Pflanze darstellt, wie zum Beispiel bei den Zwiebelgewächsen, oder bei den Erdbeersträuchern, oder bei der Kartoffelstaude. Warum hat die Natur aber gerade bei den höchsten Organismen, bei den Wirbeltieren (mit Einschluß des Menschen) die Fortpflanzung durch geschlechtliche Befruchtung zur Ausschließlichkeit, zum Gesetz ohne Ausnahme gemacht? Niemand weiß hierauf eine ganz einwurfsfreie Antwort zu geben. Wir können aus der Fülle des tatsächlichen Geschehens auf dem Wege der Abstraktion nur zu Vermutungen, zu Hypothesen gelangen. So liegt zum Beispiel der Gedanke sehr nahe, daß die Fortpflanzung durch geschlechtliche Zeugung wohl von eminentem Nutzen sein muß, weil wir sie bei den höchstorganisierten Lebewesen konsequent und ausnahmslos und mit einem großartigen, mit einem imposanten Raffinement durchgeführt sehen. Worin besteht aber dieser Nutzen? Einige vermuten, daß bei der sexuellen Zeugung eine größere Variabilität als bei ungeschlechtlicher Vermehrung in die neue Generation hineingelegt werde, also auch eine größere Anpassungsfähigkeit für die vielgestaltigen Verhältnisse im Kampfe ums Dasein. Wieder andere vermuten, daß die ständigen Artcharaktere

bei geschlechtlicher Zeugung viel sicherer in den Nachkommen erhalten bleiben als bei ungeschlechtlicher Vermehrung. Noch andere sind entgegengesetzter Meinung. Viele Tatsachen sprechen dafür, daß bei der Zeugung zu zweien krankhafte Dispositionen viel seltener zur Vererbung gelangen als bei ungeschlechtlicher Vermehrung. Alle aber sind darin einig, daß die geschlechtliche Zeugung gegenüber der ungeschlechtlichen Fortpflanzung einen Fortschritt im Sinne höherer Entwicklung und einen großen Nutzen bedeutet.

Wenn wir die ungeheure Masse der Beobachtungs- und Forschungsresultate auf dem Gebiet der Biologie, wie sie seit drei oder vier Jahrzehnten publiziert worden, überblicken, so ergibt sich als Hauptresultat, daß die Natur überall dort, wo die sexuelle Fortpflanzung zur ausschließlichen geworden ist, mit allen erdenklichen Mitteln Vorkehrungen und Maßnahmen getroffen hat, um die Vereinigung der beiderlei Sexualzellen zur richtigen Zeit herbeizuführen, also unter allen Umständen die geschlechtliche Zeugung zu sichern. Die Nützlichkeit dieser Vorkehrungen liegt auf der Hand, weil die Sicherung der sexuellen Zeugung in diesem Falle ja für die betreffenden Pflanzen- und Tierarten nur die Frage über Sein und Nichtsein der Arten selbst bedeutet; denn wer ohne Nachkommen dahinstirbt, verschwindet für alle Zeit vom Schauplatz der Schöpfung, wird also ausgejätet.

Andererseits sehen wir bei vielen hochorganisierten Pflanzen beiderlei Fortpflanzungsformen — die geschlechtliche und die ungeschlechtliche — gleichzeitig nebeneinander tätig. Tulpen und Lilien können ungeschlechtlich in vielen Generationen einzig und allein auf ungeschlechtlichem Wege durch Zwiebelbildungen vermehrt und durch Jahrzehnte oder Jahrhunderte erhalten bleiben. Tulpen und Lilien bilden aber auch jedes Jahr unter normalen Verhältnissen auf geschlechtlichem Wege keimfähige Samen. Ähnlich verhält es sich mit jenen anderen Blütenpflanzen, die sich durch Ausläufer, Wurzelbrut, Stockausschläge, durch Knollen und dergleichen ungeschlechtlich

vermehren oder durch Steckreiser vom Gärtner oder Landwirt fortgepflanzt werden. Die europäische Weinrebe ist ein berühmtes Beispiel dafür, daß eine hoch entwickelte Pflanze durch Jahrhunderte hindurch ins unzählbare vermehrt werden kann, ohne daß hierzu die geschlechtlich erzeugten Samen notwendig wären. Manche Tiere der unteren Klassen des Systems verhalten sich ähnlich. Aber neben dieser Fähigkeit zu ungeschlechtlicher Vermehrung tritt doch von Zeit zu Zeit die geschlechtliche Zeugung mit Naturnotwendigkeit wieder in die Rechte. Es deuten unzählige Tatsachen aus dem Tier- und Pflanzenleben darauf hin, daß bei den höheren Organismen zur Erhaltung ihrer Arten im Kampfe ums Dasein unter allen Umständen gelegentlich oder ganz gesetzmäßig im Wechsel der Generationen eine geschlechtliche Zeugung statthaben muß.

So erweist sich die Zeugung zu zweien nicht nur als Notwendiges, sondern auch als die höhere Form der Fortpflanzung.

Dies zeigt sich namentlich beim Überblick des ganzen Aufstiegs von der untersten Grenze des Geschlechtslebens bis zur höchsten Höhe jetziger Vollendung. Wenn wir im Pflanzen- oder im Tierreich von den niedrigen zu den höheren Formen vorschreiten, so treffen wir auf allen Stufen der Sexualität jene Einrichtungen in der Organisation, welche die sexuelle Zeugung mehr oder weniger sichern. Diese Sicherung erscheint in den unteren Klassen mehr wie ein Spiel des Zufalls, in den oberen Klassen des Pflanzen- und Tierreichs dagegen wie das Resultat einer erfinderischen, genialen Berechnung, welche die Apparate so vervollkommnete, daß der Erfolg mit fast absoluter Sicherheit sich einstellen mußte. Die Systematik der Zoologie und der Botanik hat in diesem Sinne eine entsprechende Umgestaltung erfahren und ist heute zum Ausdruck der Abstammungslehre, der Entwicklungstheorie geworden. Es sind alle erdenkbaren feinen Abstufungen von der einfachsten geschlechtlichen Differenzierung

bis zur höchsten fast ideal=schönen Vollkommenheit sexueller Entwicklung in der heute vorhandenen lebenden Natur tatsächlich nachgewiesen. Kein anderes Gebiet aus der Wissenschaft vom Lebendigen hat uns so viele Beweisstücke für die Wahrheit der Abstammungs= und Entwicklungslehre geliefert, wie diese vergleichende Physiologie der geschlechtlichen Zeugung. Wo früher — noch vor wenigen Jahrzehnten — im System der beiden Reiche da und dort noch weitklaffende Lücken und Abgründe zwischen verwandten Organismengruppen gähnten, da sind nun diese Abgründe durch exakte Forschungsresultate überbrückt. Sogar japanische Forscher haben mitgeholfen, diese Brücken zu spannen und so fest zu nieten, daß keinerlei Furcht mehr aufkommen kann, es könnten die kühnen Bogen jemals wieder einstürzen. Die rosigsten Träume sind für die Abstammungstheoretiker tatsächlich in Erfüllung gegangen. Das ist auch etwas wert!

Bei den von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Fanfaren alter und junger Antidarwinianer, bei den lauten Siegeshymnen aller derer, denen ein alter Irrtum immer noch lieber ist als eine neue Wahrheit, ist es eine herrliche Sache, stets wieder zu erleben, daß die wissenschaftliche Forschung stramm und sieghaft und ununterbrochen stetig ihren Vormarsch vollzieht, wie sehr auch die Reaktion ihre Angriffe erneuert. Die Wahrheit — hundertmal totgesagt und in übeln Nekrologen verhöhnt, erprobt doch ihre lebendige Macht in immer weiteren Kreisen und wird eines Tages von ihren Gegnern gar keine Notiz mehr nehmen. Auch auf dem Felde der Gedanken bewährte sich die Allmacht der Zuchtwahl: das Bessere besiegt doch auch hier schließlich das weniger Gute, wie draußen in der Natur ja stets das Schwache gegenüber dem Starken, das Unvollkommene gegenüber dem Vollkommenen, die Unnatur gegenüber dem Bestangepaßten, gegenüber der Wahrheit unterliegt.

Und gleich wie die Wahrheit der Abstammungslehre nun doch endlich an Stelle der mosaischen Schöpfungstheorie in

Schule und Haus, in Lehrunterricht und Leben zu treten im Begriff steht, ganz ebenso wird die Wahrheit der physiologischen Zeugung eines Tages siegen über den verleumderischen Irrtum von Schule, Haus und Kirche, wonach die Sexualität eine Sache ist, von der kein anständiger Mensch — außer vom Katheder der Hochschule — reden dürfte.

Hier vollzieht sich in unseren Tagen ebenfalls eine totale Umwertung der Werte.

Galt früher und gilt heute noch weitherum bei jungen erwachsenen Menschen die Unwissenheit in Dingen sexuellen Geschehens als Unschuld, so wird diese Unwissenheit fürderhin eine Schuld sein. Was früher als heilige Maxime der Erziehung galt, wird morgen als Sünde deklariert werden, weil das prüde Geheimhalten und Verlästern eines der allerwichtigsten Teile unserer Wesenheit zu gar erbärmlichem Ende geführt hat, und der Wissende allein gesund zu bleiben vermag, indes der Unwissende an Leib und Seele zugrunde geht. Kein anderes Feld der Lüge hat so viele Menschenleben verschlungen, wie dieses uralte Stoppelfeld dualistischer Verleumdung und Vertuschung und grimmiger Heuchelei. Keine andere Lehre hat jemals so viele Charaktere verdorben wie der Lehrsatz: „Von jenen Dingen darf nicht gesprochen werden.“

Ihr sollt es lernen, von „jenen Dingen“ zu reden und ihr sollt davon reden.

Aber ihr müßt erst lernen, Ehrfurcht und tiefernste Hochachtung vor jenen Dingen und Geschehnissen zu haben: dann werdet ihr — erst dann werdet ihr gute Väter und Mütter, vollendete Lehrer und Lehrerinnen sein.

Die Grundwahrheiten der Zeugungslehre müssen in den Wissensschatz aller heranwachsenden Menschen hineingetragen werden, in den Erkenntniskreis des einzelnen wie des ganzen Volkes, bei jedem einzelnen zur richtigen Zeit und mit dem richtigen Takt und mit demselben Ernst, wie jede Lehre über Sachen und Geschehnisse, die heilig sind. Wenn das richtig

durchgeführt wird, so wird manche Sünde im Keime erstickt und manches Unheil in Heil verwandelt werden. Dann wird geschehen sein, was einstmals die Sage einem schlangenklugen Wesen in den Mund gelegt hat: Du wirst erkennen das Gute und Böse. Auch wird sich abermals eine Umwertung von alten Worten und Werten vollzogen haben: Esset vom Baume wahrhaftiger Erkenntnis und ihr werdet daran nicht sterben, sondern leben bleiben.

Aber wie können wir dieser großen Notwendigkeit gerecht werden? Da ist eine Riesenaufgabe, an deren Bewältigung alle Wissenden mitzuarbeiten haben. Vorerst sind aber der Wissenden, welche zu solcher Aufgabe berufen werden können, erst wenige, am allerwenigsten im respektabeln Lehrerstand selbst. Die Ärzte und Ärztinnen werden einstweilen in die große Lücke zu treten haben, bis sie abgelöst werden können von den Lehrern der Zukunft, jenen Lehrern und Lehrerinnen, die ihre Ausbildung am richtigen Orte, das heißt an der Hochschule vollendet haben werden. Die Volksschule selbst muß erst eine gründliche Reform durchmachen: ihre Lehrer müssen eine tadellose naturwissenschaftliche Bildung erst noch bekommen. Sie sollen nicht allein wirkliche anatomische und physiologische Kenntnisse in hinreichendem Maße und aus bester Quelle in sich aufgenommen haben, sondern auch Ganzwisser in Dingen der Biologie sein. Denn besser ist, sie lehren gar nicht in „jenen Dingen“, als daß sie mit neuen Irrtümern dem großen Übel in Mißverständnis des Ernstes und der Bedeutung zu Leibe rücken wollen. Der zweite Betrug würde in solchem Falle wohl ärger sein als der erste. Dazu muß kommen, daß in der Volksschule mehr Raum geschaffen werde für den naturkundlichen Unterricht auf den oberen Stufen. Denn darin sieht's noch weitherum erbarmungswürdig aus.

Es ist keine Frage, daß heute noch viele Eltern und zahlreiche Lehrer entrüstet der Zuteilung solcher Aufgabe gegenüberstehen und diese Aufgabe von sich weisen werden. Viele

Eltern und Lehrer sehen ganz wohl, daß es so wie bisher nicht weitergehen darf; aber sie sind ratlos und daher für eine Remedur einstweilen auch nicht zu haben. So mögen es dann andere machen!

Ganz wenige Väter und Mütter dagegen haben nicht nur die richtige Einsicht, sondern auch den richtigen Mut und den festen Willen, aus dem Übel der Verleumdung, der Vertuschung, der Lüge und der Heuchelei herauszuhelfen. Einsichtige und weise Frauen, wackere Mütter mit umfassendem Wissen haben dem Märchen vom Storche den Abschied gegeben, und auf die Frage ihrer Kinder, woher denn die Jungen kommen, nur mit wahren Worten und feinem pädagogischen Takt geantwortet. Und diese tapferen Mütter sind dabei sehr gut gefahren. Zahlreiche Beispiele dieser Art sind in pädagogischen Zeitschriften und Büchern, sind mir selbst persönlich aus dem praktischen Leben bekannt geworden, und sie alle diese Erfahrungen lehren und mahnen unzweideutig: Lügt niemals, sondern redet stets die Wahrheit! Sagt euren Söhnen und Töchtern zur rechten Zeit und in rechter Art, woher sie kommen und wohin sie gehen — und diese eure Söhne und Töchter werden euch Dank wissen und sie werden recht gehen und ihre Kinder — eure Enkel — werden auch recht gehen. Das ist unsere Zuversicht in die heilende Kraft der Wahrheit, die uns niemals zuschanden machen kann, wie es mit der Lüge bisher fast an allen Enden geschehen ist.

Selbstverständlich hat die Unterweisung in den Wahrheiten des Natur- und Weltgeschehens sich dem Entwicklungsstadium des zu unterweisenden jungen Menschen anzupassen. Auf eine kindliche Frage gehört eine kindliche Antwort, niemals aber eine Lüge als Antwort. Was ein Kind noch nicht zu verstehen imstande ist, weil seine jungen Ganglienzellen noch nicht genügend entwickelt sind, um Schwieriges verstehen zu können, das werden wir ihm einstweilen auch noch nicht erklären wollen. Auf eine vorwitzige, altkluge Frage des

Kindes gehört aber deshalb noch keine Lüge als Antwort, sondern: „Warte noch ein wenig, bis du auch verstehen kannst, was ich dir zu sagen hätte; heute bist du noch nicht weit genug, um alles fassen zu können. Später wirst du auf alles genügenden Bescheid erhalten, nicht allein über das, was in den Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Sterne erkannt worden ist, sondern auch über alles das, was uns kleine Menschen zunächst angeht, weil es zu unserem eigenen Wesen gehört."

Für wissende, für gebildete, weise Eltern ergeben sich in Ansehung dieser Erziehungsfragen keineswegs jene großen Schwierigkeiten, vor denen heute noch alle Welt zurückschreckt. Die lebendige Natur kommt uns Erziehenden ja überall mächtig zu Hilfe; sie — die Natur — ist tatsächlich die beste Lehrmeisterin. Eine einzige Blume birgt größere Summen von heilsamen Wahrheiten als der dickste Katechismus. Das möchten endlich einmal die Herren Erziehungsminister einsehen! Das möchten endlich einmal alle Lehrer der Volksschulen auch erfassen lernen, auf daß sie eines Tages mächtig seien in einem Willen: erst das Diesseits, die große reale Welt der Wirklichkeit wollen wir kennen lernen und lehren, dann brauchen wir nicht mehr Irrlehrer zu sein.

Wenn aber ein zaghafter Volksschullehrer mich heute fragen wollte: *wie* kann die Volksschule mithelfen, das sexuelle Problem als ein gespenstisches Nolimetangere des schreckhaften Charakters zu entkleiden, so antworte ich mit der Mahnung: Frage die Blumen des Feldes und frage die Vögel des Himmels, die werden es dir sagen! Heilig sei dir alles Geschehen, heilig jede Erkenntnis des natürlichen Geschehens! Im Ganzen dieses Geschehens ist Einheit. Alles Lebendige atmet nach denselben Gesetzen und alle Bewegung und Vollendung in Leben und Liebe hat einerlei Grund. Lerne das von den bunten Blumen der grünen Aue, lerne das aus dem Gesumme der Insekten,

aus dem Sange der Vögel, aus dem Tun und dem Treiben der Menschen: die Einheit in aller Mannigfaltigkeit.

Die Gesetze der Entwicklung aller zu verstehen, wird die beste Grundlage zu der heilsamsten Erziehung des einen, der mitten drin steht in der lebendigen Schöpfung, des erkennenden Menschen, der nur kraft seiner Erkenntnis zum Herrscher geworden ist. Nur an der Unwissenheit kann er scheitern. Die Wahrheit aber wird ihn befähigen, Alleinherrscher zu bleiben.

Und nun zum Schlusse ein konkretes Bild aus dem leibhaftigen Leben:

Im Felde schreitet auf ährenschonenden Pfaden eine junge Mutter mit ihren zwei Kindern, blondhaarigen lieben Mädchen von acht und von zehn Jahren. Warmes grelles Sonnenlicht liegt über dem bläulich grünen Roggenfeld und die Luft ist still und ruhig. Auf den langen schlanken Halmen stehen die Ähren in der Blüte: an langen dünnen Fädchen hängen die Staubkolben herab und zwischen den Spelzen gucken die pinselförmigen Narben hervor, wartend bis der Zephir ihnen Heil bringt. Da — ein Windhauch! Die schlanken Halme kommen in ein wellenartiges Wogen und aus Millionen von geöffneten Staubkolben drängt sich Blütenstaub in die trockene, bewegte Luft. Eine ganze Wolke hüllt Menschen und Roggenfeld ein. Milliarden von winzigen Körnchen wirbeln auf: Pan ist erwacht!

„Nicht wahr, Mama, das sind die Blütenstaubkörner, die hier diese Wolke bilden? Und der Wind ist es, der sie jetzt durch die Luft an den richtigen Ort trägt, damit die Roggenkörner, die jetzt noch ganz klein sind, davon abkriegen und dann weiter wachsen und zum Schwarzbrodkorn heranreifen können?" — „Ja," antwortet freudigen Sinnes die Mutter, „und ihr könnt dann nach einigen Wochen schon in jedem reifen Roggenkorn mit der Lupe ein kleines, ganz junges, zierliches Keimwesen sehen, in jedem Korn ein kleines Roggenkindchen. Die Roggenmutter mit der schlanken Ähre be-

kommt auf einmal ganze Dutzende von kleinen Kindern, nicht bloß zwei, wie ich es mit euch erlebt habe, wo bloß eines ganz mühselig nach dem anderen gekommen ist.“ —

Die Blondköpfe blieben nachdenkend vor der Mutter stehen und schauten mit seligen Blicken aus den glänzenden blauen Augen zu ihrer Erzeugerin auf. Die kleine achtjährige Denkerin aber ruft lachend: „Weißt du, Mama, wenn du auch nicht ganze Dutzende von Kindern hast, so kannst du doch zufrieden sein mit uns zweien: wir lieben dich, wir lieben dich so sehr, weil du uns alles so schön erklärst und wir dann viel besser verstehen, was alles so Merkwürdiges geschieht. Und die vielen Roggenkinderchen nützen doch ihrer Roggenmutter nichts, weil sie nicht lieben und lachen und kindlichen Schabernack machen können wie wir Menschenkinder.“ — Ergänzend fügt die zehnjährige Schwester hinzu: „Aber die Roggenmutter nützt ihren Kindern; sie bepackt sie noch mit einer großen Menge Nährstoffen, damit sie nicht verhungern müssen; dann stirbt die Mutter; aber unsere Mama stirbt nicht.“ — „Jetzt noch nicht,“ sagt die Mutter, „jetzt noch nicht! Und wenn ich dann einstmals sterbe, so lebe ich doch noch weiter fort in euch, meinen Kindern; denn ihr seid ja lebendige Teile von mir.“ Freudentränen erglänzten in den Augen dieser drei seligen Menschen. Es waren die Freudentränen Erkennender.

Kann es glücklichere Tränen geben?

Und kann es größere Unschuld geben?

Ich aber sage: der Erkennende, der Wissende — sei er Mann oder Weib — wird ein bester Ratgeber sein. Möchten denn alle Mütter und alle Väter, möchten alle Lehrer und alle Lehrerinnen, möchten alle Regierenden auch wahrhaft Erkennende werden! Dann kommen wir mit Naturnotwendigkeit auch aus dieser Not über „jenen Dingen“, von denen man bisher nicht zu reden wagte, unschwer hinaus.

Zu dem Aufsatz „Das sexuelle Problem“ im „Bücherfreund“ Nr. 21 vom 9. Oktober 1904 (Berlin bei Wilhelm Schwaner) kam in Nr. 22 des „Volkserzieher“ vom 23. Oktober 1904 eine verdankenswerte Erwiderung, die ich hier folgen lasse und beantworte:

Meran, den 10. Oktober 1904.

Sehr geehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir, hier eine von der Ihrigen abweichende Ansicht auszusprechen gegenüber einer Behauptung, die sich in Ihrem, mich im übrigen durch die Art der Behandlungsweise dieses Themas so durchaus ansprechenden Aufsatz über „das sexuelle Problem“ findet. Es geschieht dies vielleicht in etwas unbeholfener Weise, da ich keinerlei dialektische Fertigkeit besitze; aber ich hoffe, mich Ihnen verständlich machen zu können. Sie sagen: „Wer ohne Nachkommen dahinstirbt, der verschwindet vom Schauplatz der Schöpfung, wird also ausgejätet.“ Und ich behaupte: Mit nichten, Herr Professor! Denn es gibt noch anderes zu übertragen auf spätere Geschlechter als nur die Körperformen; zu letzterem ist ja schließlich jede Stallmagd befähigt. Es gibt doch wohl auch geistige Werte, nicht wahr? Und wenn wir sie auch nicht mit Händen zu greifen vermögen: sie sind doch da! Man kann, um an sie zu glauben, trotzdem mit den Füßen auf realem Boden stehen. Und mit solchem seine Mitmenschen befruchten, die dann mit ihrer physischen Fortpflanzung auch psychisch weitergeben, was sie solcherweise in sich aufgenommen haben, das dünkt mich denn doch einer höheren Wertung würdig, als die ganz einseitig von Ihnen betonte Wichtigkeit rein körperlicher Fortpflanzung als einzigem Bedingnis, um nicht spurlos im Nichts verschwinden zu müssen. Die Menschheit wäre weit ärmer an sittlichen Werten, wenn es eine geistige Übertragung, wenn Sie wollen: Zeugung, Befruchtung, in diesem Sinne nicht gäbe. Da spricht auch nicht das Geschlecht mit; dazu ist jeder und

jede berufen, in dem Maße sie sich dazu berufen fühlen; es entscheidet einzig der sittliche Wert (und wohl überwiegend zugunsten der Frau). Wer für beide Gebiete berufen ist, wohlan, der trage Sorge, daß er sich seiner doppelten Pflicht in rechter Weise erledige! Von den anderen aber ward denen das wichtigere und bessere Teil, die zur Fortpflanzung psychologischer Veredelung der Menschheit beitragen dürfen. Sie schöpfen auch aus einem inneren Fonds, und ein innerliches Bewußtsein gibt ihnen die ruhig-sichere Gewißheit, daß sie nicht vergebens gelebt haben, also nicht ausgejätet werden, nicht spurlos verschwinden werden; daß auch die Keime, die sie weckten und nährten, sich weiter entwickeln werden gleich den sichtbaren; daß sie tiefer Wurzel fassen, höher sich entfalten; daß auch deren Fortentwicklung unberechenbar ist und weiter wirken kann und wird in alle Ewigkeit. Darum: je mehr der Mensch an seiner Selbsterziehung tätig ist, desto mehr wirkt er für die Ewigkeit: er wird nicht ausgejätet! Dies, Herr Professor, ist meine Überzeugung, ohne Wanken!

Hochachtungsvoll

Frau Helene Morsch.

Antwort.

Eine freundschaftliche Erwiderung an Frau Helene Morsch-Meran:

Sehr geehrte Volkserzieherin!

Ihre Einwendung gegen meinen Satz: „Wer ohne Nachkommen dahinstirbt, der verschwindet vom Schauplatz der Schöpfung, wird also ausgejätet — —“ (vergl. „Volkserzieher“ Nr. 22) hat mich tatsächlich sehr gefreut; denn der Einwand ist — von hohem Standpunkt aus gesehen — sehr berechtigt. Sie sagen: „Es gibt noch anderes zu übertragen auf spätere Geschlechter als nur die Körperformen; zu letzterem ist ja schließlich jede Stallmagd befähigt. Es gibt

doch wohl auch geistige Werte, nicht wahr?" — — Ganz richtig! Aber ich denke an einen uralten Erfahrungssatz aus dem Gebiet der Vererbungsprobleme: Körperlich und geistig hochbegabte Menschen vererben bei gesunder Lebenshaltung meistens (nicht immer) auch ihre vorragenden Eigenschaften auf die eigenen leiblich erzeugten Kinder (Ausnahmen bestätigen nur die Regel). Gleichzeitig vererben minderwertige Individuen auch ihre minderwertigen körperlichen und geistigen Eigenschaften auf ihre leiblichen Nachkommen. Diese letzteren geben dann sehr viel Arbeit in der sogenannten Brutpflege und Jugenderziehung, wenn man sie zum Kampfe ums Dasein lebensfähig erhalten will. Zur Rassenverbesserung trägt diese riesige und mühselige Arbeit nicht nur nichts bei, sondern — genauer betrachtet — wirkt diese übertriebene Brutpflege eher hemmend als fördernd für das Wohlgedeihen der Rasse. Hier wird die mühselige Aufpfropfung geistiger Werte auf ein schwächliches, minderwertiges Substrat zu einer martervollen Sisyphusarbeit für jene, die wir als Geistighochwertige in den Dienst der Erziehung stellen. Nun meine ich — und ich glaube, es sind noch viele andere, zum Beispiel Ärzte, Physiologen, Nationalökonomen, Rassenhygieniker usw. gleicher Ansicht: ich meine, daß die leibliche Fortpflanzung der Gesunden und Tüchtigsten, der physisch und psychisch Höchstbegabten das Gedeihen der Rasse, die Gesundheit des Volksganzen unendlich mehr fördert, als die Enthaltung dieser Tüchtigsten vom Vermehrungsprozeß es jemals zu tun vermöchte. In unserer gegenwärtigen sozialen Ordnung liegen nun aber die Verhältnisse so, daß sehr häufig die Geistigbegabtesten gezwungen oder freiwillig von der Zeugung leiblicher Nachkommen fernbleiben. In großem Maßstab geschah es durch den Zölibat in der katholischen Kirche und in den protestantischen Ländern durch die Selbstentsagung der vielen hochwertigen Lehrerinnen, Gouvernanten, Krankenschwestern, Privaterzieherinnen einerseits und sehr tüchtiger Gelehrter, Künstler und Erfinder andererseits.

Was all diese Tüchtigen durch ihre Kinderlosigkeit verschulden: das wird nach einem einfachen Rechenexempel nicht gut gemacht am Gedeihen der Rasse — nicht gut gemacht durch die Übertragung oder Aufpfropfung geistiger Werte auf das minderwertige Jungvolk jener, die meistens um so viel mehr Kinder zeugen, je weniger ihre körperliche und geistige Qualifikation es im Interesse der Rassenwohlfahrt wünschbar macht. Denn mit allem Lehren und Predigen, mit allem Unterrichten und Eintrichtern geistiger Werte auf ein schwaches, minderwertiges Substrat wird es niemals gelingen, das Geistesvermögen solcherart zu fördern, daß es zur Vererbung kommen und somit zur wirklichen Rassenverbesserung gelangen könnte.

Damit ist nicht gesagt, daß die geistige Arbeit der Kinderlosen im Leben der Nationen eine Quantité négligeable sei. Nein! Wir anerkennen sie dankbar als einen mächtigen Faktor unserer Brutpflege und als Hilfe in unseren Erziehungsbestrebungen. Die Arbeit des einzelnen dieser Kinderlosen aber, selbst wenn sie ein langes Menschenleben bedeutet, hat nur temporären Wert. Denn ihr Wellenschlag erreicht das Keimplasma nicht und wird sich somit auch nicht auf das Keimplasma der nachfolgenden Generationen erstrecken. „Ewiges Leben" gibt es nur durch die Kontinuität der Keimplasmen, wo der einzelne Mensch als leibhaftiger Vater oder als leibhaftige Mutter tatsächlich nach Leib und Seele in seinen Kindern und Enkeln fortlebt bis zum Aussterben seines Geschlechtes im letzten seiner Nachkommen, der kinderlos dahingeht und also faktisch ausgejätet würde.

Das Substrat für die Geistigschaffenden muß ein besseres werden; das heißt die Rasse ist erst zu verbessern. Die Tüchtigen, Gesunden, Starken, die Schönen, die Rechtwinkligen an Leib und Seele — diese sollen sich nur ausnahmsweise von der Kinderzeugung fernhalten dürfen. Sie sollen der Gesamtheit gegenüber ihre Pflicht tun, auf daß

die Dummen eines Tages alle werden und Weisheit imstande sein wird, sich von Generation zu Generation übertragen zu lassen durch die wenigen, welche nur geistig befruchtend wirken können oder wollen.

Um geistig „befruchten" zu können — dazu bedarf es zunächst eines gesunden Substrats, einer verbesserten Rasse! Um die Rassenverbesserung herum kommen wir schlechterdings nicht mehr. Da schürzt sich der Knoten des Schicksals für jedes Volk. Und wenn es immer mehr dahin kommt, daß gerade die Geistigstarken, die Intelligentesten, die Genialen und Edelsten kraft der sozialen Verhältnisse mehr und mehr von der Gründung einer Familie und von der leiblichen Fortpflanzungsmöglichkeit abgedrängt werden, indes man die Fortpflanzung der Rasse den dummen „Allzuvielen" überläßt: was soll dann werden und wie soll das enden? Die herrliche soziale Ordnung scheint danach zu drängen, mehr und mehr die Besten auszujäten und die Minderwertigen in der Fortpflanzung zu begünstigen. So kann es auf die Dauer nicht weitergehen, selbst dann nicht, wenn wir alle Intelligenzen und alle Genies in das Joch der Brutpflege und Erziehung neuer Generationen einspannen, wo das Substrat immer minderwertiger wird — weil geistige Werte nicht wie befruchtendes Keimplasma sieghafte Wellen der Vererbung abgeben können. Die Rassenverbesserung kann unmöglich auf „geistigem" Wege bewerkstelligt werden. Eine einzige mikroskopische Plasmazelle von der Größe eines Millionstelkubikmillimeters wird im gegebenen Falle tausendmal wertvoller sein für die Förderung der Rasse als hunderttausend Lehrschwestern und dreihunderttausend ethische Pfaffen, die ihr ganzes Leben lang im Dienste der Erziehung eines physisch und intellektuell minderwertigen Substrats grau und griesgrämig werden.

Doch darüber ein andermal mehr!

Ich anerkenne mit Dank den Wert der sogenannten „geistigen Befruchtung" bei der Erziehung des Menschen-

geschlechtes. Aber ersprießlicher noch erscheint mir das Vorgehen jener, die es endlich wagen, den Ruf nach der Verbesserung unserer Rasse mit denselben Postulaten in die Welt hinauszusenden, mit denen die Veredelung der Kulturrassen bei domestizierten Tieren und Pflanzen angestrebt und auch glücklich erreicht wurde.

Im Geiste drücke ich allen die Hand, die da mitmachen wollen!

Lugano, 25. Oktober 1904. A. D.

Student und Studentin.

(1902.)

Einst gehörte die Universität mit all ihren idealen Freiheiten nur den Bevorzugtesten unter der männlichen Jugend, nur den Studenten.

Das war so im christlichen Mittelalter und blieb noch so bis tief in die Neuzeit hinein, manches lange Jahrhundert, fast wollte es scheinen, es müßte ewig so bleiben.

Und jetzt noch gibt es einige Hochschulen im deutschen Sprachgebiet, wo nur Jünglinge ins akademische Bürgerrecht aufgenommen werden, als ob es gar keine Intelligenz, keine Genialität, keinen Wissensdurst, keinen geistigen Entwicklungsdrang anderswo auch noch geben könnte, als unter der Schädeldecke männlicher Menschen.

Aber die meisten Hochschulen, Universitäten und Akademien haben doch während der letzten Dezennien auch dem weiblichen Menschen die Tore geöffnet. Es ist in kurzer Zeit vieles ganz anders geworden, als wie es durch lange Jahrhunderte gewesen, und es wird noch vieles anders werden, als wie es jetzt ist; denn auch das Hochschulwesen ist in eine gründliche Weiterentwicklung, in den Fluß eines neuen Geschehens hineingeraten. Ja, die Dinge stehen heute so, daß wir mit guter Zuversicht sagen können: binnen kürzester Frist werden alle Hochschulen Europas den Frauen unter denselben Bedingungen geöffnet sein wie den Männern, den Jungfrauen ebensogut wie den Jünglingen.

Das hat in weite Kreise der bevorzugten männlichen Jugend viel Unbehagen gebracht. Und an verschiedenen deutschen Hochschulen, die dreißig und mehr Jahre länger zuwarteten als die schweizerischen Universitäten in Zürich,

Bern und Genf, bis sie dem Weibe die Tore öffneten, ist dies Unbehagen noch nicht verschwunden. Proteste nützen da aber nicht mehr viel; gegen den breiten Strom der wissenschaftlichen Emanzipation des Weibes kommt heute und wohl in alle Zukunft kein Protest mehr auf; denn diese Bewegung des Stromes vollzieht sich als ein natürliches Geschehen, als eine Entwicklungsperiode im Werdegang der Kultur-Menschheit. Lange genug hat die eine Hälfte der Gesellschaft, nämlich die männliche, die andere Hälfte, die weibliche, von der großen Tafel geistiger Güter fernzuhalten gewußt.

Hätte dieser Zustand nicht so lange gedauert, wie er tatsächlich gedauert hat: wir stünden wohl um ein Beträchtliches höher in Dingen der geistigen Entwicklung, zumal in Dingen der Ethik, als wir heute stehen.

Zum Weibe soll Jehova Elohim gesagt haben: „Dein Wille soll dem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein."

So wurden Synonyma aus den drei Wörtern: Weib, Magd, Sklavin. Und das galt für Jahrhunderte, ja für Jahrtausende; der Mann fühlte sich als Herr, die Frau als Untertanin, als Magd, als Sklavin.

Beide schienen sich dabei wohl zu befinden, und dennoch nahmen sie beide — auch er, nicht bloß sie — ganz bedeutend Schaden. Zwischen Recht und Unrecht, zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit wurden die Scheidelinien immer mehr verwischt, bis sich schließlich niemand mehr auskannte und zu entscheiden vermochte, wer im Recht und wer im Unrecht war.

Kein anderes Wort hat am Weibe so sehr gesündigt, als Mosis Wort im Munde Jehovas: Dein Wille soll dem Manne untertan sein, und er, der Mann, soll dein Herr sein.

Die schlechtesten aller Gesetze sind diejenigen, welche im Interesse der Übermacht des Mannes zur Unfreiheit und

Unterdrückung und Ausbeutung des Weibes stipuliert worden sind und sich seit Generationen von einem Geschlecht zum anderen wie eine ewige Krankheit fortgeerbt haben.

Jede durch schlechte Gesetze sanktionierte Ungerechtigkeit straft sich aber naturnotwendig an demjenigen selbst, der sich dieser Ungerechtigkeit schuldig macht. So auch hier in Ansehung der Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes: mehr noch als das Weib hat der Mann Schaden genommen, weniger materiell als vielmehr an ethischem Vermögen. Das ist unschwer zu zeigen: überall dort, wo das Weib in sozialer Tiefstellung gehalten wurde, blieb der Mann in der Richtung ethischer Entwicklung weit zurück. Und überall dort, wo das Weib dem Manne als Ebenbürtige beigesellt erscheint — steht der Mann im Vordertreffen des großen Kampfes um die ethische Förderung unseres ganzen Geschlechtes.

Die Rechnung ist ungeheuer einfach: Der Mann — die eine Hälfte der Menschheit darstellend — ist vom Weibe geboren; seine Mutter ist Weib, seine Schwester ist Weib, die Mutter seiner Söhne ist Weib; er ist rings umgeben von solchen, die zum Genus „Weib“ gehören und erzieherisch auf ihn selbst, den Mann, mächtiger einwirken, als alle anderen Faktoren des Milieu zusammengenommen. Weder die Schule, noch die Kirche, noch der Staat, noch die Gesellschaft der männlichen Geschlechtsgenossen, keiner dieser Faktoren wirkt erzieherisch so mächtig auf den Mann ein wie das Weib. Freilich die wenigsten Männer werden sich dessen bewußt. Und höchst selten spricht es einer aus.

Wenn aus dem Halbtier, das sich heute schon Mensch nennt, ein wirklicher Mensch herangentwickelt werden soll, so wird bei dieser Entwicklungsarbeit in allererster Linie das W e i b engagiert sein. Bleibt das Weib zurück, so bleiben wir alle zurück — geht die Senora zum Stiergefecht, so wird ihr Gemahl leichten Herzens ein Bluträcher sein. Kommt das Weib herauf aus der Tiefe sozialer Unterwürfig-

keit zum klarstirnigen Selbstbewußtsein seiner Ebenbürtigkeit — da wird es rasch besser werden mit dem Fortschritt aller. Die Menschwerdung, an der wir seit Jahrtausenden arbeiten, ist eine Bewegung: wie kann ein zweispänniger Wagen rasch vom Flecke kommen, wenn das eine Pferd stets meterweit hinter dem anderen zurückbleibt?

Die Frage der Gleichberechtigung beider Geschlechter in Dingen der geistigen Entwicklung ist somit nicht eine nebensächliche Bedingung, sondern eine wesentliche Conditio der eigentlichen Menschwerdung. Dessen mögen sich alle jungen Männer in allerlei Volk endlich bewußt werden, wenn sie ihrer Mütter und ihrer Schwestern gedenken, wenn sie Maschinensklavinnen an aufreibender Hungerlohnarbeit dahinsiechen oder dem Laster in die Arme treiben sehen; dessen mögen sich unsere jungen Männer bewußt werden, wenn sie fleißige Studentinnen als Pioniere ihres Geschlechtes arbeiten und ringen sehen, um den Beweis zu erbringen, daß auch das Weib sich heraus- und heraufzuarbeiten vermag aus Unwissenheit und Gleichgültigkeit, aus Vorurteilen und tausend tollen Glaubenssätzen, herauf zur Höhe geistiger Weit- und Umsicht.

Darin ist ja seit drei, vier Jahrzehnten emsiger Arbeit vielversprechend ein Anfang zu gründlichem Wandel gemacht worden. Die Minister mächtiger monarchischer Staaten, die Professoren und die Schriftsteller, die Künstler und die Gelehrten zögern nicht mehr, ihre Töchter, so sie Befähigung und Willen bekunden, für Hochschulstudien und Kunstakademien vorbereiten zu lassen und sie als Konkurrentinnen auf die Arena des geistigen Wettkampfes mitten unter die akademische Jugend zu senden.

Im Leben der Hochschulen bedeutet diese Wandlung ein unerhörtes Phänomen. Wie staunten wir damals — vor einem Menschenalter — als das erste Mädchengesicht in unseren Hörsälen zu sehen war! Ein Jahr später traf ich in München bei Altmeister Liebig die zweite Dame, welche

regelmäßig die Vorlesung dort besuchte. Das Staunen war dort nicht minder groß, und der liebe alte Herr wollte es deshalb nicht anders haben, als daß die junge Dame — eine hübsche Bildhauerstochter — sich in eine spanische Rollwand verstecke, die uns nur die hölzerne Rückseite bot, während das teure Menschenwesen für unsere Blicke schlechterdings unsichtbar eingewickelt blieb, bis Liebig gelegentlich mit einem knallenden Experiment auch seine vornehme Hörerin aus ihrer Höhle vertrieb.

Noch zehn Jahre, nachdem wir hier in Zürich schon Hunderte von Studentinnen in unseren Hörsälen unterrichtet und durch manche sieghafte Prüfung geführt hatten, kam auf der stark besuchten 48. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Graz (September 1875) ein angesehener Berliner Mediziner in hochtönenden Reden gegen das Frauenstudium zu Wort. Gegen den Schluß seiner Rede weinte er fast und flennte er schier. Er sprach sehr rührend, und drollig war's, wie die Mehrzahl der 1500 anwesenden Naturforscher und Ärzte lebhaft Beifall klatschte. Geben wir ihm hier für ein paar seiner schönsten Verse das Wort!

Am Schlusse seines Vortrags „Über die Ziele und Aufgaben der Krankenpflege" postulierte Dr. Ravoth mit aller Vehemenz die Trennung der Geschlechter auch in allerlei Pflege der Kranken. Seine Begründung lautet: „Trennung der Geschlechter ist das Fundamentalgesetz der Natur, auf der ihr ewiger Verjüngungsprozeß beruht und welches in letzter Instanz unsere ganze sittliche Weltordnung reguliert." (Sind das nicht grausamlich verdrehte Phrasen? Oder ist dem nicht so, daß gerade das Gegenteil der Ravothschen Phrasen die Wahrheit ist?)

Der grimmige Gegner des Frauenstudiums fährt weiter: „Viele der exorbitanten Bestrebungen, welche den Kreis weiblicher Tätigkeit erweitern, ja der männlichen auf allen Seiten des Lebens unbeschränkte Konkurrenz machen wollen (oh, ahnungsvoller Engel du!), verstoßen gegen dies

Fundamentalgesetz und werden von demselben früher oder später ihre Korrektur erfahren. Gerade dem vielen dialektischen, ja sophistischen Gerede über die sogenannte Frauenfrage kann und muß nach meinem Dafürhalten die kompetente und berechtigte Naturforschung (was heißt denn das? — Phrasen! Phrasen! Wortgeklingel!) mit einem derartigen kategorischen Imperativ gegenübertreten und den unabänderlichen Gesetzesstandpunkt geltend machen. Und wahrlich, weshalb soll und will sich das Weib nicht mit der erhabenen Stellung innerhalb der Gesellschaft begnügen, daß sie in Familie und Staat als echte Priesterin der sittlichen Mächte des heiligen Feuers wache? Kann doch nur so und nur dann das hohe Weibliche erhalten bleiben, was die Menschheit hinanzieht. Wollen Sie diese Ihre eigentliche Berufsstellung aufgeben, meine Damen, wollen Sie auf allen Gebieten des Lebens mit dem männlichen Tun und Schaffen in unbeschränkte Konkurrenz treten, so will ich nicht so ungalant sein, Ihnen die Fähigkeit dazu abzusprechen. Aber ohne Verstoß, ja Aufhebung des genannten Fundamentalgesetzes der Natur werden Sie dies nicht können. Dann aber würde der Genius der Menschheit (hier beginnt das Flennen und Tränengerinsel) um den unersetzlichen Verlust des hohen Weiblichen in tiefe Trauer versetzt werden, und wir armen Männer (wer weinte da nicht?) würden nicht mehr imstande sein, Sie — meine Damen — noch in Wort und Lied zu feiern." — —

So redete ein angesehener Berliner Arzt vor 26 Jahren, und seine wimmernde Rede wurde mit riesigem Beifall beklatscht; denn die Mehrzahl der damals versammelten Herren Ärzte, zumal diejenigen aus dem Norden Deutschlands, waren derselben Meinung wie der Redner.

Gegen diese mißverstandene Apotheose des „Ewig-Weiblichen", die von den Epigonen geradezu in eine Apotheose der weiblichen Unwissenheit und Kindischheit verdreht wurde, haben wir einige Jahrzehnte emsiglich kämpfen müssen, und

wir sind mit diesem faulen Zauber auch heute noch nicht zu Ende. Das Gespenst des Vorurteils, demzufolge jedes freie Weib ein alles Liebreizes bares Wesen sein werde, ist noch nicht ganz tot: da und dort zuckt an diesem sterbenden Unwesen noch ein mächtiger Streckmuskel, zumal dann, wenn wir das bittere Salz der Satire darauf streuen. Aber durch die Hochschulwelt des ganzen zivilisierten Abendlandes weht dermalen doch ein ganz fröhlicher Hauch der Freiheit und Geistesfreude über ein Neues, so da in Gestalt des Frauenstudiums zu uns gekommen und auch ganz erfreulich geraten ist, solcherart, daß es wie ein neuer Merkstein am Kulturgang der Menschheit erscheinen mag.

Fast alle festländischen europäischen Hochschulen haben nun doch innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre dem wissensdurstigen Weibe die Tore geöffnet: die einen frühe, die anderen spät — das ist nebensächlich: denn „spät kommt ihr, doch ihr kommt!" Es gibt nun schon in vielen Städten weibliche Ärzte (manche derselben sind meine Schülerinnen); es gibt sogar weibliche Rechtsanwälte, weibliche Apotheker, weibliche Verwaltungsbeamte, weibliche Fabrikinspektoren, Statistiker, Nationalökonomen, weibliche Professoren, weibliche Naturforscher, Geologen, Paläontologen, Zoologen, Botaniker, Mineralogen, weibliche Zahntechniker, weibliche Direktoren großer gelehrter Institute und auch weibliche Vorsitzende von Wohlfahrtsanstalten — aber glücklicherweise keine weiblichen Theologen, so daß keine Gefahr vorhanden ist, es werden uns auch noch die Männer in hellen Haufen zur Kirche laufen, weil dort etwa ein beredtes hübsches Weib die Weisheit des Himmels lehrte.

In allen weltlichen Wissenszweigen hat das Weib den Beweis seiner Befähigung zum Lernen und zum Forschen erbracht. Daß es der Theologie sich bis jetzt ferne hielt, das ist ein bedeutsamer Beweis dafür, wie sehr man unrecht tut, wenn dem weiblichen Geschlecht ein übermächtiges Hinneigen zu metaphysischer Zauberei zugeschrieben wird.

Man gebe dem Weibe (wie dem Manne) wissenschaftliche Erkenntnis, man führe das Weib in die Methode logischen Denkens und induktiven Forschens ein, man mache ihm die Bahn zu jeglicher geistigen Entwicklung frei: — so wird das Weib vom Kirchenzauber lassen und das Wort von angeborener Betschwesterlichkeit ganz lustig Lügen strafen. Solche Zuversicht erwuchs uns aus fünfunddreißigjährigem Beobachten. Das *wissende* Weib wird ebenso selten Betschwester sein, wie der *wissende* Mann Betbruder ist. Wir haben hier in Zürich während der letzten sechsunddreißig Jahre ein paar tausend Studentinnen nach Leistungsfähigkeit und Lebensart kennen gelernt. Viele von ihnen gehörten zur Elite der geistig Befähigtsten und zur Elite nach Fleiß und Lebensart. Manche promovierten mit Auszeichnung, und einige holten sich den Lorbeer des Siegers im Wettbewerb um die Lösung von schweren wissenschaftlichen Aufgaben. Und weiterhin müssen wir konstatieren: die Ergebnisse unserer langjährigen Erfahrungen sind solcher Art, daß wir sagen müssen — die Anwesenheit und Mitarbeit studierender Damen hat auf die Haltung und den Lebens- und Lernernst der männlichen Studentenschaft nicht allein nicht schädigend, sondern eminent *fördernd* eingewirkt. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts erziehen sich *selbst*; das gilt gegenseitig! Und darum wird auch keiner von uns erfahrenen Professoren jemals sein Votum auf Trennung der Geschlechter abgeben, weder für niedrige, noch für mittlere, noch für die höchsten Schulstufen.

Allerdings sind den männlichen Studenten tatsächlich gefährliche Konkurrentinnen erwachsen; denn die studierenden Damen kneipen nicht und verlieren auch keine Zeit auf dem Fechtboden, noch treiben sie andere Allotria, bei dem sie in der Arbeit gestört würden; sie leiden auch nie an Katzenjammer und brauchen keinen Frühschoppen. Sie leben still und eingezogen in ihren engeren Kreisen. So konzentrieren sie ihre ganze geistige Kraft auf die Erreichung ihres Zieles.

Wer daher — unter den männlichen Kommilitonen — bei gleicher geistiger Begabung erfolgreicher Konkurrent sein will, der weiß, daß emsige Arbeit und peinliche Gewissenhaftigkeit zur conditio sine qua non gehören.

Ich bin überzeugt, daß dies kein zu unterschätzender, sondern ein sehr bedeutender Faktor zur gedeihlichen Weiterentwicklung unserer Hochschulen sein wird. Er wirkt als Remedur für gewisse, neuzeitlich unliebsam hervorbrechende Tendenzen im Jungvolk unserer Akademien, von denen Theobald Zieglers Buch vom „Deutschen Studenten" in wiederholten Auflagen gesprochen hat.

Nun kommt aber die alte philiströse „sittliche" Furcht, das schwarze Gespenst des rosigen Verliebtwerdens! — — „Wie? beiderlei Leute im gleichen Hörsaal, im gleichen Laboratorium, im gleichen Korridor und Treppenhaus? Wird da nicht Unglück geschehen? Werden sich nicht diese hübschen frohlebigen Jünglinge und Jungfrauen, die sich täglich sehen und gelegentlich auch sprechen können, mitunter verlieben? Werden sie da nicht über dem Lieben das Studieren vergessen? Werden sie nicht daran fürs ganze Leben Schiffbruch leiden?"

Das ist nun gleich eine ganze Handvoll heikler Fragen, die allerdings noch nicht sehr stark nach der Lex-Heinze duften, die aber doch ein wenig von der Teufelei jenes Lex-Heinze-Geistes angehaucht sind. Mit ein paar wenigen Worten kann man auf so vielerlei diskrete Fragen auch nicht gleich genügende Antwort geben. Ich werde mich daher auf die Hauptsache beschränken und zunächst meinen Standpunkt markieren, von welchem aus ich diese heikeln Fragen betrachten möchte: Gesunden jungen Leuten wird kein vernünftiger Mensch das Lieben verbieten wollen; nur die Kirche Roms darf sich solche naturwidrigen Verbote erlauben — und das auch nicht mehr so lange, als es bis jetzt schon angedauert hat. Dann gehört die Liebe nicht minder als die Religion zu den ureigensten Privatsachen,

in welche hinein kein anderer Mensch was zu reden haben soll, als eben die zwei, um welche es sich in dieser Privatsache handelt. So geschieht es auch anderswo in der lebendigen Natur, wo sich das Prinzip herrlich bewährt hat. — Es ist aber noch einiges zu sagen: Wir haben innerhalb drei bis vier Jahrzehnten, da es Studentinnen auf unseren Hochschulen gibt, reichlich beobachtet, daß der feste Wille, etwas Rechtes zu werden, von der übergroßen Mehrzahl der Studierenden beiderlei Geschlechts auf unsere Universitäten und Akademien mitgebracht wird. Das weiß Männlein und Weiblein, und dementsprechend gibt sich ihr beiderseitiges Verhalten. Es ist uns nie zu Ohren gekommen, daß eine Prüfung fehlgeschlagen, weil der Kandidat und die Kandidatin die Zeit mit Liebeleien vertrödelt hätten. Wie häufig kommt es dagegen vor, daß schwache Charaktere unter der männlichen Jugend Schiffbruch leiden in Kneipgewohnheiten und Kneipenliebschaften, an denen die Studentinnen fürwahr so unschuldig sind wie Zoroaster am Kindermord zu Bethlehem.

Dann meinen wir: gut erzogene junge Leute beiderlei Geschlechts brauchen auch während der akademischen Studienzeit nicht absolut gefeit zu sein gegen den göttlichen Zauberer Eros, um ganz ohne Fährde dem Ziel des akademischen Entwicklungsganges entgegen zu steuern. Was verschlägt denn das, wenn einmal zwei menschliche Wesen auf akademischen Pfaden sich lieben lernen! Haben sie denn nicht gerade in dieser Zeit ihrer geistigen Klärung die beste Gelegenheit, sich gegenseitig kennen zu lernen nach ihrer Eigenart, ihrer Befähigung, ihrer Charakterstärke und ganzen menschlichen Größe; viel besser, als es auf dem Parkett des Ballsaales bei bürgerlichen Anlässen zu geschehen pflegt, wo doch so viele Ehen ihren Ursprung nehmen, von denen man obendrein noch kühnlich behauptet, sie seien im Himmel geschlossen! Tatsächlich ist es nicht selten vorgekommen, daß Kommilitonen sich zu glücklicher Ehe vereinigt haben,

nachdem sie — als Student und Studentin miteinander wetteifernd, Stufe um Stufe erklommen und sieghaft durch alle Prüfungen gelaufen. Hier in Zürich kennen wir etliche solcher Beispiele, vor denen jeder tugendhafte Philister seinen Hut zieht. Wer hätte denn da was hineinzureden? Nur Verächter des blutwarmen, des wahren und gesunden — nicht des verlogenen und angekränkelten Lebens — mögen daran zu nörgeln haben.

Ein letztes noch: Die Gegner des Frauenstudiums gaben vor, als fürchteten sie den Verlust der „Weiblichkeit" bei denjenigen Frauen, die regelrecht studieren. Darüber ein langes und breites zu reden, hat keinen Zweck. Ich konstatiere einzig die Tatsache, daß ich gar manche wackere Hausfrau und Mutter kenne, die regelrecht wirklich studiert hat und trotz des abgelegten Staatsexamens und trotz des Doktortitels die hohe „Weiblichkeit" behalten hat. Im täglichen Leben erscheinen diese gelehrten Frauen gar nicht als etwas Absonderliches;* höchstens unterscheiden sie sich von

---

* Es ist geradezu komisch, wie sich philiströse Gelehrte, denen bis heute das studierte Weib ein Greuel und eine Vogelscheuche gewesen ist — natürlich in der Einbildung! — dann benehmen, wenn des Schicksals Tücke sie zufällig in den Kreis einer studierten Frau hineinführt. „Ei was?! Die hat auf Hochschulen studiert, die hat sogar ganz regelrecht Preisaufgaben gelöst, die hat sogar den Doktor mit Auszeichnung gemacht?! Unmöglich! Man sieht's ihr gar nicht an, und sie hat so liebe Kinder und ist ein so liebes munteres Frauenwesen, dem man gar nichts Studiertes, gar nichts Emanzipiertes ansieht, weil sie so rosig und so gesund, so seelisch-heiter und so glücklich erscheint! — — — — Das hätt' ich mir im Leben nie gedacht, daß eine studierte Frau so natürlich und so gesund, so liebenswürdig und so angenehm wie eine andere, wie eine Nichtstudierte sein könnte!"

So ergeht es den männlichen Gelehrten, wenn sie in philiströsen Vorurteilen befangen sind. Nur die Anschauung kann

anderen Frauen ihrer Standesklasse durch größere Bescheidenheit in Rede und — — Putz. Sie nehmen daher eine sehr geachtete Stellung ein und erweisen sich als mächtige Förderinnen der Erziehung von Jugend und Volk. Möchten ihrer nur mehr werden!*

Summa summarum: Die Studentin gehört ebensogut in unsere Kulturwelt hinein als der Student; denn sie gibt

---

sie von Narreteien kurieren. Deshalb geht es so langsam mit dem Besserwerden in Ansehung der Frauenrechte und der Frauenpflichten und der Frauenwürde. Geduld muß man haben, am meisten mit den Philistern!

* Ja, sie sollen ihrer noch mehr werden, die geistig entwickelten und wahrhaft gebildeten Frauen, die ebenbürtig neben und mit dem Manne kämpfen für Mehrung der Rechte und Freiheiten des Weibes, auf daß sie verhüten, was exaltierte Taumelnde unter den Emanzipationssüchtigsten heute schon auf ihre Freiheitsfahne zu schreiben vorhaben: die Knechtung des Mannes unter den Willen des freien Weibes. War es durch Jahrtausende ein Unrecht, dem Weibe in brutalen Worten zu sagen: „Dein Wille soll dem Manne unterworfen sein, und er — der Mann — soll dein Herr sein!“ so wär' es ein Fluch von ebensolchem Verhängnis, wenn das emanzipierte Weib sich suggerieren wollte: „Sein Wille — des Mannes Wille — soll mir, dem Weibe, unterworfen sein, und ich will seine Herrin sein!“ — Nicht herrschen sollt ihr übereinander, weder mit Stiefelabsätzen noch mit Pantöffelchen, sondern kämpfen und arbeiten sollt ihr beide — Mann und Weib — ebenbürtig nebeneinander, kämpfen und arbeiten für die Freiheit und an der Befreiung aus alter sündhafter Torheit der Vorfahren. Verhütet, daß ihr vom einen Extrem ins andere Extrem fallet und von einer Torheit und Ungerechtigkeit in die andere Torheit und Ungerechtigkeit geratet; denn dann wär' der zweite Betrug ärger denn der erste. — Zur rechten Arbeit und zum rechten Ziel bedürfen wir der Kraft beider — des Weibes wie des Mannes: niemand soll herrschen wollen! Denn wer herrschen will, der wird dienen müssen. Das sollten wir beide wissen: Mann und Weib.

ebenfalls einen Faktor der Weiterentwicklung unseres Geschlechtes ab. Ein wissendes Weib taugt alleweil mehr als ein unwissendes. Alle gegenteiligen Behauptungen haben sich als Irrtümer und Vorurteile herausgestellt.

Wer wollte weiterhin gegen den Strom lebendiger Entwicklung mit stumpfen Werkzeugen und ohnmächtigen Praktiken ankämpfen?

Prügel-Pädagogen.

Vorbemerkung.

Im Januar 1904 kam infolge einer Gerichtsverhandlung wegen körperlicher Züchtigung in der Schule große Bewegung in einen Teil der deutschen Lehrer- und Elternschaft. Eine lebhafte Diskussion bewegte sich lange Zeit um die Frage: „Darf in der Schule körperliche Züchtigung überhaupt angewendet werden oder nicht?“ Diese Frage ist sehr alt; denn sie ist eine Kulturfrage. Aber für Deutschland und die Schweiz ist sie noch nicht gelöst, wohl aber für Österreich und für — — Rußland, wo in der Schule nicht mehr geprügelt wird. Ich ließ mich hinreißen, auch mein Sprüchlein zu sagen, das die „Frankfurter Zeitung“ in Nr. 25, 1904, zum Abdruck brachte. Es lautete:

I.

Zum Artikel „Gegen die Prügelpädagogen“ (Frankfurter Zeitung, Nr. 18) möchte ich alter Schulmeister auch ein paar wohlgemeinte Bemerkungen machen. Ich glaube dazu berechtigt zu sein durch eine lange Erfahrung, welche sich auf einundvierzig Jahre erstreckt und so ziemlich alle Schulstufen vom Abc-Schützen an bis zum Hochschulstudenten als Substrat umfaßt. Zunächst deklariere ich meinen Standpunkt: Kein guter Vater und keine gute Mutter wird die eigenen Kinder prügeln. Wer als Vater oder als Mutter „prügeln zu müssen“ behauptet, stellt sich selbst ein Armutszeugnis aus und — verdient vielleicht selbst die Prügel, welche die Jungens bekommen. Ich sah eine

Musterfamilie von zehn Personen: Vater, Mutter und acht Kinder, Söhne und Töchter, klein und groß wie Orgelpfeifen schön ordnungsmäßig aufeinander folgend — kein einziges dieser Kinder hat jemals Prügel bekommen, und alle diese acht lebendigen Rangen männlichen und weiblichen Geschlechtes sind ausnehmend gut geraten, weil ihre Mutter eine feine Erzieherin „von Gottes Gnaden“ gewesen. Auch die Lehrer und Lehrerinnen jener acht Rangen haben nie zu prügeln Anlaß gehabt und doch saßen recht lose Mitschüler in denselben Klassen.

Wie nun aber?: wenn die Mütter und die Väter der Jungen selbst nicht erzogen sind? wenn die Eltern der Schüler ihre eigenen Kinder mit Prügeln und Scheltworten jeden Tag des langen Jahres immer ein bißchen mehr verderben? — wie kann der Lehrer in der Schule da noch auskommen, oh — es ist ja abscheulich zu sagen: wie kann der Lehrer mit solch verdorbenem, im Elternhaus verdorbenem und an Prügel gewöhntem Schülermaterial noch auskommen, wenn man ihm sagt: „Unter keinen Umständen darfst du körperlich züchtigen! du mußt dir Widerstand und Bosheit bis zum Exzeß gefallen lassen, du mußt dir von solchem verdorbenen Rangen ins Gesicht spucken und dir Scheltworte zurufen lassen, ohne daß du eine Wimper zuckst; denn du darfst nicht körperlich züchtigen, auch dann nicht dich wehren, wenn dir der Range ein Bein stellt und dein Genick in Brüche geht!“ — — Oh, das sieht auf dem Papier mit den vielen §-Zeichen sehr schön, sehr ethisch, sehr erhaben aus. Aber das taugt in unserer Zeit des Überganges von einer alten Welt voller Prügelpädagogik zu der neuen Welt menschenwürdiger Erziehung einstweilen noch nur wie ein — heute unerreichbares Ideal, ist also einstweilen noch nicht durchführbar. Nach hundert oder zweihundert Jahren vielleicht, wenn wir alle recht fleißig am Bessermachen mithelfen, ja! Aber heute noch nicht, wenigstens nicht allerorten!

Wir alle, die wir der Meinung sind, es seien die Prügel aus der Welt zu schaffen, wir wollen in natürlicher Entwicklung, die ja stets langsam vorschreitet, nur das Menschenmögliche zur Zeit fixieren und wollen einstweilen festlegen:

1. Anzustreben ist eine Erziehung in Schule und Haus, ohne daß jemals körperliche Züchtigung angewendet werde.

2. Jeder Lehrer wird sich's zur Aufgabe machen, ohne Stock oder Strafgerte mit seinen Schülern ans Ziel zu kommen.

3. Nur im äußersten Notfall, wo offenkundige Böswilligkeit oder bewußte Herausforderung oder sträflicher Widerstand gegen die Möglichkeit eines gedeihlichen Weiterschreitens in Unterricht und Erziehung offenkundig zutage liegt: nur in diesem äußersten Notfall soll es dem wehrlosen Lehrer gestattet sein, zu gelinder körperlicher Züchtigung zu schreiten.

Sie sehen also, geehrtester Herr Redakteur und Sie dort drüben, Sie tapfere Mutter in der „Kleinen Presse": im Grunde bin ich — also prinzipiell — gegen alles Prügeln in Schule und Haus. Aber einstweilen sind unsere Herren Eltern noch lange nicht alle dieser gleichen Meinung und viele Väter und Mütter prügeln heutzutage noch ihre eigenen lieben Kinder bei jedem Anlaß. Wenn wir mit einem scharfen Gesetzesparagraph dem Lehrer jede Art körperlicher Züchtigung verbieten wollen, so müssen wir erst einen Paragraphen vorausgehen lassen, der also lautet: wer Vater oder Mutter eines schulpflichtigen Kindes ist, hat gegenüber solchen schulpflichtigen Kindern jede körperliche Züchtigung zu unterlassen, nicht allein um der eigenen Kinder willen, sondern im eigenen Interesse zu gedeihlicher Selbsterziehung und im Interesse der Schule, in welche die Kinder geschickt werden müssen. Dann, aber erst dann wird es dem Lehrer möglich sein, auch ohne Gerte zum Ziel zu kommen. Und dann, wenn dies konsequent durchgeführt wird, wenn die Eltern wegen Prügelns ihrer eigenen Kinder

bestraft werden: erst dann mag man das Verbot erlassen: „In der Schule ist jede Art körperlicher Züchtigung untersagt.“ —

Mancher Leser wird einwenden: Seht doch den Idealisten! er will die Prügel aus der Schule und aus dem Elternhaus verabschieden und spricht doch bedingungsweise für Prügel!“ — Nun antworte ich mit einem tatsächlichen Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung:

Ehe ich zu den allerhöchsten Schulen überging, besorgte ich vikariatsweise während drei Semestern den Schuldienst an einer Realabteilung auf einer Dorfschule. Glücklichere Tage habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen als dort, wo ich zehn- bis vierzehnjährige Rangen beiderlei Geschlechtes zu unterrichten hatte. Gesegnet seien jene Tage meiner Schulmeisterei! Als ich die Lehrstelle antrat — an einem sonnigen Maienmorgen (1863) — und meine künftigen Schüler vor mir versammelt sah, eröffnete ich folgendes:

„Meine lieben kleinen und größeren Freunde; ich soll euer Lehrer sein: ich will aber in erster Linie euer Freund sein. Viel und oft ist hier geprügelt worden. Versuchen wir es nun, ohne Prügel unser Ziel zu erreichen. Das wird besser sein.“

Und es ging herrlich. Sie alle, diese lebhaften Buben und Mädels, liebten den jungen Lehrer und es ging ohne Prügel — ein, zwei Semester lang — munter vorwärts. War das ein frohes Schaffen! Wie stolz war dieser Schulmeister auf seine Kunst, ohne Prügel durchzukommen! — Da kam das Verhängnis in Gestalt eines untersetzten Rangen, der jeden Tag von seiner brutalen Mutter seine „Haue“ abkriegte. Einige Monate marschierte er unter meinem Friedensbanner ganz flott mit. Plötzlich aber überkam's ihn: Stopp! — An einem Samstag Morgen überraschte er durch totale Versagung. Eine Strafaufgabe, für die er volle acht Tage Zeit bekam, blieb unbeachtet. Dieselbe Strafaufgabe ward auf die Hälfte reduziert und der

Termin wieder um acht Tage verlängert. Erfolg: keine Spur irgendwelchen Bemühens! Nun ward ein kleinstes Minimum von Leistung beansprucht und der Termin um eine dritte Woche verlängert. Mit Zagen sah ich dem Resultat entgegen. Leistung des Schülers! — Null! — Dieser Prügeljunge aus dem Elternhaus hatte sich in den starren Schädel gesetzt: „Dem Lehrer werd' ich zeigen, wer Meister ist, wenn er sich fürchtet, Prügel zu geben." Und richtig: er bekam die Gerte auf den elastischen Teil seines Revers in ganz anständiger Dosis — zum Entsetzen seiner Mitschüler. — Von diesem Tage ab, den ich keineswegs segne, war der Bengel ein Musterschüler. „Mein Liebchen, was willst du noch mehr?" — Theorie und Praxis, das sind zweierlei Dinge.

II.

Infolge meines Artikels (Feuilleton der Frankfurter Zeitung Nr. 25) ging mir aus einer westdeutschen Stadt (Poststempel Mannheim, 27. Januar 1904) ein anonymer Brief zu, der meines Erachtens trotz seiner Anonymität verdient, an gleicher Stelle reproduziert zu werden. Vorab werden die Leserinnen, dann aber auch die Väter und die Lehrer hier manchen heilsamen Gedanken in präziser und zugleich schöner Form ausgesprochen sehen über Dinge und Geschehnisse, die anderen Ortes viel weniger klar zur Diskussion kamen. Hier der Brief, welcher der geehrten Verfasserin hiermit bestens verdankt sei.

27. Januar 1904.

Sehr geehrter Herr!

Verzeihen Sie, daß ich ohne Namensnennung schreibe: ich will Ihnen nur danken. Ihr Artikel in Nr. 25 der „Frankfurter Zeitung" ist nach meinem Empfinden das einzig Zutreffende — praktisch und ideal zugleich —, was bisher über Prügelpädagogik geschrieben ward.

Ich danke Ihnen, obgleich mein Gewissen nicht ganz frei von Schuld ist. Längst bin ich über die Erziehungspraxis hinaus, fast eine alte Frau.

Gegen meine fünf Kinder war ich zärtlich und gerecht; ich wachte über ihre Entwicklung, behandelte ein jedes nach seiner Eigenart, spielte mit ihnen, lehrte und wehrte, weckte in ihren Herzen den Sinn für das Schöne.

Sie sind brave Menschen geworden, und ich habe das Glück, daß sie mir Freunde geblieben sind — aber, ich habe geprügelt.

Nicht in der buchstäblichen Weise mit Stock oder Rute! wenn sie aber dem Eckestehen entwachsen waren, gab es zu Zeiten rechtschaffene Klapse.

Sicher wäre es auch ohne Haue gegangen, wenn man sich von Anfang an danach eingerichtet hätte. Es war aber so der Brauch, und, wie die Sache lag, fühlten sie sich sämtlich ganz wohl dabei und gar nicht in ihrer Menschenwürde gekränkt.

Man regierte damals nach dem Prinzip des königlichen Prügelpädagogen Salomo und nach dem Sprichwort: Kinder und junge Hunde brauchen Schläge.

Inzwischen fand ich sogar heraus, daß man Hunde ohne Prügel aufziehen kann.

Eine jede Zeit trägt ihr Gepräge.

Die heutige will Hörigkeit abstreifen, übt Milde im Urteil und beim Strafen.

Das ist löblicher Fortschritt; in Erziehungsfragen legte sie den Grund zu einem neuen Übel: zum Kultus mit dem Kinde.

Meine Beobachtungen erstrecken sich auf die zwei letzten Jahrzehnte.

Das Streben, die Kindheit zu verschönen, wächst sich zu einer Verhimmelung aus. Die Natur muß sich entfalten, heißt es, wenn das Kind in den Mittelpunkt der Familie gedrängt, ermüdet vom Zuviel an Zerstreuungen und Spiel-

zeug — eigenwillig, blasiert, egoistisch und ungehorsam wird, ja nicht einmal gelehrt bekommt, daß noch ein höheres Forum besteht, wie das eigene kleine Ich.

Nun kommt der wunde Punkt: die Schule. Mitten heraus aus der absoluten Alleinherrschaft dorthin, wo ein anderer Wille fest und sicher leitet und ein Muß existiert.

Welche Qual für Schüler und Lehrer!

Hätten die Eltern den kleinen Menschlein schon vom Augenblick an, wo sich Vernunft zeigt, langsam einen kleinen Pflichtenkreis zugeteilt, anstatt sie zu tyrannisierenden Gottheiten des Hauses zu machen, so wäre ihnen weit mehr Gutes erwiesen und mehr Weh und Zwang erspart geblieben, und die Lehrer hätten ein müheloseres Amt.

Bei einem Manne von Ihrer reichen Erfahrung braucht es keiner weiteren Erklärung über diese Auswüchse erzieherischen Unverstandes.

Ich bitte, wenn Sie meine Ansicht teilen, so stellen Sie Ihre Feder auch in den Dienst dieser Sache. — — — —

Zwei Worte Berthold Auerbachs waren mir Richtschnur: „Erzieht nicht so viel an den Kindern herum, Gehorsam sei das oberste Gesetz!“ und „Haltet eine gute Ehe, dann werdet ihr gute Kinder erziehen.“

Wer weiß! Das gemeinsame Gut, die Kinder, sind oft das Band, das zusammenhält, was sonst sich lösen würde. —

Eine Großmutter.

Dieser Brief stimmt also in der Hauptsache mit dem Grundsatz überein, daß die körperliche Züchtigung aus der Erziehungspraxis in Schule und Haus auszumerzen sei.

III.

Zu derselben Ansicht kommt auch der Arzt, welcher — als bewährter Psychiater — in solchen Dingen mitzureden hat. Ich gebe hier meinem Freunde, Dr. Otto Juliusburger, Nervenarzt an der Heilanstalt Fichtenhof, Schlachten-

see-Berlin, das Wort. Derselbe schrieb mir unterm 8. Februar 1904, im Anschluß an meinen Artikel in der „Frankfurter Zeitung“ folgende, sehr zutreffende Randglossen:

„Nach meinen Erfahrungen handelt es sich bei den Zöglingen (und Schülern), die den Lehrer reizen, in sehr, sehr vielen Fällen um pathologische Naturen. Entweder besteht eine eben in die Erscheinung tretende Moral insanity oder eine sogenannte Hebephrenie, respektive Katatonie. Gerade die mangelnde Aufmerksamkeit, der passive Widerstand, das dem Willen des Lehrers entgegengesetzte Handeln und die Störrigkeit sind für die Hebephrenie charakteristische Zeichen. Wir lernen erst jetzt die Hebephrenie richtig auffassen, in ihrem Werdegang begreifen und die Bedeutung ihrer Symptome schätzen. Noch ist diese Erkrankung nicht allen Ärzten geläufig, geschweige den Erziehern. Ich meine aber, daß die Lehrer entschieden sich über die Elementarsymptome der jugendlichen Geisteskrankheiten unterrichten sollten. Ich verlange von ihnen keine psychiatrische Ausbildung, nur mögen sie soviel wissen, um im gegebenen Falle zum Zweifel angeregt zu werden und statt des Stockes zunächst den sachverständigen Arzt zu rufen. Nur allzuoft wird fortgesetzt gestraft und die rechtzeitige Ausschulung versäumt, dadurch aber das Übel nur vergrößert.

Glauben Sie nicht, lieber Herr Professor, daß ich in jedem ungezogenen Kinde nach Krankheit fahnde; für dieses und jenes mögen gelegentlich richtig abgemessene Prügel am Platze sein. Nur behaupte ich auf Grund eigener zahlreicher Erfahrungen, daß viele, oft hart gescholtene und lieblos angefaßte Kinder allerdings krank sind und demgemäß erzogen werden müssen.“

So der menschenkundige und menschenfreundliche Arzt. Ich meine, das ist wert, beherzigt zu werden. Geschieht es, so wird man auch ohne weiteres einsehen, daß es mit dem bisherigen System der Lehrerbildung weit herum noch sehr mißlich bestellt ist und daß es damit erst besser

werden wird, wenn die Lehrer **aller** Unterrichtsstufen — auch die marternden Lehrer philologischer Provenienz — wirklich etwas mehr vom Naturwissen, wie es auf den Hochschulen gelehrt wird, erfahren. Der Volksschullehrer soll nicht bloß das wissen, was er seine Schüler zu lehren hat: er sollte auch vieles, vieles kennen und wissen, was der **Arzt** kennen und wissen muß. Dann wird es nicht mehr geschehen können, daß ein Kind oder ein Zögling von krankhafter Anlage durch einen unwissenden, verständnislosen Schulmeister zu Tode gequält wird. Mit der Errungenschaft einer zweckentsprechenden Lehrerbildung wird auch der Tag herbeigekommen sein, da viel Unrecht und viel Sünde aus der Schulpraxis für immer verschwinden wird.

IV.

Aus der ganzen, ungemein interessanten Diskussion über die **Prügelpädagogik** resultierte nach meiner Auffassung folgendes:

Die Schulpraxis von Deutschland und der Schweiz steht in Sachen der Prügelfrage entschieden zurück, weit hinter derjenigen der Vereinigten Staaten Amerikas, auch weit hinter der Schulpraxis von Frankreich, von Österreich und — — von Rußland, dem Eden der Knute, wo die körperliche Züchtigung von der Bildfläche aller Schulen verschwunden ist. Von diesen Ländern können wir Schweizer und Deutsche noch einiges lernen. Tun wir das!

Ich meine aber noch ein anderes: Gründlich verabschieden können wir die Prügelpraxis der Schule erst dann, wenn auch das Elternhaus oder Kinderheim auf diese elende Praxis verzichten wird. Wie nun? — Derselbe Staat, der jeden Vater und jede Mutter verpflichtet, die Kinder zur Schule zu schicken, dürfte wohl auch dafür sorgen, daß das Schülermaterial in einem normalen, nicht in einem verdorbenen, durch elterliche Roheit vertierten Zustand an die Staats- und Gemeindeschule übergeben werde. Warum

schreitet die staatliche Polizei erst dann schützend gegen die Barbarei von Eltern oder Pflegeeltern ein, wenn es zu spät ist, wenn das verprügelte Kind der Mißhandlung seiner Erzeuger oder seiner Pfleger schon erlegen ist!

Warum verbietet der Staat nicht in erster Linie alle körperliche Züchtigung im Elternheim, da er — der Staat — schon längst mit den Leibesstrafen in Zuchthäusern und Korrektionsanstalten aufgeräumt hat? — — Man sage nicht, daß es unmöglich sei, Kinder ohne Prügel zu rechten Menschen heranzuziehen. Das ist eine Fabel und wir sind in Ansehung der Erziehungsmaximen schon längst über den „weisen" Salomo, sogar über Pestalozzi hinaus, dem das Wort in den Mund gelegt wird: „Auf eine Lüge gehört eine Ohrfeige." Unsere Vorfahren staken eben noch tiefer in der Tierheit als wir Kinder des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts. Unsere Kinder sind nicht mehr so viel Tier, wie es nötig wäre, um sie absolut wie Tiere behandeln und schlagen zu müssen.

Das Erziehen ohne Prügel ist kein unerreichbares Ideal. Suchen wir es also zu erreichen, recht bald!

Der Zeichnungsunterricht in der Volks- und Mittelschule beider Weltteile.

Vorbemerkung.

Dieser Aufsatz datiert aus dem Anfang von 1889 und kam im XI. Jahrgang der von Dr. Dittes in Wien redigierten, vortrefflichen pädagogischen Zeitschrift „Pädagogium“ [7. Heft, 1889] zum erstenmal zum Abdruck. Er fand in den maßgebenden Kreisen des alten Erdteils großes Interesse. In Amerika erschien dieser Aufsatz ohne Zutun des Verfassers in englischer Übersetzung als besondere Broschüre, die in Tausenden von Exemplaren Verbreitung gefunden hat.

Seither — im Raume von 15 Jahren — ist die Frage des hochwichtigen Zeichnungsunterrichtes hüben und drüben lebhaft diskutiert und ganz bedeutend gefördert worden. Tatsächlich ist dieses Lehrfach nun zu einem Hauptfach avanciert. Mit Vergnügen konstatiere ich das:

„Der Stein, den die Bauleute einst verworfen haben, ist nun zum Eckstein geworden.“

* * *

Wenn ich in nachstehenden Ausführungen eine hochwichtige pädagogische Frage in den Kreis meiner Erörterungen ziehe, eine Frage, welche scheinbar abseits von meinem eigenen Lehrfelde liegt, so daß ja leicht der Vorwurf erhoben werden könnte, als sei ich in solcher Sache zu urteilen nicht kompetent: so scheint es passend, daß ich mich dem Leserkreis dieser Zeitschrift gegenüber erst legitimiere und meine Berechtigung erweise, über den Zeichenunterricht in der Ver-

gangenheit und Gegenwart ein nicht ganz unberufenes Urteil auszusprechen. Ich hatte das Unglück (oder auch das Glück?), in meinen Knabenjahren lauter Volks- und Mittelschulen passieren zu müssen, wo die Lehrer nicht nur kein Zeichentalent, sondern auch keine Unterrichtsmethode in diesem Fache besaßen, und wo sie alle darin übereinstimmten, daß es ohne Bedeutung sei, dieses Nebenfach zu kultivieren oder zu vernachlässigen. Man gab mir auf meinen Wunsch eben nur sogenannte „Vorlagen“ aller Art, lithographierte Bilder von allen möglichen und unmöglichen Dingen, und da ich jeweilen alsbald die sämtlichen Vorlagen kopiert hatte, so kamen Kalenderbilder, gemalte Landschaften, Porträts aus Zeitschriften und dergleichen an die Reihe. Im Seminar, wo junge Lehrer herangebildet zu werden pflegen, überließ man meinen künstlerischen Drang zum Zeichnen und Malen ganz und gar der Privatinitiative des Schülers, der in diesem Falle allerdings geschickter war als die nichtzeichnenden Lehrer. Dann ward ich selbst Lehrer und betrieb mit den Schülern meiner Real- und Ergänzungsschule das Zeichnen als Lieblingsfach ebenso gut, als ich es damals verstand. Die Hochschulstudien in Naturwissenschaften führten mich in das Zeichnen nach dem Leben. Die Fertigkeit des mechanischen Zeichnens kam da trefflich zustatten; aber das Verständnis der Darstellung wirklicher Gegenstände durch die Zeichnung mußte eigentlich doch erst auf dieser Stufe erlernt werden. Das Schicksal führte mich von den Hochschulbänken in Lehrstellen an Mittelschulen und endlich selbst auf den Botanikkatheder der Universität, wo seit bald zwanzig Jahren meine Lehrtätigkeit in den botanischen Disziplinen fast ebensoviele Jahre kontinuierlichen Zeichnens bedeutet. Meine Publikationen wissenschaftlicher Arbeiten größeren Umfangs haben gerade wegen ihres zeichnend-darstellenden oder sogenannten „künstlerischen“ Charakters jenen Beifall gefunden, der mich legitimieren dürfte, im Rate der Pädagogen vom Zeichenfach mitzusprechen. Ich würde diese Ent-

wicklungsgeschichte nicht rekapituliert haben, wenn sie nicht geeignet wäre, in mehr als einer Beziehung sehr lehrreich zu sein. Einmal sehen wir daraus, daß die Bedeutung des Zeichnens vor zwei bis drei Jahrzehnten in den fortgeschrittensten Schulen des Schweizerlandes noch ganz und gar unterschätzt wurde. Es konnte bei Staatsprüfungen vorkommen, daß ein Lehramtskandidat im Examen durchfiel, wenn er die glänzendste Note im Fache des Zeichnens, dagegen eine „mindere" Note im Fache der „Religion" errang, während keiner, keiner durchfiel, wenn er in der „Religion" sehr gut, im Zeichnen dagegen herzlich schlecht bestand, denn letzteres Fach war ja Neben-, jenes andere aber — **Hauptfach**.... Was nun aber das Bedenkliche ist, was verdient, allen Freunden des Gedeihens der Schule und des Staates laut in die Ohren gerufen zu werden, das ist die Tatsache, daß es weitherum — nicht bloß im Schweizerland, sondern auch im Deutschen Reich und in Österreich — immer noch so bestellt ist, wie gezeigt worden: das Zeichnen wird immer noch vernachlässigt und als Nebenfach manchenorts geradezu verachtet, indes „höhere" Weisheit das Zepter führt. — — Wie viele kostbare Talente werden solcherart vergraben, wie viele unbezahlbare Naturgaben von der Schule selbst zu Boden gestampft, wie viel Naturkraft wird dem Staate, der ganzen Gesellschaft brachgelegt oder durch Maifröste der Schulpädagogik vernichtet! Aber der skizzierte Entwicklungsgang ist in anderer Beziehung auch lehrreich, insofern er einen Beweis abgibt für die ungeheure Bedeutung des Zeichnens als Erziehungs- und Bildungsmittel für das praktische Leben, wie für die Erringung einer Art Glückseligkeit, die dem sich entwickelnden Menschen auf den schweren Lebensweg mitgegeben werden kann. Ich will da ohne Umschweife konstatieren, daß ich heute nicht das Glück haben würde, Lehrer an der Universität zu sein in derjenigen Wissenschaft, die von altersher das Attribut „scientia amabilis" führt, wenn mir nicht vergönnt gewesen wäre, in ausgiebigstem

Maße von der Fertigkeit des Zeichnens und der künstlerischen Darstellung natürlicher Objekte überhaupt Gebrauch zu machen in den Stunden, da ich lehrend auf dem Katheder oder im Mikroskopiersaal beschäftigt war. Heute ist ein rechter Lehrer, der imstande ist, seine Schüler für Wissen und Können zu begeistern, in den Fächern der Naturwissenschaften gar nicht mehr denkbar, wenn ihm die Gabe der zeichnenden Darstellung abgeht. Der oratorisch vollendetste Vortrag über irgendwelche reale Dinge erscheint ungenügend im Vergleich mit einer anschaulichen, sei es bildlichen, sei es experimentellen Demonstration derselben Dinge. Es sind aber nicht bloß die Lehrer, welche der zeichnenden Darstellung fähig sein sollen, sein müssen, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden wollen, es sind alle wirklich mit realen Dingen arbeitenden Menschen dieser Fertigkeit oder „Kunst", wenn man das Zeichnen so nennen will, bedürftig. Ich kann mir keinen derselben denken, der nicht unzähligemal während eines einzigen Jahres in die Lage kommt, diese oder jene Sache durch eine Zeichnung, durch ein selbst hergestelltes Bild zu veranschaulichen.

Da wäre es also ein reiner Utilitätsgrund, welcher das Fach des Zeichnens aus seiner bislang vernachlässigten Stellung unter den Erziehungsmitteln heraus- und heraufzuheben vermöchte neben die sogenannten Hauptfächer. Es gibt noch einen anderen als den bloß materiell-nützlichen „Utilitätsstandpunkt" — ich meine die formale Bedeutung dieses Unterrichtsfaches: wer zeichnen lernt, der lernt beobachten, lernt unterscheiden, erkennen, sehen, wahrnehmen, wo andere nichts unterscheiden, nichts sehen, nichts lernen, nichts wahrnehmen. Sein Geist bekommt eine Schulung, eine Ausweitung, eine Schärfung, eine Ausstattung mit vollkommeneren Organen. Ich stehe nicht an zu erklären, daß zwei gleichgebildete und geistig gleichbegabte Menschen, von denen aber der eine Gesehenes zu zeichnen, der andere dasselbe nicht zu zeichnen imstande ist, vor Ge-

richt in Sachen eines Unglücksfalls als Zeugen erscheinend, sehr ungleiche Bedeutung haben müssen. Beide waren Miterlebende eines Eisenbahnunglücks — beide kamen bei der Entgleisung eines Schnellzugs mit heiler Haut davon, beide besehen sich gleichzeitig die Stätte des Jammers: der eine greift zum Skizzenbuch und *zeichnet* mit geübter Hand die Situation in raschvollendeter Skizze auf sein Papier und notiert, was er mit eigenen Augen sieht, in Wort und Bild, indes der andere *nicht* zeichnet, weil er's nicht gelernt hat. — Beide verlassen nach zwei Stunden die Unglücksstätte — *ungleich* reich an Eindrücken, *ungleich* zuverlässig im Abgeben von Zeugenaussagen; der *eine* — der Zeichnende — deponiert fast mit absoluter Sicherheit und erwirbt den Lobspruch des Richters und vielleicht den Dank eines unschuldig Angeklagten; der *andere*, der *nicht* gezeichnet hat, weil er's eben nicht lernte, deponiert unsicher, weil er weniger scharf gesehen und — *viel weniger* gesehen hat als der erstere. In der Abwägung der Aussagen beiderlei Zeugen wird der Richter aus mehreren und leicht ersichtlichen Gründen dem ersteren Hauptwert zuerkennen, dem letzteren vielleicht gar wegen Widersprüchen in der Zeugenaussage einen Verweis erteilen.

Ja, und das Leben, der Richterstuhl des Erfolges im Kampfe ums Dasein, wird sich den beiden Menschen gegenüber ganz ähnlich verhalten: der eine der beiden Daseinszeugen hat in Wirklichkeit ein gewichtiges Organ *mehr* als der andere. Es erscheint dieses Organ zwar nur in Gestalt der Fähigkeit, Gesehenes und Erlebtes bildlich zur Anschauung zu bringen — in Wirklichkeit sind aber alle seine Geistesorgane geschärfter, besser ausgebildet, der ganze Mensch leistungsfähiger, als es beim anderen der Fall ist.

In neuerer Zeit wurden von bedeutenden Pädagogen aller schulfreundlichen Länder große Anstrengungen gemacht, dem Zeichenunterricht nicht allein in gewerblichen Fachschulen, sondern auch in der allgemeinen Volks- und Mittel-

schule nach und nach zu seinem Rechte zu verhelfen. Die Entwicklung der Industrie und des Handels, die rigorose Konkurrenz auf allen Gebieten des werktätigen Schaffens, sowie immer häufiger werdende Krisen im ökonomischen Entwicklungsgang der Völker mußten Anlaß und Gründe abgeben zu gesteigerten Mehrforderungen an die Schule. Dazu kam die seit Darwin zu ungeahnter Entwicklung gekommene Naturerkenntnis, welche aus Gelehrtenkreisen in alle Schichten des Volkes hinausgeleitet wurde durch die populärwissenschaftliche Literatur und die geistige Großmacht der Tagespresse. Man erkannte die Wichtigkeit der auf fast allen Gebieten des Denkens und Schaffens dominierenden Einfluß gewinnenden Naturwissenschaft. Die Uneingeweihten und Nichtunterrichteten sahen sich mehr und mehr im Vergleich mit den Wissenden benachteiligt. Konnten sie selbst für sich das vorenthaltene Gut nicht mehr erringen, so wollten sie es doch für ihre Kinder in Anspruch nehmen. So stellte man an die Volksschule in kürzester Zeit die größten Anforderungen: es sollten die Realien mehr als bisher berücksichtigt werden, oder wo sie noch nicht in den Lehrplan aufgenommen waren, da sollten sie eben aufgenommen werden. Man pfropfte neue Zweige mit edlen Knospen auf den alten Organismus der ohnehin schon starkbelasteten Volksschule, ohne sterile Zweige und nutzlose, saft- und kraftverzehrende Äste vom Baume abzuschneiden. Man hatte von Pestalozzi manches gelernt: es sollte der Anschauungsunterricht zur Geltung kommen. Fast schien es, als sollte Fröbel der breite Grundstein werden, auf welchem sich der massive Bau einer reorganisierten Volksschule erheben würde. Aber was die Guten und Ehrlichen gehofft und gewünscht, das ging nicht in Erfüllung: man verquickte die geist- und lebenslose Art der alten Schule in wenig erfreulicher Weise mit den Anforderungen der neuen Schule. Der Fröbelsche Gedanke ward manchenorts durch die „christliche“ Praxis der Kleinkinderschulen in eine Karikatur verzerrt. Anstatt

die werdende Seele des Kindes in natürlicher Art durch die Übung und Schärfung der Sinne großzuziehen, pantschte man meistenorts den alten Gummischleim geist- und bildloser Abstraktionen zusammen mit ein bißchen Glühwein tändelnder, unmethodischer Anschauung — dann nannte man das Ding „Fröbelsche Kindergärten", die ja alsbald für religiöse Schwärmerei und Großziehung übersinnlicher Tendenzen ein ausgiebiges Operationsfeld der Obskuranten abgaben. Es gibt ja sehr rühmliche Ausnahmen unter diesen „Kindergärten"; aber ich glaube nicht unrecht zu tun, wenn ich behaupte, daß dermalen — wenigstens in Europa — die „Fröbelschen Kindergärten" im Gesamtresultat unendlich mehr schaden als nützen. Ich weiß, daß dies mein Urteil nicht vereinzelt dasteht. Eine jede Schule mit Kindern unter zwölf Jahren, wo die religiöse Unterhaltung und Belehrung eine Hauptrolle spielt, wo also von Dingen die Rede ist, deren Erfassung selbst die ganze Kraft des geistig reifen Menschen in Anspruch nimmt — ist eher ein Übel denn eine Wohltat.

Ähnlich wie in den Fröbelschen Gärten erging es fast überall in der reorganisierten Volksschule. Die Methode des Ganzen blieb im wesentlichen dieselbe. Was Wunder, daß die Früchte nicht den Hoffnungen entsprachen! Jetzt ist man ja — dank der Verquickung des Alten mit dem Neuen — glücklich dort angelangt, wo es aus jeder Pfütze und hinter jeder Hecke hervortönt: „Fort mit den Realfächern! Hinaus aus der Volksschule mit dem Unterricht in Pflanzen-, Tier-, Menschen- und Erdkunde! Zurück zum ‚formalen' Unterricht!" — Wenn's noch eine Weile weiter so fortgeht, wird es bald wieder dahinkommen, daß von obenherab erklärt wird: „Zu den einem Christen unziemlichsten Dingen gehört die Betrachtung der wirklichen Gegenstände, der Umgang mit der Natur" — wie es vor 245 Jahren (Anno 1644) in einer Tübinger Doktordissertation heißt.

Aber trotzdem verlangt man von der Schule größere Leistungen im Zeichenfach. Mit welchem Erfolg, sehen wir daraus, daß vor wenig Wochen in allen Zeitungen zu lesen stand, und zwar von offiziöser Seite in deutschen Zeitungen erlassen: Der Zeichenunterricht finde an den höheren Schulen Preußens vielfach noch nicht die richtige Pflege, weil es den Lehrern häufig an der richtigen methodischen Führung und den Direktoren und Aufsichtsbeamten an der nötigen Sachkenntnis und praktischen Erfahrung im Zeichnen fehlt. Insbesondere leiden gymnasiale Anstalten, deren obligatorischer Zeichenunterricht nur bis Quarta einschließlich reicht, an diesem Mangel, obgleich die Zahl der geprüften Zeichenlehrer in stetigem Zunehmen begriffen ist. Wie langjährige Erfahrung gezeigt hat, ist aber die vor der Prüfung erworbene und durch die Prüfung sanktionierte Lehrfähigkeit allein nicht ausreichend, vielmehr muß eine regelmäßige Überwachung des erteilten Unterrichtes durch einen Sachverständigen hinzutreten, um das erstrebte Ziel zu erreichen. Der Kultusminister hat daher die Frage aufgeworfen, ob es sich nicht empfehlen möchte, eine regelmäßige periodische Beaufsichtigung für diesen Zweig des technischen Unterrichtes ebenso einzurichten, wie solches für das Turnen bereits geschehen ist.

So lautet der Situationsbericht aus dem „Herzen" Europas, aus dem Lande, dessen „Schulmeister bei Sadowa" gesiegt haben.

Da mir die Sache des Zeichenunterrichtes schon ein paar Jahrzehnte lang ein großes Interesse einflößte, so habe ich keine Gelegenheit unbenützt gelassen, mich über die Entwicklung dieses Unterrichtes zu orientieren. War ich doch schon wiederholt im Falle, auf dem botanischen Laboratorium der Universität Kurse im mikroskopischen Zeichnen abhalten und Studierende beiderlei Geschlechtes in die Technik des naturwissenschaftlichen Zeichnens einführen zu müssen. Ich kann nach meinen vieljährigen Erfahrungen konstatieren,

daß in der Ausbildung der jungen Leute gerade mit Beziehung auf das Zeichnen seit zwanzig Jahren im allgemeinen ein entschiedener Fortschritt wahrzunehmen war, allerdings nicht der Art, daß ich mich auch nur annähernd mit der bezüglichen Leistungsfähigkeit der die Universität beziehenden Studenten befriedigt erklären könnte. Ich will auch nicht unterlassen, auf eine vielbedeutende Tatsache aufmerksam zu machen, welche den Anlaß zu dieser Auseinandersetzung abgab. Wiederholt ist mir die Ehre zuteil geworden, daß junge studierende Leute aus Amerika mein Laboratorium aufsuchten, um ein oder etliche Semester bei mir in botanischer Mikroskopie zu arbeiten. Bei solchen Kursen konnte ich nun wahrnehmen, daß durchweg die amerikanisch geschulten Praktikanten besser zeichneten als die gleichalterigen Studierenden Europas, die — aus den verschiedensten Staaten des alten Erdteils kommend — in diesen praktischen Kursen mit den jungen Amerikanern konkurrierten. Dazu kommt weiterhin die Wahrnehmung, daß in Amerika während der letzten zwei Jahrzehnte die Technik der Vervielfältigung von Zeichnungen, Aquarellen, Chromolithographien, Zinkographien, Holzschnitten und dergleichen so namhafte Fortschritte gemacht hat wie in keinem anderen Lande der Erde. Ja, die Produkte einiger amerikanischen Kunstverlagsfirmen, voran diejenigen der Firma L. Prang & Co. in Boston, haben in bezug auf künstlerischen Geschmack und technische Vervielfältigung bereits alle anderen Produkte ähnlicher Bestrebungen, wie sie in Deutschland, England und Frankreich hergestellt und auf den Weltmarkt geführt werden, derart überflügelt, daß sie von kompetentester Seite als unerreicht bezeichnet werden. Ich verweise hierbei nicht allein auf einen augenscheinlichen Vergleich der bezüglichen Kunstprodukte genannter Länder mit denjenigen aus dem Prangschen Etablissement in Boston, sondern auch auf die längere Abhandlung einer Autorität im Kunstgebiet, die in der „Lithographischen Rundschau“, dem berufenen Fachorgan

Deutschlands für Steindruckerei, von Theodor Göbel publiziert worden ist aus Anlaß der kürzlich stattgehabten chromolithographischen Ausstellung in Stuttgart.

Wie dieser Wandel der Dinge sich vollziehen konnte, wie es möglich ward, daß heute in den Vereinigten Staaten Amerikas faktisch der Zeichenunterricht und die daraus resultierende Leistungsfähigkeit in Kunsttechnik und Wissenschaft unsere europäischen Bestrebungen gleicher Art bereits überflügelt hat, das ist kein Wunder; denn alles, was geschieht, geht mit natürlichen Dingen zu. Aber es ist interessant und höchst lehrreich, einen Einblick in den natürlichen Gang dieser Entwicklung und dieses Wandels zu gewinnen. Die Amerikaner haben uns Europäer eben in der **Methode des Zeichenunterrichtes** auf der Volks- und Mittelschule überflügelt. Wir werden uns nicht verwundern, wenn jene wackere Nation uns schließlich auch auf dem Gebiet der Kunstmalerei und Skulptur überholen und uns in den Schatten stellen wird. Ich nenne diese Gefahr eine erfreuliche und begrüße sie im Interesse der Gesamtentwicklung unseres Geschlechtes. Ein Artikel des in Boston und Chicago erscheinenden „Journal of Education“ (Vol. XXVIII, Nr. 1) vom 28. Juni 1888 lenkte unsere Aufmerksamkeit auf ein amerikanisches Lehrmittel für den Zeichenunterricht, das dort in kurzer Zeit einen maßgebenden, fast national zu nennenden Einfluß gewann; denn heute werden in den Vereinigten Staaten zirka zwei Millionen Schüler nach der Methode jenes Lehrmittels instruiert, und die berufensten Pädagogen und Fachmänner der Neuen Welt nennen es das beste und rationellste aller bis jetzt zur Verwendung gekommenen Lehrmittel dieses Faches: es ist dies Prangs „Course of Instruction in Form Study and Drawing“, Verlag der „Prang Educational Company“ in Boston.

Ich habe mir diese Prangschen Lehrmittel herüberkommen lassen, um dieselben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nachdem dies nun geschehen ist, bin ich allerdings

bereit zu erklären, daß die Vereinigten Staaten Amerikas sich gratulieren dürfen, auf ihrem Boden ein Werk von solcher Bedeutung geschaffen und für ihre Schulen nutzbar gemacht zu haben; denn für mich existiert kein Zweifel mehr, daß die Schaffung dieses Werkes eine große pädagogische Tat von unberechenbar segensreichen Folgen ist, dessen kulturelles Verdienst vielleicht erst spätere Zeiten richtig schätzen werden, da hier mit einemmal ein bislang vernachlässigter Unterrichtszweig in natürlich-methodischer Gliederung zu einem der mächtigsten Hebel in der Entwicklungsgeschichte des Erziehungswesens erhoben worden ist. Louis Prang, ein alter Achtundvierziger, hat deutsche Gründlichkeit und Schaffenskraft, deutschen Kunstsinn und deutschen Idealismus mit der amerikanischen praktischen Tüchtigkeit zu vereinigen gewußt und mit seiner idealen Schaffenskraft ein Werk zustande gebracht, um welches Amerika von Europa beneidet werden darf.

Es verlohnt sich wohl, die Prangschen Zeichenlehrmittel etwas genauer anzusehen. Sein methodischer Kurs umfaßt alle Schuljahre von der ersten Klasse der Elementarschule bis hinauf zur Mittel- und Hochschule. Seine Methode ist so einfach und naturgemäß, daß sie gar nicht anders als von Erfolg gekrönt werden kann. „Prangs Course" ist eine Anpassung an die weiche, plastische Substanz des kindlichen, bildungs- und entwicklungsfähigen Wesens, das von Eltern und Lehrern erst zu einem wirklichen Menschen herangebildet werden soll. Die Methode ist einzig den zu benützenden und zu bildenden Sinnen des Kindes angepaßt und kann nicht verfehlen, ein mächtiger Faktor in der gleichzeitigen Weiterentwicklung des geistigen Vermögens zu sein. Sie appelliert in erster Linie an den Gesichtssinn und an das Gefühl, respektive den Tastsinn. Hat die alte Schule fast ausschließlich auf die innere Betätigung des noch unentwickelten Schülers, auf die Pflege der sogenannten Geisteskräfte sich beschränkt, und ist sie vor lauter Definitionen und begrifflichen Exerzitien nicht zur Pflege und Entwicklung

der vornehmsten Werkzeuge des Geistes, ist sie fast gar nicht zur Anschauung der wirklichen Welt gekommen — was Wunder, daß jene alte Schule, die ja meistenorts jetzt noch in Europa weiterlebt, nicht das leistete und nie leisten wird, was die Anforderungen des Lebens erheischen! Man hat sich zu lange gefallen, das Pferd beim Schwanze aufzuzäumen. Nun kommt Prang und setzt als oberstes und erstes Erziehungsprinzip: Anschauung, Antastung — Sehen und Fühlen — Übung und Entwicklung des Gesichts- und des Tastsinns — in zweiter Linie, aber gleichzeitig neben jener ersten Betätigung der Sinne, Benennung der Gegenstände, Vergleichung, Unterscheidung, Beschreibung in Bild und Wort. Seine Methode verlangt die Benützung und das Studium von Modellen und Gegenständen schon von der ersten Stunde des Unterrichtes an. Dies ist der allgemeine Charakter der von ihm vorgesehenen ersten Unterrichtsjahre, in welchen beim Schüler die Formvorstellungen zu entwickeln sind. Erst später werden die Formenkenntnisse nach drei verschiedenen Richtungen weiter entwickelt, deren Ziele sind: industrielle Konstruktion, malerische Wiedergabe (pictoral representation) und dekoratives Zeichnen.

Nichts scheint mir geeigneter, über den Wert einer neuen Unterrichtsmethode ins reine zu kommen, als die Betrachtung des Anfangs, mit dem die Methode einsetzt. Es wird heute noch viel zu sehr übersehen, daß die Schüler in den Elementarklassen eigentlich das allerwichtigste Material darstellen, welches der Schule im weitesten Sinne übergeben wird. In den Elementarklassen wird der Grund gelegt zum ganzen Wunderbau einer guten Schulbildung. Das hat Prang ganz richtig gewürdigt. Ein Blick auf die Arbeit des ersten Jahres überzeugt und gewinnt uns gleich für seine Methode. Ein für den Lehrer bestimmtes kleines Handbuch: „Die Benützung der Modelle“ dient als Wegleitung. Als Modelle kommen zur Verwendung: Kugel, Würfel, Zylinder, Prisma, Stäbchen und dergleichen.

Dabei ist wohl zu beachten, daß die zur Benützung kommenden Gegenstände nicht etwa nur in der Hand des Lehrers, sondern von jedem einzelnen Schüler gebraucht, das heißt gesehen, betastet, in Ton nachgebildet und dann gezeichnet werden. Diese Gegenstände werden als Ganzes durch Greifen und Handhaben nach der Anleitung des Lehrers von jedem einzelnen Knaben und Mädchen, das in der Schulbank sitzt, und zwar von allen Schülern zu gleicher Zeit, studiert und hierauf von allen in Ton modelliert, sodann zum Bauen und Arrangieren benützt. Dem zunächst werden ihre Oberflächen gemeinsam, aber von allen Schülern studiert, jene Oberflächen der Modelle, welche die ebenen Figuren abgeben. Diese Flächen werden durch greifbare Täfelchen dargestellt und letztere zum Arrangement verschiedener Gegenstände und dekorativer Figuren benützt. Dann folgt das Falten und Ausschneiden der Formen dieser Täfelchen, hierauf das Stäbchenlegen, um die Kanten der Täfelchen und einfache Formen darzustellen, und schließlich das Zeichnen, das heißt das Inlinienwiedergeben, das bildliche Darstellen der Umrisse oder Kanten der studierten Gegenstände und Formen. Wenn die Schüler auf solche Weise die Modelle kennen gelernt haben, werden sie sodann angeleitet, Gegenstände von ähnlicher Form zu studieren.

Es ist zu beachten, daß des Schülers Arbeit hauptsächlich darin besteht, durch Betätigung seiner Sinnesorgane zu studieren, daß die Formvorstellungen alle von Modellen und wirklichen Gegenständen (also nicht von Figuren, sogenannten „Zeichenvorlagen“ der alten Schulmeisterei) abgeleitet sind, und daß das Zeichnen nicht eher beginnt und zur Übung gelangt, als bis eine deutliche Vorstellung der Form oder des Gegenstandes im Geiste fixiert ist. Das Zeichnen selbst wird auf dieser (ersten) Stufe in freiester Art betrieben, und es werden die Schüler nicht von Anfang an mit Regeln beunruhigt und verwirrt, wohl aber werden sie allmählich an das richtige Sitzen und zu guter Bleistifthaltung gewöhnt.

Wie für die folgenden Schuljahre, so gibt es bereits für die erste Klasse, also für die Abcschützen, ein Zeichenheft mit Winken für Schüler und Lehrer, aus ziemlich rauhem Papier in Querquartformat, dessen einzelne Blätter (in der Nähe der Rückenheftung perforiert) nach dem Gebrauch herausgelöst und vom Lehrer aufbewahrt werden können. Das Durchblättern eines solchen Heftes muß unter gleichzeitiger Beachtung der vorgedruckten Winke einen jeden Verständigen davon überzeugen, daß die hier zur Anwendung kommende Methode und die entwicklungsgeschichtliche Art des Fortschreitens vom Einfacheren zum Komplizierteren tadellos ist und des Erfolges gar nicht fehlgehen kann. Gleich von Anfang an wird eine große Bedeutung darauf gelegt, daß die Schüler die Fähigkeit kühnen Freihandzeichnens gewinnen. Die zu diesem Zwecke gegebenen Winke für Lehrer und Schüler werden jedem verständlich sein, der jemals einen Bleistift zum Zeichnen benützte.

Einzig in ihrer Art und sicher in Europa noch nie dagewesen ist die Methode, wie beim Unterricht die Form der Modelle und der zur Benützung kommenden Gegenstände studiert wird. Das Modell wird von jedem Schüler erst in der Hand gehalten, jeder Teil, den man sehen kann, wird sorgfältig beobachtet und dann auf jene Teile aufmerksam gemacht, welche man bei einer gewissen Ansicht nicht sehen kann. Es werden die Schüler veranlaßt, den Finger an der äußeren Grenze des sichtbaren Teiles entlang zu bewegen, es werden die Proportionen der Umrisse betrachtet und dann der Umriß des sichtbaren Teiles durch Handbewegungen der Schüler in die Luft gezeichnet; erst nachdem dies geschehen, wird die Zeichnung mit Bleistift auf das Papier gebracht, wobei in den ersten Stunden jede zu zeichnende Linie erst durch vorgängige entsprechende Bewegungen eingeübt wird.

Jeder beim Zeichenunterricht zur Behandlung kommende Gegenstand wird selbstverständlich zum Objekt einer Denk- und Redeübung. Der Zeichenunterricht wird auf diese Art

zum ersprießlichsten Moment der formalen Bildung, wie denn ja eigentlich das Zeichnen selbst eine Sprache ist.

Mit diesem Kurs ist, wie bemerkt, als wesentliches Hilfs- und Bildungsmittel das Modellieren in Ton und Pappe verbunden, also eine Art Handfertigkeitsunterricht auch hiermit in den Schulorganismus eingeführt. Als Basis für alle folgenden Unterrichtsjahre werden in der ersten Klasse aufs gründlichste behandelt: Kugel, Halbkugel und Würfel. Diese bilden die natürlichsten Grundformen, auf welche in der Folge immer wieder Bezug genommen wird. Verwandte Naturkörper werden mit in den Kreis der Darstellung genommen, so der Apfel, der halbkugelige Hutpilz, das Platanenblatt; auch Kunstgegenstände, wie: ein kubischer Korb, das griechische Kreuz, eine eckige Pappschachtel, durch deren Hereinbeziehung und methodische Verarbeitung die Schüler zur Konstruktion von Bortenarrangements hingeleitet werden.

Im zweiten Jahre gelangen zur Behandlung: der Zylinder, das vierkantige Prisma und die Vasenform. Durch diese Gegenstände werden die Schüler mit dem Rechteck und diversen Kurven bekannt; es werden verschiedene geometrische Ansichten von Körpern gezeichnet. Blätter und andere Pflanzenteile werden ebenfalls in die Zeichenaufgaben aufgenommen. Während der ersten zwei Jahre zielt der Prangsche Kurs in erster Linie darauf, die Beobachtungsgabe des Schülers zu entwickeln, das Nachdenken über das Beobachtete wachzurufen und die Wiedergabe des Gedankens in der Form des Bildens (Modellierens), des Zeichnens und des sprachlichen Ausdrucks zu betätigen. Der Tastsinn spielt hierbei eine sehr bedeutende Rolle, das heißt, kurz gesagt: der Unterricht ist ein natürlicher. Als Charakteristikum dieser Periode ist zu erkennen, daß weniger Nachdruck auf die Genauigkeit der Wiedergabe im Zeichnen als auf die Sorgfalt der Beobachtung gelegt wird.

Beim Beginn des dritten Jahres sind also die Schüler mit den Grundformen vertraut und ihre Beobachtungskräfte so weit entwickelt, daß nun mit den genaueren Detailstudien

begonnen werden kann. Von dieser Periode an erlangt das Zeichnen eine größere Bedeutung als ein Mittel, das Beobachtete wiederzugeben. Demnach wird der Schüler von nun an systematisch im genauen Zeichnen unterrichtet. Ellipsoid, Eiform und dreikantiges Prisma sind die drei neuen Grundformen, welche nebst denjenigen der ersten Jahre gründlich behandelt werden. Es wird die Ansicht der zylindrischen Modelle, welche beim Unterricht tiefer zu setzen sind als das Auge, studiert. In dekorativer Richtung werden als Übungen gegeben: Rosetten, selbständiges Arrangement in vierteiligen Rechtecken und das Studium der Hauptansicht der Blumen. — Schon in dieser Zeit wird der Schüler befähigt, einen Gegenstand zu konstruieren nach einer gegebenen Zeichnung, in welcher die drei Ansichten des Gegenstandes enthalten sind.

Diese Arbeiten werden im vierten Jahre weitergeführt, wobei der Kegel als neue Grundform aufgenommen wird. Das Studium der Erscheinung rechtwinkliger Gegenstände unterhalb des Auges wird eingeführt. — Die Spirale erscheint als Dekorationselement und die Entwicklung des Ornamentes aus Pflanzenteilen wird fortgesetzt. Auf das Studium des Pflanzenwuchses wird großes Gewicht gelegt. Am Ende des vierten Schuljahrs finden wir die Beobachtungskräfte des Schülers durch den Gesichts- und den Tastsinn stark entwickelt, und der Schüler hat nun auch schon eine große Fertigkeit im Freihandzeichnen, da bisher Lineal und Zirkel von der Mitbenützung ausgeschlossen blieben.

Bei der Arbeit des fünften, sechsten und siebten Schuljahrs erhält der Unterricht mehr eine praktische Wendung. Man geht dabei von drei verschiedenen und doch verwandten Gesichtspunkten aus, welche Prang mit den Ausdrücken Konstruktion, Repräsentation und Dekoration bezeichnet.

Unter „**Konstruktion**" versteht der Prangsche Zeichenkurs das Studium der Formtatsachen der vorhergehenden vier Jahre bis zum gewerblichen Baurißzeichnen. In dieser Richtung gibt sich der Prangsche Kurs hier der rein in-

dustriellen Seite des Studiums hin. Von ganz besonderem Interesse ist hier die Methode, mit welcher das Baurißzeichnen aus dem Studium der geometrischen Ansichten der Gegenstände entwickelt wird. Es ist ganz richtig, daß der Prangsche Kurs der erste Versuch zu nennen, welcher diesen Gegenstand in dieser originellen und genialen Art entwickelt. Es wird zugleich vorausgesetzt, daß die Schüler späterhin deskriptive Geometrie betreiben werden, wobei das ganze Studium der Formtatsachen von großem Werte sein wird.

Unter „**Repräsentation**" behandelt die Prangsche Methode die perspektivische Ansicht der Gegenstände als Vervollständigung des Tatsachenstudiums derselben Gegenstände, die bereits nach ihrer Konstruktion vorgeführt wurden. Was mir hier ganz besonders und zwar höchst angenehm auffällt, das ist der Umstand, daß auf dieser Schulstufe von der Theorie der Perspektive wenig oder gar nicht die Rede ist. Das Ziel der Prangschen Methode ist, die Schüler dazu heranzubilden, die Gegenstände selbst zu sehen, wie sie sich perspektivisch repräsentieren, ohne die Theorie a priori und auf abstraktem Wege vernommen zu haben. Hierdurch werden die Schüler befähigt, die Wissenschaft der Perspektive verständnisvoll in sich aufzunehmen. Dieser Teil der Prangschen Methode ist ein Meisterwerk der Pädagogik zu nennen, denn wie viele Studierende bestehen nicht unschwer ein strenges Examen in theoretischer Perspektive, ohne fähig zu sein, die Erscheinung ganz gewöhnlicher Formen perspektivisch richtig zu zeichnen!

Unter „**Dekoration**" versteht der Prangsche Kurs die Darlegung der Grundsätze, welche die Anordnung dekorativer Formen für industrielle Zwecke beherrschen sollten. Es werden hier beispielsweise einige historische (gotische und griechische) Ornamentformen behandelt und die Schüler angeleitet, nach ästhetischen Grundsätzen Formen aus der Pflanzenwelt zu stilvollen Kompositionen zu verwenden.

Die Arbeit des achten und neunten Schuljahrs ist eine Weiterführung des Vorangegangenen, mit Hinzufügung von

Instrumenten auf dem Gebiet der Konstruktion. Prang bemerkt in seiner Wegleitung selbst, daß er wünschen möchte, auf dieser Stufe Licht und Schatten und Farbe einzuführen; aber die dortigen (amerikanischen) Schulverhältnisse würden dies noch nicht erlauben; er hoffe jedoch, bei der Weiterentwicklung des Zeichenunterrichtes in den amerikanischen Schulen und einer Rückwirkung auf dieses sein Werk in der Folge auch diesem Wunsche gerecht werden zu können.

Überblicken wir den ganzen Gang des Prangschen Kurses und vergleichen wir dieses Lehrmittel mit den entsprechenden Lehrmitteln, wie sie in Europa gebräuchlich sind, so kann uns der große Fortschritt, welcher in der Prangschen Methode liegt, nicht entgehen. Es ist in der Tat ein Fortschritt über alles hinaus, was bis jetzt auf diesem Gebiet der Schultätigkeit, der praktischen Pädagogik angestrebt worden ist. Da ist dem Zeichenunterricht in der Tat eine Einheit gegeben, die ihm bis jetzt gefehlt hat. Es ist das konstruktive Prinzip in die richtige Beziehung zum malerischen und dekorativen Prinzip gesetzt worden.

Man wird fragen, wie es möglich war, daß dieser Prangsche Kurs mit seinem umfassenden Programm in Amerika so rasch zu unvergleichlichem Erfolg in ausgedehntester Anwendung gelangen konnte, da doch jedes Lehrmittel und jede Lehrmethode erst von den Lehrern gründlich gekannt sein muß, um richtig gehandhabt zu werden. Prang hat das rechtzeitig eingesehen und — nachdem er den Beifall der bedeutendsten Schulmänner für seine gute Sache gewonnen — Lehrkurse für die **Lehrer** geschaffen. Der erste Schritt bei der Einführung und Nutzbarmachung einer neuen Methode muß ja überall zur Vorbereitung der **Lehrer** führen. Nun können in Amerika die Lehrer einzeln oder zusammen in größerer Zahl durch **Prangs Normal-Zeichenklassen** vorbereitet werden. Der Unterricht der Lehrer wird durch Korrespondenz erteilt und hat sich durch die Erfahrung als sehr praktisch erwiesen. Ja, er hat sogar Vorteile, die dem persönlichen Unterricht abgehen: die Stu-

dierenden sind mehr auf sich selbst angewiesen und werden daher genötigt, mehr ernsthaftes Nachdenken auf ihre Arbeit zu verwenden. Die Originalität hat hierbei noch freien Spielraum genug, um ihren Zauber auch dort zu entfalten, wo unter anderen Umständen die Schablone zum toten Formalismus zu führen pflegt. So haben denn Prangs Normal-Zeichenklassen im ganzen Bereich der Vereinigten Staaten großen Anklang gefunden. Und nichts, was bis jetzt auf dem Gebiet des Zeichenunterrichtes an Volks- und Mittelschulen unternommen worden ist, hat einen so weitreichenden Einfluß und Erfolg aufzuweisen, wie dieses philanthropische Werk Prangs. Man kann daher wohl sagen, daß Prang sich das unsterbliche Verdienst erworben hat, in die Entwicklung der amerikanischen Nation, dieses Volkes von so eminent praktischem und nüchternem Sinn, einen **ethischen** Faktor eingesetzt zu haben, welcher, unbeschadet der praktischen Tüchtigmachung, den Geist des ganzen Volkes nach und nach in die lichten Höhen künstlerischen Empfindens und ästhetischen Genießens erheben wird.

Durch alle Arbeiten Prangs hindurch betätigt und offenbart sich das Bestreben, die Liebe zum Schönen anzuregen und in anderen das ästhetische Erfassen der Dinge zu fördern. Das zeigen uns die sämtlichen Kunstprodukte aus seinem Etablissement, welche ihren Weg über die ganze zivilisierte Welt gemacht haben: seine Farbendrucke, Gratulationskarten, seine Kriegsbilder, wie die feinempfundenen Essays landschaftlicher Schönheiten und stiller Blumenherrlichkeit. Freilich, der Mann ist als Deutscher — in Amerika seit 1850 niedergelassen — ein Idealist geblieben, dem aller Reichtum und alles pekuniäre Gedeihen nur Mittel zu dem erhabenen Zwecke war, auf das geistige Gedeihen und die Glückseligkeit der Nebenmenschen fördernd einzuwirken. Er hat innerhalb zehn Jahren an die von ihm beschäftigten Künstler, welche die Modelle für seine übrigen Arbeiter schaffen, 500000 Dollars (über 2½ Millionen Franken) aus-

bezahlt. In unserem alternden Europa, wo seit Jahrzehnten alle Staaten in Waffen strotzen und der technische Sinn in der Verbesserung von Massenmordwaffen gipfelt, wo alljährlich für die Heere ganze Milliarden geopfert werden, wo der Sinn des Volkes mehr und mehr im Gefühl der Unsicherheit und allgemeinen Not verstumpft und versimpelt — hier in Europa wäre allerdings L. Prang nicht der jetzige Prang geworden. Die alte Heimat hat ihn frühzeitig vertrieben, und er ist nun drüben zum Wohltäter seiner neuen Heimat geworden, die sich nicht allein in physischem Reichtum weiterentwickelt, sondern bereits begonnen hat, den Gang der Kultur, welcher in Europa durch den Militarismus ins Stocken geriet, hinüberzuleiten aus dem alternden Mutterland auf die freien Gefilde menschenwürdiger Betätigung in der Neuen Welt. Jawohl, Amerika hat die Zukunft; die Vereinigten Staaten werden uns bald nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft überholt haben, wenn wir uns nicht energisch aufraffen und trotz der mißlichen Situation, in welche wir durch die verwickelten politischen Verhältnisse hineingeraten sind, einen namhaften Fortschritt auf dem Gebiet der Volks- und Mittelschule anstreben und in heißem Bemühen auch erringen. Denn der Fortschritt auf dem Gebiet der Volks- und Mittelschule bleibt nie ohne Einfluß auf das Gedeihen der Gelehrtenschulen.

Ob angesichts solcher Erscheinungen sich nicht europäische Pädagogen vereinigen werden, um etwas dem Ähnliches anzustreben, was L. Prang für die amerikanischen Schulen zustande gebracht? Noch ist es Zeit, und wir dürfen mit Stolz auf das zurückblicken, was unter eminent schwierigen Verhältnissen bei uns trotz alledem geschaffen worden ist; aber wir haben angesichts der Weltlage keinen Augenblick stille zu stehen, sondern unsere Kräfte neuerdings zusammenzuraffen, um Besseres zu erstreben, was jeder Konkurrenz — auch der amerikanischen — gewachsen sein wird.

Dritter Teil

Aus dem sonnigen Süden

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
In dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
— — — — — — — — — — —
Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl? — — — (Goethe.)

Ein Besuch in Miramar.

(1877.)

Während wir im Pero d' oro in Triest das Mittagessen zu uns nehmen, kommt mein Freund H., ein junger, vielversprechender Gelehrter, um uns bei der köstlichen Septemberwitterung zu einer improvisierten Fahrt nach Miramar einzuladen. Wir zwei anderen — beide Naturforscher — kannten das Zauberschloß nur aus der Ferne, sah ich es doch während des mehrwöchigen Aufenthaltes von meiner Villa aus jeden Morgen, wenn ich ans Fenster eilte, um meinen Blick über das leicht vom Morgenwind bewegte Meer hinweg und gegen Norden an die felsigen Abhänge des schauerlichen Karstgebirges gleiten zu lassen. Dort steht das Schloß am Meer, leuchtend wie ein Märchen, rätselhaft wie ein Verhängnis. Wir wollten es in der Nähe kennen lernen und nahmen also die Einladung unseres Freundes an.

In früher Nachmittagsstunde trafen wir uns alle — Freund H. kam mit seiner Gemahlin — in der Via del Torrente und mieteten einen Wagen, der uns alsbald dem Weichbild der Handelsstadt entführte. Außerhalb des Bahnhofs biegt die Straße nach links ab und zieht sich von da an bis Miramar dicht am Meeresufer hin. Was ist herrlicher als eine Fahrt längs der adriatischen Küste, dort, wo sich nach rechts die unwirtbaren Felseinöden des Karst erheben, während links, hart am Wege, die rhythmischen Wellen des Meeres ihre Gedichte flüstern!

Das Ufer ist steil; dicht neben uns ragen die sonderbar geschichteten Steinmauern empor. Nur an wenigen, von Erde bedeckten Stellen und Vorsprüngen finden sich da und dort noch kräftige Pflanzen, unter denen namentlich die dekorativen Riesenhalme von Arundo Donax (fälschlich auch „spanisches Rohr“ genannt), einem unserem Schilfrohr ähn-

lichen Gras, das hier wild wächst, ganz auffallend von der Umgebung absticht. Die mageren Rasenplätze sind verdorrt, die kleineren Sträucher — zumeist Schmetterlingsblütler — welk und herbstlich gelb. Nur die Robiniensträucher haben die tropisch-afrikanische Hitze der letzten paar Wochen unbeschadet ausgehalten und sind lebhaft grün geblieben. Alle übrige Vegetation verrät den zerstörenden Einfluß der Glühhitze des August und den lang andauernden Wassermangel.

Aber auf der linken Seite der Straße grüßt das weite, schimmernde Meer, das gegen Süden nur durch den Himmel begrenzt wird, während im Osten und Südosten die istrischen und dalmatiner Höhenzüge ihre kahlen Häupter und Rücken erheben, indes im Westen langsam die Lagunen von Grado und die sumpfigen Striche von Aquileja hervortreten. Wir haben Miramar immerwährend vor uns; aber näher und näher rückt es heran, und ehe wir's uns recht versehen, stehen wir vor dem Eingangstor zum Park. Vor kaum zwei Jahrzehnten war hier noch Wüste; jetzt ist sie zum Paradies geworden, ein irdisches Paradies — aber für den Schöpfer desselben ein verlorenes Paradies.

Schon gleich am Tor grüßt uns eine rätselhafte Sphinx — in Gestalt eines malerisch-lumpigen Bettlers: die Grazie in Lumpen gehüllt; hager, alt, gebückt, gesenkten Hauptes, auf eine Krücke gestützt — ein depossedierter Fürst? — Oder ein im Kriegsdienst ergrauter Invalid? — Wir wissen's nicht und fragen nicht; aber es berührt sonderbar, am Eingang eines irdischen Paradieses das Symbol der Misere, die Kehrseite unserer sozialen Ordnung, einen in Fetzen gekleideten Bettler zu sehen, der — soviel wir erfahren — von amtlicher Seite zu seinem Beruf legitimiert und sogar imstande ist, bei ausbleibendem Fremdenbesuch in Miramar selbst Reklamationen zu machen, daß sein Geschäft nicht genug rentiere, um leben zu können.

Die Umgebung ist so malerisch — und der Bettler am Parktor eine so frappante Staffage! Unten schlagen die

Wellen an die Grundmauern des Schlosses, Felstauben zanken sich auf der Terrassenmauer. Wir treten ein.

Rechts und links grüßen uns die immergrünen Büsche von Pittosporum Tobira von Arbutus Unedo (Erdbeerbaum), die Laubkronen von Lorbeerbäumen, Oliven, immergrünen Eichen und dunkeln Zypressen, Kinder des üppigen Südens und des kargen Nordens — sie stehen schweigsam mit ihren glänzenden Blättern; wir achten ihrer noch nicht mit dem Interesse, das sie verdienen; denn auf schußweite Entfernung steht vor uns das Schloß, unbewohnt, verlassen — nur von einigen Beamten und Dienern bewacht. Schattengänge und Guirlanden maskieren den Eingang. Das Mauerwerk des Erdgeschosses ist von schwarz-grünem Efeu ganz bedeckt und macht den Eindruck, als hätte die Natur ungekünstelt das schwarze Leichentuch gespannt, um den Nahenden zu sagen, daß die Trauer, die Melancholie, die Verzweiflung in diesem Schlosse Einzug gehalten.

Wer hat denn diesen Wunderbau hergezaubert? Wer aus der Einöde ein Eden geschaffen? — — Du weißt es: Maximilian, ein Erzherzog von Österreich, der nachmalige Kaiser von Mexiko, ein feingebildeter, kunstsinniger und, wie man sagt, auch edeldenkender Habsburger. Geboren im Jahre 1832, genoß er eine fürstliche Erziehung und fand trotz der Üppigkeit seiner Umgebung Zeit und Lust zu idealerem Streben. Im Jahre 1857 führte er eine schöne Belgierin, die Königstochter Charlotte als Braut heim und schuf sich und ihr das herrliche Miramar. Er dichtete und schrieb Memoiren, während an seiner Seite die stolze Belgierin in bildender Kunst sich übte und ein träumerisches Dasein in vollen Zügen genoß. Zwei Glückliche in einem Paradies! Die Stellung unter den Menschen hatte sie zu Halbgöttern geschaffen; da trat der Versucher zu ihnen und bot ihnen die Kaiserkrone des fernen Mexiko. Sie verließen ihr Eden und betraten den Weg der Abenteurer. Das Verhängnis vollzog sich. Man begrüßt ihn unter den Tropen

als Kaiser, sie als Herrscherin (1864); aber bald lehnten sich die Freiheitsdurstigen gegen ihn auf, bekämpften ihn als Usurpator, als Tyrannen. Das treue Weib schied von ihm, um bei Verrätern Hilfe und Rettung zu erflehen. Es war zu spät. Drei Jahre Kaiser von Mexiko, kämpfend um Thron und Dasein — dann stand er verlassen und verloren vor den Exekutionstruppen. Die Kugeln freier Mexikaner fanden den Weg durch den Purpur des Kaisermantels. Sein letzter Gedanke war Miramar und die unselige Königstochter. Schwermut und Verzweiflung senkten sich über die unglücklichste der Witwen. Das schöne Weib ist seit zehn Jahren irrsinnig, sie hat Miramar verlassen und — eine lebende Leiche — sich in die Dunkelheit des unbewußten Daseins zurückgezogen.

Maximilian, als Mensch gut und edel, war das Werkzeug anderer. Der Korse Napoleon III. hatte auch hier seine Hand im Spiele, und jener hatte vergessen, daß in unserem Jahrhundert Kaiserkronen gefährliche Spielzeuge sind und daß es ein halsbrecherisches Unternehmen ist, in fremden Landen fremden Völkern als Herrscher sich aufdrängen zu lassen.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, in welchem Verhältnis Schuld und Sühne im Leben des verlorenen Kaisers und der ehrgeizigen, jetzt von schwerer Geistesnacht niedergedrückten Königstochter zueinander stehen. Wir beschäftigen uns hier auch nicht mit dem in Purpur gehüllten Imperator, sondern mit dem **Schöpfer von Miramar**, dem kunstsinnigen Menschen und dem Freunde der Musen, der im Unglück selbst noch sein Schicksal zu besingen versteht.

Miramar! „Ich bewundere das Meer!“ Der zauberhafte Name, das Drama, welches sich an seine junge Geschichte knüpft, vor allem aber der überwältigende Reiz der Natur, welcher diesem Flecken Erde eigen ist, üben auf Leidvolle wie auf Fröhliche eine außergewöhnliche Zugkraft aus. Miramar ist der Wallfahrtsort jener Glücklichen, die

während der Flitterwochen ihrer jungen Ehe die Adria besuchen. Es ist aber gleichzeitig auch der letzte Zufluchtsort jener Unglücklichen, die sterben, weil sie lieben. Man hat im Verlauf von wenigen Wochen dort drei weibliche Leichen aus dem Meere gezogen: unglückliche Frauen, verlorene Bräute. Es wurde uns gelegentlich die Stelle gezeigt, wo man letzthin eine blühende Triesterin mit dem Fischernetz aus dem Wasser zog. — — — Die Unselige hat geliebt, einen Mann mit Leidenschaft geliebt, der als gemeiner Verbrecher sich enthüllte und niemals ihr Gatte werden durfte — uno brigante!

Wir machen zuerst dem Schloß einen Besuch. Man zeigt uns das Schlafzimmer Maximilians, sein Arbeitszimmer, die Bibliothek, Gesellschafts- und Audienzzimmer, die Speisesäle, die Schloßkapelle und — den Thronsaal. Überall stoßen wir auf Reminiszenzen traurigster Art. Bibliothek und Gemälde verraten den gebildeten Literatur-, Kunst- und Naturfreund. Unter den Ölgemälden fesseln uns weniger die Porträts der gekrönten Häupter, unter denen weniger geniale, als mittelmäßige und beschränkte Kapazitäten zu sehen sind; auch die Verräter des „verlorenen Kaisers" fehlen nicht; es sind vielmehr einige Meisterwerke moderner Künstler, wie dasjenige eines Italieners, der Venedig bei Nacht mit wunderbarer Naturtreue auf die Leinwand zu zaubern vermochte. Ein anderes von ergreifender Wirkung stellt den orientalischen Sklavenmarkt dar, wo weibliche Schönheit und Unschuld von der personifizierten Häßlichkeit und Gemeinheit um schnödes Geld feilgeboten wird. Fürwahr, eine ebenso drastische als wahre Illustration zur „göttlichen" Weltordnung unserer derzeitigen Kulturperiode. Orient und Okzident sind darin sich gleich: wer wird uns sagen, was Original ist und was Kopie? — —

Bietet uns nicht die ganze zivilisierte Welt ein trauriges Pendant zu jenem orientalischen Sklavenmarkt? Sklave ist der schaffende Mann und Sklavin ist seine Tochter, vor

deren Schönheit und Unschuld die Schatzkammer des Reichen sich öffnet, um beides für schnödes Gold zu kaufen. Das ganze soziale Getriebe ein häßlicher Sklavenmarkt — hier im Westen wie dort im sonnigen Osten, hier im kalten Norden wie dort im heißen Süden: überall Markt, Sklavenmarkt!

Drüben auf einer Staffelei steht ein kleines Gemälde, von der schönen Königstochter Charlotte selbst gefertigt: ein Schiff auf der Adria. Hat nicht die Malerin hier in den glänzenden Meeresspiegel ihre eigenen Gedanken versenkt? Sie wollte Kaiserin von Mexiko werden und malt das Schiff, das sie mit ihrem Gemahl aus dem Paradies von Miramar wegführt und hinüberträgt an die ferne, fremde Küste. [Man sagt, daß Maximilian die Krone von Mexiko nur auf Drängen seiner Gemahlin Charlotte angenommen habe.]

Im Thronsaal hängen die Bilder der berühmtesten Habsburger, eine großartige Komposition verherrlicht die Geschichte dieses alten Königshauses: es ist die Allegorie auf Karl V., in dessen Reich die Sonne nie unterging. Über diesem großen Gemälde ist auch das Porträt eines „vergangenen" Kaisers angebracht, dessen ganze, hier im Bilde zur Darstellung gekommene Figur unwillkürlich an den Menelaus in der „Schönen Helena" erinnert — eine lächerliche Gestalt! Diese Karikatur verunziert den ganzen Thronsaal.

Wozu aber überhaupt dieser Thronsaal in Miramar?

Man sagt uns, daß er die Ausführung einer Idee des verlorenen Kaisers von Mexiko sei. Allerdings eine kostspielige Idee! Man findet auch weise Sprüche an passender Stelle angebracht: lateinische Verse mit tiefem philosophischen Inhalt, die der Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert. — Gewiß, Maximilian war ein Schöngeist! Aber er hat den Thronsaal nicht mehr vollendet gesehen. — Und nun: Ein Thronsaal für einen Toten! Das Zepter liegt zerbrochen auf seinem Sarge und die Krone zertreten im mexikanischen Sande. Die Republik hat ihm den Tod gebracht. Weise Prätendenten können von

ihm lernen. Dieser Thronsaal ist eine Ironie auf die herrliche Schöpfung Maximilians, und sollte dereinst das Feenschloß in Trümmer gehen, so wird es der Thronsaal verschuldet haben.

Wir erinnern uns nochmals des „Sklavenmarktes“ in einem benachbarten Gemach. Durch die Worte des Dichters, welcher diese Stunden hier mit uns teilt, rauscht der Werdegang einer neuen Zeit. Leopold Jacoby steht neben mir, und ich höre hier im Thronsaal seine gewaltigen Worte:

Du sollst dich nicht treten lassen.

Du sollst dich nicht unterdrücken lassen.

Du sollst den Sklavensinn von dir tun.

Du sollst die Knechtseligkeit von dir tun.

Du sollst dich nicht bücken vor einem lebendigen Menschen; denn er ist nicht mehr als du.

Es war der Thronsaal das letzte, was wir im Schlosse sahen; denn in der Schloßkapelle war es finster, und wir haben sie nur gestreift, als wir hinaustraten, um in den großen Park zu wandern. Der helle Sonnenschein lag über der prächtigen Meeresbucht mit dem schloßgekrönten Landvorsprung, als wir außen rings herumgingen um das sonderbare Trauerhaus. Du magst an irgend einer Stelle deinen Blick vom Schlosse wegwenden und hinausschweifen lassen in die Natur: überall wird dich das Gesamtbild bezaubern. Das Meer ist ein ewiges Leben, eine nimmerruhende Bewegung; sein Bild ist in keinem Augenblick identisch mit dem vergangenen; die Zukunft — jeder Augenblick bringt dir immer neue Aspekte. Und wenn du von irgend einer Stelle am Ufer aus ihm ins leuchtende Antlitz schaust, so kehrst du immergrünen Gebüschen, Lorbeerhainen und duftenden Wäldern den Rücken. Ölbaum und Lorbeer, Eiche und Myrte, Zypresse und Fächerpalme, Zeder und Mammutbaum, Araukarien und Weymouthskiefern mahnen an fremde Lande, zumeist an den gesegneten Süden. Eiche und Fichte, Efeu und Stechpalme, Wacholder und Sinn-

grün sind Kinder des Nordens; aber zwischen ihnen stehen wildwachsend Opuntien und Agaven — und erzählen von Mexiko und vom verlorenen Kaiser und der irrsinnig gewordenen Kaiserin.

Ich habe schon viele Gärten und Anlagen gesehen, allein diese Mannigfaltigkeit und diesen Artenreichtum noch nirgends in dem Maße auf so kleinem Fleck Erde zusammengedrängt. Namentlich sind es die Nadelhölzer und Kupressineen, die hier eine Vertretung fanden, wie kaum in einem botanischen Garten des europäischen Festlandes. Die libanotische Zeder, aus deren Holz bekanntlich der salomonische Tempel aufgebaut ward, und der kalifornische Mammutbaum (Sequoia gigantea) gedeihen hier beide gleich prächtig, obschon sie sich im Vaterland Gegenfüßler sind. Im ganzen Parke finden wir vorherrschend immergrüne Baum- und Straucharten, so daß selbst im Winter, der übrigens selten Schnee bringt, das Grün ausharrt und über den nordischen Gesellen triumphiert.

Auf der großen, ebenen Parkterrasse mit dem unvergleichlichen Ausblick auf das Meer steht eine Doppelreihe prächtiger Fächerpalmen von doppelter Manneshöhe (Chamaerops excelsa). Nur eine dieser Pflanzen ist männlichen, alle übrigen sind weiblichen Geschlechtes. Und das, was uns der Gärtner von diesem Pflanzensultan und seinem Harem erzählt, erinnert mich unwillkürlich an die Meinung der „lauteren Brüder“, arabischer Gelehrter des zehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wonach die Palme auf der höchsten Stufe der pflanzlichen Entwicklung steht, weil sie eine Tierpflanze ist, welche in ihren Handlungen und Zuständen denen der anderen Pflanzen ferner steht, wiewohl ihr Körper pflanzenartig bleibt. „Im Palmbaum ist nämlich die handelnde (männliche) Kraft von der leidenden (weiblichen) getrennt, und die männlichen Stämme haben befruchtenden Blütenstaub für die Weibchen, wie dies bei den Tieren.“

Welche Fortschritte hat die Naturerkenntnis seit jener Zeit gemacht, da die Botanik allein um der Arznei willen be-

trieben wurde und ein Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim um 1500 von den Medizinern verlangte, daß sie auch die „Anatomei in solcher Gestalt der Kräuter und aller Gewächse“ studieren, „auf daß ihr da zusammen die gleiche Anatomei der Krankheit in Ordnung bringet. — Ein Kraut ist frauisch, eins ist männisch. — Nun sieh die Wurzeln der Manneskrankheiten und besiehe die Wurzeln der Frauenkrankheiten, und sitze darüber und rechen es aus, wie du bestehen wirst mit deiner physica und causis und indiciis. Allein es sei denn, daß du den Frauen gebest ihre besonderen Wurzeln, den Mannen ihre besonderen, und wissest die Arznei, daß sie gespalten ist, den Mannen ein Teil, den Frauen den anderen Teil, sonst wirst du kein Arzt sein, sondern ein Verführer: dazu du mit viel Künst darfest Lügen und Tellerschlecken, wie denn euer aller Art ist und Studieren auf den hohen Schulen!“

Die Fächerpalmen auf Miramar tragen Früchte; das einzige männliche Exemplar hat alle weiblichen Blütenstände befruchtet. Wir wissen auch heute ganz bestimmt, daß die Alten nicht recht hatten, als sie meinten, daß weibliche und männliche Palmen sich zur Blütezeit gegeneinander neigen.

Drüben am Meeresufer sind untergetauchte Wasserpflanzen. Mit dem Mikroskop erkennst du bei genauerer Untersuchung alsbald, daß das geheimnisvolle Liebesleben in der Pflanzenwelt schon bei niederen Gewächsen zum wunderlichsten Ausdruck gelangt und ohne Zweifel bei den niedrigst organisierten Pflanzen seinen Anfang genommen hat.

Ungemein erfrischend und zugleich reich an perspektivischen Aspekten sind die langen, zum Teil sich kreuzenden Schattengänge mit den schwarzgrünen Efeudächern. Einer derselben gewährt vom hintersten Ende aus einen wunderbaren Blick dem Laubwerk seiner Wände und Decke entlang bis zur vorderen Öffnung und dann hinaus, direkt ins Meer und hinüber an die Felsküste, auf deren Höhen Duino mit Turm und weithin schimmernden Häusern grüßt. Dicht

hinter letzteren guckt auch noch der Turm von Monfalcone hervor und schaut zu uns in den langen Schattengang herein, als spähte er nach schlafenden Göttern und Göttinnen. An anderer Stelle treffen wir in einem dieser Laubgänge einen alten Bekannten, eine bronzene Kopie der nackten Statue von Napoleon I., die in der Brera zu Mailand dem Besucher so fremdartig entgegentritt. Die Kopie ist als solche sehr gelungen; aber wir können diesem in Erz antiquierten Welteroberer keine ästhetische Seite abgewinnen, am allerwenigsten in unseren Tagen, da sich die ganze denkende Welt wieder schmerzlich daran erinnert, daß es Napoleon I. war, welcher den Entwicklungsgang der Konsequenzen aus der französischen Revolution für lange Zeit zu lähmen vermochte. Canova hat diese berühmte Statue schon 1810, also noch zu Lebzeiten Napoleons, modelliert und in Rom aus der Hand des Gießers hervorgehen sehen. Von 1814 bis 1836 lag die Statue in den Magazinen der Akademie, hernach im Museum, bis sie 1859 im Hof der Brera auf das Postament erhoben wurde. Auf wessen Veranlassung hin diese Kopie in Miramar ihren Einzug hielt, ist uns unbekannt. Wahrscheinlich ist sie ein Geschenk Napoleons III., welcher den Erzherzog Maximilian nach Mexiko und ins Verderben führte.

Wir begeben uns ans Meer, und zwar an jene Bucht auf der Westseite des Schlosses, die durch eine Schutzmauer zum Hafen von Miramar geworden. Die Sonne brennt dort am Septembernachmittag heiß, aber der Wasserspiegel liegt ruhig, wie eine Kristallplatte; man sieht bis auf den sonnigen Grund des Wassers mit jener Klarheit, als schauten wir durch das beste optische Instrument. Seltsame Fische, große und kleine, sonnen sich und spielen, in den elegantesten Bewegungen sich hin und her scheuchend, zwischen den Algensträuchern; es sind Meergründeln, Schollen, Sardellen und manche andere Tiere, die jeden Morgen auf den Fischmarkt von Triest gebracht werden.

Von der blendend hell beleuchteten Hafenmauer aus sehen wir blaßweißlich schimmernde Klümpchen auf dem ruhigen Wasserspiegel sich langsam hin und her bewegen; manche bleiben ruhig an derselben Stelle liegen: es sind kleine Rippenquallen, die zu Dutzenden hier ihr träumerisches Wesen treiben. Wir steigen hinunter und versuchen, sie mit der hohlen Hand aufzufangen. Eitles Bemühen! Auf der undurchsichtigen Hand, die wir sachte ins Wasser tauchen, sind diese zarten Organismen unsichtbar, und so oft wir — den Arm zurückziehend — glauben, einen guten Fang gemacht zu haben, enthält die hohle Hand eben nichts als Wasser. Nun benützen wir ein kleines Glasgefäß, eine unten geschlossene Röhre von Daumensdicke, die uns endlich ermöglicht, nach mehreren vergeblichen Versuchen eine dieser kleinen Bestien zu erwischen. Das minutiöse durchsichtige Wesen ist kaum von der Größe einer Haselnuß und tanzt im Glase langsam auf und nieder. Im Schatten wird es für uns unsichtbar, nur im Sonnenlicht sind seine Umrisse zu erkennen: das Gegenteil von einem Gespenst. Die Konturen schimmern in allen Regenbogenfarben; denn es sind die acht Längsleisten, die wie Rippen von einem Pol zum anderen verlaufen, mit Flimmerzilien besetzt, welche in ihren wellenförmigen Bewegungen die wunderbarsten Lichteffekte erzeugen. Die Zilien sind bei näherer Betrachtung schon dem unbewaffneten Auge bemerkbar; hält man das Glas gegen die Sonne, so scheinen die acht flimmernden Längsleisten regenbogenfarbige Funken zu sprühen. — Ich stecke das kleine Glas mit dem ätherischzarten Tierchen in die Westentasche; nach einer Stunde lebt die Qualle noch; allein in der zweiten Stunde stirbt sie und zerfällt alsbald in ihre flüssigen Moleküle: ein faßbarer Traum, eine vergängliche Erscheinung — eine Allegorie auf das einzelne Menschenleben. Könnte man so stille dahingehen, im Sterben noch ein flimmerndes Phänomen, vergoldet vom Sonnenglanz eines Septemberhimmels über der leuchtenden Adria!

Die eingetretene Ebbe und die sonntägliche Ruhe, welche über der ganzen Herrlichkeit sich ausbreitete, veranlaßte uns, eine Barke aufzusuchen, um unsere wissenschaftlichen Zwecke zu verfolgen. Zu dem Ende hatten wir den nordwestlichen Teil des Parkes zu gewinnen. Der Weg führte uns wieder über die breite Terrasse mit den Blumen- und Blattpflanzenteppichen. Vorn, am Rande der Terrasse, begrüßt uns eine Erzstatue, der berühmte Adorant, seine betenden Hände gegen das Meer ausgebreitet. Ja, das Meer ist anbetungswürdig — und die Sonne; diese beiden haben das Leben geschaffen und schaffen es immer wieder. Weiter zurück, abwechselnd mit hohen Palmen, stehen noch einige Bronzestatuen, zunächst die herrliche, meergeborene Venus von Medici und ein blühender Apollo, beider Antlitz ebenfalls dem offenen Meere zugewendet. Nebenan stehen die malerischen Riesenrispen des amerikanischen Pampasgrases (Gynerium argenteum) und blühende Yukka-Arten. Rechts und links ist die Terrasse durch hohe Wände hellgrüner Kupressineen abgegrenzt, und längs der äußeren Wege stehen düstere, schlanke Zypressen, zum Teil mit Früchten schwer beladen. Den hinteren Teil dieser Terrasse grenzt ein schattiger Laubgang ab. Welch ein Blick von dort aus über die nahen Herrlichkeiten hinweg, zwischen den dunkeln Bildsäulen der Mediceerin, des Appollino und des Adorant hindurch zum Schlosse und Meere! Natur und Kunst haben hier das Herrlichste zusammengetragen, um die Illusion einer Märchenwelt bis zum Extrem zu führen. Der Boden, auf dem wir stehen, ist mit klassischen Schönheiten belebt und der, welcher ihn so umgeschaffen, ein — verlorener Kaiser.

Durch dunkle Schattengänge, aufsteigend bald, bald auf ebenen Wegen wandelnd, gelangen wir in die nordwestliche Ecke des Parkes. Sie liegt ziemlich hoch über dem Meere. Dort — abgegrenzt vom eigentlichen Parke der Lustwandelnden — werden die Samen verschiedener Pflanzen aus den Früchten herausgemacht und Unbrauchbares auf einen

Haufen geworfen. Da sehen wir an nicht beachteter Stelle in einem offenen Gartenbeet einen niederliegenden Strauch mit schlanken Zweigen, zartgefiederten Blättern und rosa-violetten Blütenköpfchen, nebst Samen einschließenden Hülsenfrüchten. Ich wähne, eine echte Akazie vor mir zu haben; allein bei der ersten Berührung und leisen Erschütterung klappen die Fiederblättchen über dem gemeinsamen Blattstiel zusammen und belehren uns, daß die keusche Sinnpflanze (Mimosa pudica) hier ebensogut als in ihrem heißen Vaterland gedeiht. Man erzählt sich von dieser sonderbaren Pflanze allerlei Märchenhaftes; das Interessanteste an letzterem ist aber, daß es nicht Märchen, sondern Wahrheit ist. In ihrem Vaterland bildet sie ansehnliche Gebüsche, deren Blätter sich im eigentlichen Sinne des Wortes bei beginnender Abenddämmerung schlafen legen, um am sonnigen Morgen wieder aufzuwachen und ihre einzelnen Teile so breit wie möglich dem Lichte auszusetzen. Bei Tage ist sie so empfindlich, daß die leichte Erschütterung der Erde, welche durch ein vorbeitrabendes Pferd verursacht wird, hinreicht, um sie in eine schlafähnliche Ohnmacht zu versetzen. Es scheinen indes auch ihre Nerven einer Abstumpfung fähig zu sein; denn bei anhaltender Erschütterung erwacht sie schließlich wieder aus ihrer Ohnmacht, ohne daß die ununterbrochen auf sie einwirkenden Reize neue Schlafstellungen verursachten. Man hat diese Pflanze in einem offenen Wagen spazieren geführt und während stundenlanger Erschütterungen am hellen Sonnenlicht wieder aus ihrer Schlafstellung erwachen sehen. Hält der Wagen für einige Zeit an, so tritt bei der nächsten Erschütterung abermals Schlafstellung oder „Ohnmacht“ ein. Das Attribut der Keuschheit kommt ihr mit Recht zu; denn gegenüber den zahllosen anderen Blattpflanzen macht sie durch solch zimperliches Benehmen eine frappant tugendhafte Ausnahme.

Auf einem Haufen weggeworfener, faulender und verdorrender Parkpflanzen liegen große Früchte des Flaschen-

kürbis, einer Lagenaria, die nach meiner festen Überzeugung vom lieben Gott nur dazu geschaffen wurden, damit die Botaniker beim Sammeln von Wasserpflanzen ein passendes Gefäß zur Hand finden. In dieser Überzeugung griff ich nach einem solchen Flaschenkürbis, schnitt oben den Deckel weg, entfernte den Inhalt und hatte sodann das schönste Trinkhorn vor mir.

Wir sind nun an der Grenze des Parkes angelangt und steigen auf malerischem Fußpfad zum Meeresufer hinunter, gegen das nahe Grignano, ein kleines Nest mit etlichen Fischerhütten. Dort ist aus losen, durch keinerlei Mörtel miteinander verbundenen Steinen eine Art Hafenmauer aufgebaut, um den Fischern das Ein- und Aussteigen beim Abgang und Landen der Barken zu ermöglichen; denn das Meer ist seicht und das Ufer sanft ansteigend. Dort ist der Landungsplatz jener Toten, die sterben wollten, weil sie liebten, ohne vom Stamme der Asra zu sein. Ein lumpiges Fischermädchen von fünf bis sechs Jahren, im bloßen Hemde und barfuß bis an die Knie, läuft herzu und überreicht uns etliche vom Meere ausgeworfene Muschelschalen. Wir sind ja Fremde, und da will sie ein Almosen haben. Auch hier wieder die Grazie in Lumpen gehüllt! Aber sie ist noch jung, während drüben am Eingangstor zum Parke die romanische Eleganz in der Person eines ergrauten Bettlers in anderer Weise, immer aber noch als Eleganz, zur Anschauung gelangt. Wir streifen hier Wiege und Grab. Zwischendrin liegt das Leben der Ärmsten unter den Armen. Ob die da auch wissen, in welch herrlicher Welt sie hier leben? — —

Ein Fischer lenkt unsere Barke. Wir fahren langsam vom Lande ab; unsere Blicke sind auf den von Tangen aller Art bewachsenen Meeresgrund gerichtet. Baum- und strauchartige Cystosira-Arten bilden den submarinen Oberwald. Zwischendrin stehen violette und rote Blütentange, grasgrüne Darmulven und die spahngrünen blasenähnlichen

Körper von Rivularia-Arten. Dort haben wir auch die an großen untergetauchten Steinen vorkommende, wurmartig aussehende Dasycladus clavaeformis mit ihren großen Fortpflanzungsorganen angetroffen und der Seltenheit wegen in reicher Menge gesammelt; der Flaschenkürbis leistete dabei ganz vortreffliche Dienste.

Wir fahren zwischen großen Felsen, die ihre verwetterten Häupter neugierig über das Wasser erheben, längs des steinigen Ufers weiter. Da sitzt in einer soeben vom zurücktretenden Meeresspiegel verlassenen Nische eines mit Ledertangen bewachsenen Felsens eine mächtige Krabbe, auf ihren zwei enorm entwickelten Scheren ruhend, mit großen Augen das offene Meer begaffend. Die Überraschung war beiderseits sehr groß; denn im Leben eines nach Algen suchenden Botanikers kommt es selten vor, daß man einem spinnenähnlichen Tiere von Faustgröße begegnet; andererseits mag für eine Meerkrabbe, die nicht kurzsichtig ist, der Anblick eines langhaarigen und mit Brillengläsern bewaffneten Privatdozenten auch zu den Seltenheiten gehören. Für unsere Krabbe war dies noch etwas mehr; denn wir nimmersatte Menschen hatten die redliche Absicht, der bescherten Bestie an den Kragen zu gehen. Wohl gelang es dem Fischer, den Felsen zu gewinnen; allein er hatte nicht den Mut, mit tapferer Hand auf die Scheren loszugehen, und so gelang es der Krabbe ihrerseits, mit der Behendigkeit einer aus ihrem Versteck schlüpfenden Maus das Meer zu gewinnen. Unweit von jener Stelle ergriff eine andere Krabbe die Flucht in entgegengesetzter Richtung, nämlich auf dem trockenen Felsen schief aufwärts, bis zur dunkeln Spalte im geborstenen Steine. Diese Tiere sind also sehr feig.

Meerschnecken, die auch genießbar sind, haften in Unzahl an den Uferfelsen und an der Hafen- und Terrassenmauer von Miramar. Kleine schwarze Muscheln, „Seeläuse", bedecken oft ganz die von den Flutwellen bespülten Steine; sie scheinen dort festgekittet zu sein und gewähren einen

höchst eigentümlichen Anblick. In ihrem Bereich finden wir auch zahllose Ledertange, gabelig verzweigte, strauchartige Gewächse von schmutzig-brauner bis schwarzer Farbe (Fucus Sherardii). Sie sind auf den Felsen festgewachsen und werden von der Brandung, wie beim leichtesten Wellenschlag unaufhörlich hin und her geworfen. Nur zurzeit der tiefsten Ebbe und bei ruhigem Meeresspiegel gelangen sie für einige Stunden des Tages zur Ruhe, da sie durch das Zurücktreten des Wassers trocken gelegt werden. In der Nähe von Miramar sind beinahe alle im Bereich von Ebbe und Flut liegenden Steine und Felsen des Ufers so dicht von Ledertangen bewachsen, daß man mit leichter Mühe ganze Wagenladungen sammeln könnte.

Wir treiben langsam gegen das Meerschloß. Hoch oben, an der Westseite des Turmes, steht in einer Nische die Kolossalstatue der Adria, eine majestätische weibliche Gestalt, in händeausbreitender, grüßender Stellung, das Antlitz gegen Sonnenuntergang gewendet. Ohne Zweifel ist der Meister dieses Kunstwerkes ein Romane, in allen Fällen kein Schweizer; denn die grüßenden Hände der Adria am Schloßturm zu Miramar sind wirkliche Hände und keine Bärentatzen, wie die vorderen Extremitäten der segnenden „Industria" auf dem berühmtesten Bahnhof der Schweiz (Zürich). Ja, es ist eine himmelweite Kluft zwischen dem Kunstsinn der Völker diesseits und jenseits der Alpen. Ob es nur an den Modellen liegt? — — Drüben, jenseits der Alpen, wandeln die klassischen Vorbilder der Alten als lebende Menschen heute noch auf den Straßen. Der Künstler braucht nicht lange nach Göttergestalten zu suchen, er sieht sie jeden Abend lustwandeln auf dem Korso seiner Vaterstadt: Aphroditen, Apollini, Minervas, Amor und Psyche in hundertfacher Auflage. Die Grazie und die Hoheit in der äußeren Erscheinung sind unverwüstliche Vermächtnisse, die den südländischen Romanen verblieben sind bis auf den heutigen Tag.

Wie ganz anders, arm und sich selbst überlassen steht der Künstler am Nordabhang der Alpen und weiter hinaus gegen den Norden, wo Klima und Mode die wenigen tadellosen Menschengestalten dem Studium des Künstlers entziehen!

Einen überwältigenden Eindruck gewährt die Ansicht des Schlosses von der Meerseite. Hier kommen namentlich die als Fundament dienenden Felsmassen und Grundmauern zur Geltung. Hoch oben an sonnigen Steinen haben sich mächtige Agaven angesiedelt, und Centranthus ruber, eine in Deutschland sehr beliebte Zierpflanze, grüßt hier blühend als Unkraut von den Mauerritzen herunter. Auf jeder vakanten Stelle macht sich die Üppigkeit des Südens breit.

Nach Meertangen und Tieren suchend, hatten wir alsbald zwei Stunden verloren. Mit reicher Ausbeute kehrten wir nach Grignano zurück und suchten hernach das kleine Wirtshaus, das dicht an der Nordgrenze des Schloßparkes zwischen Fruchtbäumen und Reblauben den Wanderer zur Erquickung einladet. Dort weilten wir bis zur einbrechenden Nacht; dann aber traten wir nochmals einen Rundgang an, um den Park auch im Dämmerlicht und nächtlichen Dunkel zu belauschen.

Zunächst ans Meer! An exponierter Stelle, umgeben von Lorbeerbäumen und Oliven, lagerten wir uns auf der Terrassenmauer. Eine unbeschreibliche Feier lag über der ganzen Herrlichkeit. Das Schloß gespenstisch-magisch vom Abendhimmel beleuchtet, das nächtliche Firmament über uns zum Teile bewölkt, das Meer zu unseren Füßen nur leise flüsternd, Mond und Abendstern im Meeresspiegel als zwei leuchtende Streifen sich reflektierend; alles sonst dunkel und schweigsam — die Zypressen als schwarze Säulen hinter uns zum Himmel ragend, Ölbäume, Lorbeer, Pinien und Akazien — der ganze Baumwald nur eine Gruppe finsterer Gestalten und weit und breit außer dem Geflüster der kleinen Flutwellen nichts hörbar, als das schrille, lang-

gezogene Lied der Zikaden. Wir haben lange dort verweilt und wenig gesprochen. Wenn die Natur in geweihten Augenblicken wie eine fremde, überirdische Erscheinung zu uns redet, so fremdartig wie eine überwältigende Offenbarung, da schweigt der menschliche Mund, und die Seele schwelgt in stummer Erregung.

Die Mondsichel entfernt sich mehr und mehr vom Schloßturm; wir suchen den Weg zur klassischen Terrasse. Auch dort haben wir geschwiegen; denn Götter haben zu uns gesprochen. Die Venusstatue hob sich schwarz aus dem grünlich verglimmenden Dämmerlicht des Abendhimmels heraus, und der Apollino nebenan lauschte dem Wettgesang der Mannazikaden in den schwarzen Eschenkronen. Ja, vergangene Zeiten! — —

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Die Götter sind aus dem Himmel geworfen, und gekreuzigte, enthauptete, geschundene und zerfleischte Heilige sind auf die Postamente gesetzt worden. Die Dichtkunst verkracht — und die Bildnerei zum Bankrott gebracht! —

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Also widerhallte des Dichters Klage* in meinem gepreßten Innern. Da mit einemmale war mir's, als erhebe die bronzene Mediceerin ihren Arm hinweg von keuscher Stelle zum nächtlichen Himmel über uns, und sie begann zu reden, zu drohen und zu überzeugen.

Und die bronzene Venus von Medici dort am anderen Ende der Terrasse im Parke zu Miramar hat gesprochen: „Wohl haben uns die Christen, die Kreuzfahrer und Märtyrer aus dem Himmel geworfen; als aber die weiseste und stärkste unseres Geschlechtes, Pallas Athene, erst mit Füßen getreten und verachtet, wieder von ihrer Betäubung erwachte, da hat sie es nicht verschmäht, neuerdings unter die Menschen zu gehen, um sie von Wahnwitz und Tollheit zu heilen. Erst fand sie nur bei wenigen, bei den Stillen im Lande, Gehör — und mancher, bei dem sie aus und ein ging, ist auf den Scheiterhaufen gewandert, den die Christen angezündet haben. Aber nach und nach sind aus diesen wenigen im Verlauf der christlichen Jahrhunderte viele geworden, und diese vielen werden noch zu mehreren werden — und sie werden, wenn alle vereint, stark genug sein, dereinst den verwüsteten Himmel von den Gekreuzigten, den Geschundenen und Erschlagenen zu säubern. Und man wird uns, die Götter der Vorzeit, neuerdings in Lied und Sang, in Bild und Wort verherrlichen, und unsere Gestalten werden wieder lebendiges Leben und warme Wärme und geistigen Geist und werden wieder Sprache und Zunge haben. Und es wird wieder wohnlich sein im Himmel, den die Menschen so sehr verwüstet haben in blinder Verblendung und törichter Torheit, und es wird eine Zeit kommen, da Menschen zu Göttern und Staubgeborene zu Lichtträgern der Weisheit und Wahrheit werden. Und ich werde wieder angebetet werden, angebetet von denen, welche den Tag mehr lieben als die Nacht, und das Leben mehr achten als den starren

* Schiller, „Die Götter Griechenlands".

Tod, angebetet von denen, welche das Rauschen des Meeres und das Lispeln der Bäume und das Gekose der Liebenden lieber hören als die tollen Litaneien und das Klappern der Skelettknochen jener, die man als „Heilige“ in Prozessionen herumträgt. — Die Freunde der Palmen und der Leuchtmonade, die Schatzgräber des wirklichen Wissens, die forschenden Forscher und Feinde des glaubenden Glaubens: sie werden meine Anbeter, meine Diener und meine Apostel sein!“ —

Also sprach die Mediceerin, als der Nachtwind durch die Lorbeerzweige rauschte und die Zikade ihr Cello strich. Eine schäumende Welle am plätschernden Meeresufer hob neugierig ihren Kopf über die von Tangen bewachsenen Steine empor. Wasser spritzte auf — und eine meerschaumgeborene, eine weiße, blendendweiße Frauengestalt erhob sich über den dunkeln Steinen; leuchtende Monaden warfen ihr rötlich phosphoreszierendes Licht auf die Meergeborene. Sie ward lebendig, vom Pulse durchwärmt, eine leibhaftige Venus, ein Götterweib mit schwellenden Adern, straffem Busen und liebeglühendem Antlitz. Und sie nickte herüber und lächelte. Es war das Original, dessen Abbild die Mediceerin auf der Terrasse. Aber schnell wie sie gekommen, zerstob die Welle am steinbesäten Ufer; der Zephir strich über den weißen zischenden Schaum — und das Götterweib war verschwunden.

Die Bronzestatue stand wieder tot vor mir, ihren Arm wieder gesenkt. Aber auf ihrem Antlitz blieb das ewige Lächeln, das triumphierende Lächeln des ewigen Lebens der Schönheit.

Noch einen Blick auf die feenhafte Herrlichkeit! Die Mondsichel stand schon weit vom leichenfarbenen Schloßturm ab — und der Abendstern, die weißschimmernde Venus des Sternenhimmels, leuchtete nur matt durch verhüllende Nebel! Wir wandten uns und gingen.

An anderer Stelle des Parkes, auf der Südostseite, im Angesicht der lichtschimmernden Seestadt (Triest), findet sich

auf einer Felskante ein düsteres, heimliches Plätzchen, eine schattige Reblaube mit lichten Fensteröffnungen gegen Morgen und Mittag. Schmale Ruhebänke laden zum Sitzen ein. „Dort weilten wir am liebsten, als wir noch Verlobte waren,“ sagte die liebliche Frau meines Freundes, und wie Silberglöckchenstimme klang das hinauf zum freudig lächelnden Gatten, der sein Weib umfangen hielt. Wir setzten uns, und Ort und Stimmung gestatteten die Frage nach dem Wie des Anfangs im Roman zweier Glücklichgewordenen. Mein Triestiner Freund erbat sich erst von seiner Donna die Erlaubnis zum Erzählen, und als diese ohne Anstand über die Lippen des jugendschönen Weibes geflossen, da hob er an und erzählte: „Sie, mein Freund, haben das Glück, ein gelehrtes und wissenschaftlich gebildetes Weib Ihr eigen zu nennen. ‚Auch ich ward in Arkadien geboren!‘ — Sie ist die Tochter eines braven Mannes, der sein Kind alsbald in die Hallen des Naturwissens einführte; sie kennt die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes und die Tange am rauschenden Meeresufer. Und da ich einst — vor etlichen Jahren — auszog, um marine Algen zu studieren, da habe ich sie bei gleichem Streben gefunden. Wir beide haben die Blütentange der Adria bewundert und — schließlich uns gegenseitig liebgewonnen. Dieser Park war ihr Asyl, und wir haben hier die seligen Tage des Brautstandes durchlebt. Nun begreifen Sie, warum wir hier jedes stille und jedes hübsche Plätzchen genauer kennen als irgend ein anderer Sterblicher. Das ist der Anfang unseres Liebeslebens — das übrige wissen Sie.“ — Ein Kuß, gewechselt zwischen Gatte und Gattin, hat bestätigt, daß auch hier Mann und Weib — trotz aller Wissenschaft und Kunst — Mann und Weib geblieben sind.

Es war vollends Nacht, als wir von jenem Koseplätzchen Abschied nahmen, und als wir beim Gärtnerhaus ankamen, hatte die Mutter der jungen Frau bereits für ein komplettes Abendessen gesorgt. Der kleine im Hofraum angebundene

Affe hatte schon seine Decke umgeworfen, um sich vor der Nachtfrische zu schützen und sich schlafen zu legen. Er ward wieder aufgescheucht und zeigte mit munterem Wesen und freudegrinsendem Antlitz seine prächtig weißen Zähne. Verlor er beim Herumspringen seine Decke, so wußte er sie gleich wieder mit den graziösesten und geschicktesten Bewegungen umzulegen. Auch hier trat mir die Lehre Darwins in neuen Beweisen entgegen. Jawohl, Darwin hat recht: die Vierhänder sind uns nahe verwandt.

Das Nachtessen hat herrlich gemundet und die Havanna auch, welche unser Gastgeber servierte — und die Zuckermelonen ebenfalls, die Freund H. aus Triest mitgenommen hatte. Auch die Weintrauben von Miramar sind honigsüß; ich habe sie gekostet.

Nach dem Nachtessen wurden unsere Algen nochmals in frisches Wasser gebracht. Dabei beobachtete ich zum erstenmal in solcher Nähe das phosphoreszierende rote Licht der Leuchtmonade. Die Tange blitzten oft hell auf.

Gegen elf Uhr nachts lag ich wieder wohlverwahrt in der Villa Voinowich, hinter dem Tüllvorhang (Mosquitero) meines schnakenumschwärmten Bettes. Die Quälgeister der Nacht sangen draußen und bemühten sich umsonst, mir auf den Leib zu rücken. Schlafend begann ich zu träumen, nachdem ich wachend wie im Traume gewandelt. Und ich träumte schlafend vom Feenschloß am Meere, vom Paradies zu Miramar, vom verlorenen Kaiser und von der sinnverwirrten Königstochter, und von der bronzenen Mediceerin mit ihrem ewig heiteren Lächeln. Den einen Gedanken werde ich nimmer los: über dem Schönsten, was ich sah, liegt die Melancholie des traurigen Verhängnisses.

Miramar! un paradiso perduto — ein verlorenes Paradies!

Aus dem sonnigen Süden.

(1903.)

Wer — von deutschen Gauen oder aus der Nordschweiz kommend — zum erstenmal einen Winter südwärts von den Alpen verlebt, wird mit einem Male des großartigen Kontrastes gewahr, der zwischen diesseits und jenseits des Alpenwalles das Klima der benachbarten Länder in grellen Gegensatz stellt. Am auffälligsten äußert sich dieser Kontrast durch die Insolation: der Winter ist im Süden viel sonniger als im Norden. Während das eine Land im November und Dezember lange Wochen hindurch kontinuierlich im Nebel oder grau in grau unter grauer Wolkendecke liegt, erglänzt gleichzeitig südwärts der Alpenkette fast ununterbrochen ein nebelfreier klarer Himmel über der blauen Landschaft. Dort alles im Düsterlicht der diffusen Beleuchtung, langweilig zum Davonlaufen, müde machend bis zur Sterbensfreudigkeit eines bewährten weltflüchtigen Asketikers, nervenzerrüttend und lähmend bis zur Willenlosigkeit — hier gleichzeitig ein fortwährendes Glitzern und Glänzen unter blauem Himmel und niemals inkommodierenden Sonnenschein! Kann es einen größeren Kontrast geben?

Lugano, das schweizerische Neapel, zählt während fünf aufeinander folgender Jahre im ganzen vier Nebeltage, also durchschnittlich pro Jahr nicht einmal einen ganzen Nebeltag! Zürich — von Lugano aus mit der Gotthardbahn in fünf Stunden erreichbar — zählt während eines Lustrums nachgewiesenermaßen 191 Regentage, also achtundvierzigmal soviel Düstertage wie Lugano in derselben Zeit.

Und zwischen dieser winterlichen Finsternis einerseits und der göttlichen Lichtfülle andererseits klafft nicht etwa ein

Abgrund — sondern ein Wall trennt die beiden Welten, die Zentralalpen, welche nun allerdings durch den Gotthardtunnel innerhalb 15 bis 17 Minuten traversiert werden können: Göschenen—Airolo!

Du kommst aus dem grauen Norden: der liebliche Zugersee, an dessen Ufer der Eilzug dahinrast, dampft und braut jene Nebelmassen, die uns den Blick in die Höhe verhüllen. Die den Bahnkörper flankierenden Bäume und Sträucher hangen voll Reifenduft, und im diffusen Nebel rast der Zug weiter am Lowerzer- und Vierwaldstädtersee vorbei, ohne daß du von diesen klassischen Landschaften mehr wahrnehmen könntest als das ärgerliche Grau, welches jeden Zauber einhüllt. Und so bleibt es bis hinauf nach Göschenen, der letzten Station vor dem großen Tunnel: auch hier noch alles im Nebel verharrend, trostlos langweilig, jede Freude ertötend, die Seele lähmend. — Dann rast der Zug eine Viertelstunde lang durch die Finsternis des Berginnern — und ein Pfiff der Lokomotive führt dich hinaus auf die sonnige Welt der Gotthardsüdabhänge. Welch ein Gegensatz! Hier nun blendender Sonnenschein aus tiefblauem wolkenlosen Himmel, gegen den sich die breiten Schneefelder in den Firnen und an den Gehängen in ungeahnter Klarheit abheben. Hunderte von Wasserfällen starren in Eis, und überall flutet weißes und blaues Licht. —

Ich bin zu allen Jahreszeiten hinüber und herüber gewandert, so ungefähr vierzigmal: traf ich Zürich im Regen oder im Nebel, so wußte ich Lugano in ungetrübtem Sonnenlicht. Der Gegensatz im Witterungscharakter ist freilich zu jeder Jahreszeit wahrzunehmen: am großartigsten manifestiert er sich aber gerade während der Wintermonate, weniger durch die Temperaturdifferenzen, als vielmehr durch die ungleiche Verteilung von Licht und Schatten.

Der Süden ist sonnig. Auch wenn der Winter hier Schnee bringt und gelegentlich der benachbarte Muzzanersee zugefriert, so bleibt doch das Licht hier die allmächtige Be-

herrscherin der Gefilde, und es bleibt der Charakter des Lebens erhalten in der unverwischbaren Mannigfaltigkeit von Farben und Lichtmengen. Selbst im schneereichen Winter, wie wir ihn nun eben erlebt haben, wo die umliegenden Berge seit drei Monaten kontinuierlich von Schnee bedeckt waren und die Nordabhänge des Salvatore, des Monte Generoso und Caprino nie ganz aper lagen, selbst in solch unerhört „strengem“ Winter gibt es der lebendigen Überraschungen in freier Natur genug. Kaum ist der Schnee über Nacht da und sind seiner Last eine Menge brechender Äste von Zedern und Ölbäumen, von Liguster und Evonymus und so mancher anderer immergrüner Bäume und Sträucher zum Opfer gefallen, so hellt sich der Himmel nach wenig Stunden wieder auf und beginnt an den sonnigen Halden und Abhängen die Kraft der Sonnenwärme ihre befreiende Arbeit. Bald stehen die Bäume wieder schneefrei, und nach wenig Tagen begegnen wir nicht allein in Gärten und Anlagen, sondern auch an den sonnigen Höhen über dem Seebecken und der Stadt lebendigen Blumen als Vorboten des Frühlings: im Dezember die großen weißen Christblumen in voller Pracht, im Januar die violetten Leberblümchen (Hepatica triloba) und vereinzelt auch schon die kurzstielige Frühlingsprimel (Primula acaulis), welche heute — in der zweiten Februarwoche — schon in großer Menge an den sonnigen Abhängen im laublosen Kastanienwald anzutreffen sind.

Und das bewirkt nur die Sonne, weil hier der typische Föhn mit seiner schneefegenden Kraft fehlt. Wenn drüben in den nordwärts liegenden Bergtälern von Uri, Glarus und Graubünden die warmen Winde von Süden herniederstürzen und als Föhn die ganze Landschaft oft bis weit nach Süddeutschland hinaus von Eis und Schnee befreien, so haben wir hier über den oberitalienischen Seen in der Regel rasch wechselnde Bewölkung und keineswegs klare, sondern „dunstige“ Atmosphäre, weil die wasserdampfreiche

Luft, aus dem Süden kommend, an den diesseitigen Berglehnen emporsteigt, um jenseits nach dem Norden abzufließen. Dabei kondensieren sich die Wasserdämpfe der aufsteigenden Luft zu Nebelballen und Regenwolken, selbstverständlich bevor der Alpenwall überschritten wird. Folge davon ist: Regenwetter auf der Südseite, klare warme Föhnluft in der Nordschweiz.

Das ist ein wesentlicher Faktor in der Gestaltung des Witterungscharakters von diesseits und jenseits der Berge. Wer nordwärts vom Alpenwall sich mitten im Winter gelegentlich der heiteren und warmen Föhntage freut, wird gut tun, dort zu bleiben, solange der Föhn vorhält; denn — wanderte er in dieser Zeit nach dem Süden, so käme er regelrecht vom blauen Himmel über dem Norden plötzlich in die Traufe der südlichen Alpentäler. Bei tropfendem Himmel oder schneeschmelzendem Tauwetter müßte aber hier der Humor des bravsten Bürgers einen gewaltigen Chok bekommen, wie wir gleich sehen werden.

Die italienische Schweiz — unser Kanton Tessin — ist an malerischen Reizen, an klimatischen und landschaftlichen Vorzügen so reich, wie kein anderer Schweizerkanton. Was „der liebe Gott“ hier an Schönem und Großartigem alles zusammengewürfelt hat, das ist schwerlich genügend zu würdigen. Diese südlichen Alpentäler und Seebecken haben paradiesischen und klassischen Charakter: die Formen der Berge, die pittoresken Ufer der Seen, die üppige Vegetation der Talsohlen und Berglehnen, die malerischen Dörfer und Städte, umkränzt von Weingärten, dunkeln Zypressen- und Olivenhainen, die armseligen Steinhütten der Gehöfte, wie die blendendweißen Kirchen und Kapellen auf allerlei Hügeln und Höhen: das alles und noch manches andere — zumal die Häufigkeit des wolkenlosen sonnigen Himmels — macht diese Welt hier südwärts vom Gotthard zum Dorado.

Auch das hier eingeborene Volk ist liebenswürdig, brav, wacker, ehrlich — und soweit es vom Fremdenstrom noch

nicht zu sehr „kultiviert“ ist, bescheiden und genügsam — — nur zu genügsam! Wie einfach lebt hier der arme Bauer, der wohlhabend sein könnte, wenn er in der Kultur nicht gar so weit zurückgeblieben wäre und etwas mehr auf irdische Dinge als auf „jenseitige“ bedacht wäre!

Erstaunlich ist hier die Triebkraft des Bodens. Das bebaute Land ist locker, sehr wasserdurchlässig, das Erdreich immer gut durchlüftet und daher bei guter Bewurzelung der Pflanzen ungemein fruchtbar. Der gewitterreiche Sommer schafft hier Wunder: das sehen wir an den über alle Maßen üppigen Weingärten und Feigenbäumen, die innerhalb weniger Monate mehrere Meter lange Schosse treiben, an den 15 bis 20 Fuß hohen bambusartigen Halmen des spanischen Schilfrohres (Arundo Donax), welches alle Jahre die oberirdischen Triebe immer wieder neu zu bilden hat und jedes Jahr auch richtig zum Blühen und Fruktifizieren gelangt, ferner an den Zypressen und Zedern, die in Gärten und Anlagen erstaunlich rasch in die Höhe wachsen. Alles, alles zeugt von Üppigkeit — nicht zum mindesten auch die Unkräuter allerorten.

Aber der Bauer ist ziemlich lässig; er läßt viel zu sehr den lieben Gott, das heißt die Natur, walten und überläßt seine Kulturen in Gärten und Feldern allzusehr der wilden Gestaltungskraft von Klima und Boden, als daß man sagen könnte, er tue sein möglichstes, um alles zu gewinnen, was die Natur hier zu leisten fähig wäre. Der Bauer ist hier rückständig geblieben; sein Land würde ihm doppelt soviel Ertrag liefern, als es jetzt wirklich liefert, wenn er denselben Fleiß und Eifer der Bebauung besitzen würde, wie ihn der Bauer nordwärts der Alpen aufzuwenden seit Jahrhunderten gewohnt ist.

Und diese Rückständigkeit und Lässigkeit schlägt durch die ganze Lebenshaltung durch. Das geht durch bis ins Innerste der Weltanschauung, der Politik und der Religion. Fast zu allen Tagesstunden, vom frühen Morgen bis zum dunkeln

Abend rufen die Glocken immer wieder zu Andachtsübungen: keine Stunde des Tages, da nicht das Gebimmel der Glockenspiele uns daran erinnerte, daß wir uns in der Domäne des heiligen Vaters befinden. Hier beherrscht der Kleriker noch vollständig die große Mehrzahl des Volkes, nicht allein die Frauen und Kinder, sondern auch die Mehrzahl der stimmfähigen Männer. Wir haben das recht deutlich am 1. Februar letzthin gesehen, wo das Volk des Kantons Tessin über die fakultative Leichenverbrennung, das heißt über die Frage zu entscheiden hatte, ob irgendwo im Kanton ein Krematorium erbaut und eventuell benützt werden dürfe. Das vielsagende Resultat dieser Abstimmung war: 14664 Nein gegen bloß 6339 Ja! Vom Bischof und seinem dienstbaren Klerus wurde die Leichenverbrennung als heidnischer Mißbrauch des Heiligsten gebrandmarkt, und das schlug durch.

Man will beim Alten, beim Hergebrachten bleiben! Auch beim Vogelmord, der hier noch so sehr allgemeiner Usus ist, daß selbst die eidgenössischen Gesetze, die denselben verbieten, gar nicht beachtet werden. Darüber haben die in- und ausländischen Zeitungen schon viele Jahre lamentiert: es nützt alles nichts, es wird alles nichts nützen, bis die Staaten des internationalen Vogelschutzes gemeinschaftlich beim heiligen Vater vorstellig werden: „Bitte, erlöse uns von diesem Übel!“ Denn solange der Priester nicht mitmacht beim Kampfe gegen die Vernichtung unserer Singvögel, so lange werden wir umsonst kämpfen, umsonst gegen Vogelmord und gegen andere Tierquälereien. Das Volk ist brav und willig zum Guten, wenn es von Kirche und Schule ernsthaft dazu verhalten wird.

Hier — im katholischen Süden — kommt die Schule allein nicht zum Ziele; da muß der Klerus mithelfen. Und derselbe Klerus kann auch noch bei anderen ersprießlichen Dingen mitwirken, wenn er den Ruf der Zeit verstehen und seine eigenen Interessen wahren will. Ich meine

in allererster Linie die Erziehung des wackeren Volkes zu größerer Pflege der eigenen Gesundheit und leiblicher Ordnungsliebe. Singen, Tanzen und Musizieren tut's nicht allein, um Leib und Seele gesund zu erhalten: Turnen und Schwimmen, Radfahren und Eislaufen, Bergsport und Wassersport werden hier nur ausnahmsweise gepflegt und zumeist nur von Fremden geübt. Alles das müßte aber auch der einheimischen Jugend sehr wohl bekommen; dann bekämen hier die Straßen wohl auch bald ein freundlicheres Aussehen, als es jetzt der Fall ist.

Mit dem Worte „Straßen" habe ich hier den wundesten Punkt im Lebensbild von Lugano berührt. Daß in den alten, engen, winkeligen und mannigfach gekrümmten Straßen von Alt-Lugano nicht überall Trottoirs vorhanden sind, das ist ja ganz begreiflich, weil historisch begründet. Daß aber sogar neue Straßen als Hauptverkehrsadern zwischen Villenquartieren und Hotelpalästen einerseits und dem wunderbar malerisch gelegenen Bahnhof andererseits, Straßen mit unvergleichlich schönen Landschaftsaspekten, Straßen, welche täglich von Hunderten und von Tausenden lustwandelnder Menschen begangen werden, auch den primitivsten Anforderungen an Komfort und Reinlichkeit geradezu Hohn sprechen: das will dem an Sauberkeit und Ordnung gewöhnten Besucher Luganos nicht in den Kopf, weil das geradezu jämmerlich in das Gesamtbild hineinspritzt oder hineinstaubt. Kommst du mit der Gotthardbahn vom Monte Cenere herüber nach wunderbar pittoresker Fahrt an Rivera-Bironico, an Taverne und Vezia vorbei durch einen kurzen Tunnel plötzlich auf den Bahnhof Lugano, so bist du gleich beim Verlassen des Stationsgebäudes mitten in einer Welt voll entzückender Herrlichkeit. Du stehst auf hochliegender Terrasse mit steil zur tief liegenden Stadt abfallender Böschung: zu Füßen die lichtbraunen und roten Ziegeldächer der Altstadt, hoch aufragend gerade vor dir der malerische Campanile mit der Kathedrale San Lorenzo,

steingrau sich von dem Azur des blauen Sees scharf abhebend. Es bimmeln wohl auch die Glockenspiele diverser Kirchen aus der Stadt und von benachbarten Dörfern an dein Ohr heran; dann schweift der Blick gen Osten über den See hinüber zu den steilen Abhängen des Monte Caprino, links zur Seebucht hinter Gandria, noch weiter links, nach Nordosten, an Castagniola vorbei ins Val Cassarate, das gegen Norden am schneebedeckten Camoghe sein Ende erreicht, ringsum aber von edelgeformten Bergen umrahmt ist und eine Fülle bunt schimmernder Dörfer aufweist. Machst du halbe Wendung, so grüßt dich südlich der schroffe Monte Generoso als „Rigi" der italienischen Schweiz und weiter nach rechts, wie ein riesiger Eckzahn, der Salvatore mit seinen schattigen Nordabhängen, zu deren Füßen die flimmernden Wellen des Sees ihr blendendes Wesen treiben.

Zumal am Abend ist die Terrasse auf dem Bahnhof Lugano der herrlichste Punkt, von dem aus die Augen des Beschauers sich in die Fülle erhabenster Formschönheit oberitalienischer Landschaften versenken und in der abendlichen Beleuchtung der See- und Gebirgswelt Farbenakkorde aufnehmen können, von denen der Nordwärtsgeborene niemals eine Ahnung haben konnte. „Ein Märchen! Ein Märchen!" — Das kommt ungewollt und unbewußt über deine Lippen. „Ist es möglich, daß die Natur auf so engem Raume eine solche Fülle klassischer Schönheit voll gigantischer Großartigkeit und zugleich voller Milde und Lieblichkeit zu schaffen vermochte!" — Da staunt nicht allein der Enthusiast, da steht und staunt und bewundert selbst der einfältigste Bauer aus dem fernen Gehöft. Drum ist diese Terrasse fast jederzeit von lustwandelnden Menschen belebt.

Aber wenn diese schönheitstrunkenen Spaziergänger dann Abschied nehmen und drüben in der benachbarten neuen Vorstadt Paradiso ihr Quartier aufsuchen wollen, so haben sie erst noch eine Hölle zu passieren. Die neue Straße zwischen Bahnhof und Paradiso, in malerischen Krümmungen zwischen

Villen und Gärten, zwischen Weinbergterrassen und pompösen Hotels sich hinziehend und langsam bis an den Fuß des Salvatore abfallend, ist nichts weiteres als eine Fortsetzung der pittoresken Bahnhofterrasse: diese Straße mit ihren überraschenden Aussichten, wo jede Krümmung dir neues Entzücken und Staunen abgewinnt — sie ist vielleicht das reizendste Fragment des Straßennetzes vom ganzen Kanton Tessin —, sie ist aber bei Trockenheit wie bei Regen, bei Tauwetter wie im Schnee, sie ist im Hochsommer wie im Winter ein Pfuhl voller Sünde gegen Ordnung und Hygiene. Entweder du erstickst in aufwirbelndem Staub bei trockenem Wetter, oder du ertrinkst im Schlammbrei bei Regen. Wehe dir, wenn die Stunde über dich kommt, da die Hotelomnibusse vom Paradiso an dir vorüberrasen: entweder wirst du vom Staub eingepudert wie ein regelrechter Zementmüller oder aber — wenn Regen gefallen, oder Schnee geschmolzen ist — du wirst vom Scheitel bis zur Sohle mit Straßenkot bespritzt. Hier fehlt alles, was man Rücksicht nennen könnte, und diese Straße — sie sollte die schönste des ganzen Landes sein — ist die größte aller Todsünden meiner lieben Fratelli Ticinesi.

Zweifellos wird Lugano als Fremdenstadt einer schönen Zukunft entgegengehen. Eine große Kolonie deutscher und deutsch-schweizerischer Hoteliers hat sich bereits hier angesiedelt, und sie schafft vereint mit den eingeborenen Wirten munter an einer freudigen Weiterentwicklung. Zur Zeit der beiden hiesigen Fremdensaisons — im Frühjahr und Herbst — wimmelt es von Fremden, die hier für einige Wochen Station nehmen. Einige Pensionen und Hotels sind sogar für den ganzen Winter engagiert. Lugano wird in kurzer Zeit seinen Ruf auch als Winterstation haben, sofern es den vereinten Kräften der Wirte einerseits und der Stadtbehörden andererseits gelingen wird, in dem pitoyabeln Zustand der Straßen und Fußsteige säuberlich Wandel zu schaffen.

Eine Unzahl von Villen mit freundlichen Gärten sind Eigentum von zugewanderten Privaten aus aller Herren Ländern: von Deutschen, Deutsch-Schweizern, Franzosen und Engländern. Sie alle haben die Sonne gesucht und auch glücklich gefunden. Vielleicht haben es ihnen auch die schlanken Zypressen angetan, die da und dort von den Bergabhängen herniedergrüßen, und die Zedern und Magnolien, die zahlreichen Nadelhölzer aller Art und die Lorbeer- und Feigenbäume, die sich im stillen Wasser des Sees spiegeln; vielleicht auch die intensiven Farben der Landschaft, welche an Böcklin erinnern und ihn verstehen lehren; vielleicht auch die Sprache Dantes, welche das Idiom dieses Landes ist. Sie alle haben die Wintersonne gesucht und wohl auch ihren Humor wiedergefunden.

Vom Luganer See.

(1904.)

Mit einem heiteren Präludium kam der Josefstag — 19. März — über uns: ein wunderbar klarer Frühlingstag als Vorabend zum großen Feste des Lenzbeginnes. Tiefblau leuchtete der See herauf an die von laublosen Bäumen und Sträuchern bedeckten Bergabhänge. Der Schnee hat sich auf die höheren Partien und auf die schattigen Schluchten zurückgezogen: San Salvatore ist beinahe ganz frei, Monte Brè wird täglich grüner, und in der Talsohle zu Füßen des Boglia und der Altweiberzähne blühen und duften die Veilchen und andere Herolde des Lenzes. Im Hintergrund des grünen Tales aber reflektieren die dicken Schneekappen des Monte Caval Drossa, des Camoghe und der Garzirola in blendendem Weiß das Sonnenlicht. Grausig verschneit und vereist stehen dagegen die Felsterrassen und Wände des Monte Generoso, der uns seine Nordseite zuwendet und von Lugano aus noch ganz im Winterkleid zu starren scheint. Über all dem lacht der blaue Himmel — das Ganze ist ein pittoreskes Bild des Überganges vom langen Winter in den göttlichen Sommer, der hier — entgegen dem weitverbreiteten Vorurteil — auch erträglicher ist als draußen im Flachland nordwärts der Alpen.

San Giuseppe! ein hoher Festtag der Katholiken! Alle Welt sonntäglich geputzt mit neuen bunten Kleidern, alle Welt voller Fröhlichkeit und Lachen und die Dampfboote auf dem See munter an der Arbeit, Einheimische und Fremde hin und her zu führen über die abgrundtiefen, dunkelblauen Wasser. Die Frühjahrssaison hat eben erst begonnen: man sieht auf den Dampfern schon recht viele Fremde, älteres und jüngeres Volk in allen Abstufungen der Wintermüdigkeit einerseits bis hinüber zur überquellenden Lebensfreude

andererseits, bleiche, verhärmte Gesichter neben jenen Typen, über welchen der Honigmond seinen milden Silberglanz ausbreitet. Wir nehmen das Boot für den beliebtesten Frühjahrsausflug — von Lugano nach Castagnola, Gandria. Oria, San Mamette. Das ist der sonnigste und wärmste Teil des ganzen Sees, auch der reichste an malerischen Motiven. Schon sind die Trauerweiden am Ufer bei Castagnola ergrünt; ihre niederhängenden, bis zum Seespiegel reichenden Zweige schimmern wie grünes Haar und heben sich prächtig heraus vom dunkelgrünen Hintergrund der Zedergruppen, der immergrünen Magnolien und japanischen Mispeln. Der Dampfer gleitet — ostwärts fahrend — ganz nahe dem linksseitigen, steil ansteigenden Ufer entlang, wo die Kalkschichten und Dolomite unvermittelt als Riesenmauer an das Wasser herantreten und sich unter dem Seespiegel in gleicher Steilheit fortsetzen in die dunkle Tiefe. Das Gebirge ist hier arg zerklüftet, doch weit hinauf mit wildwachsendem Buschwerk besetzt. Zwischen dem Schmugglernest Gandria (schweizerisch) und der nächsten Station, dem italienischen Oria, fehlt jeder Weg — für gewöhnliche Sterbliche. Nur Schmuggler wissen hier Rat, mit Zucker, Kaffee und Zigarren beladen, den Weg ins Land zu finden, wo das Kilo Zucker mit anderthalb Franken, dem dreifachen Betrag seines Wertes, bezahlt werden muß. An diesen steilen Felsabhängen gedeihen noch die Oliven und Mandeln, die Feigen und die Zypressen. Und mitten im Winter gibt es hier sonnige Nachmittage, wo Blumen blühen und Bienen und Schmetterlinge ihr Wesen treiben. Gegenwärtig grüßen vom Ufer her die gelben Büsche der stengellosen Primeln, und die Knospen des Buschwerkes schwellen allerwärts, so daß auch die braune Färbung dieser anscheinend toten Welt sich mannigfaltig wandelt und auf größere Entfernungen hin Frühlingsstimmungen entsendet.

In Oria verlassen wir das Boot und folgen dem Wege an der Zollstätte vorbei links hinauf durch enge Zickzackgassen

bis hoch über das Dorf hinauf und hinüber auf gutgepflegtem Pfad über Albogasio superiore zum Felsennest Castello. Heiß brennt die Sonne auf den Rücken: man wirft die Überkleider weg und wandert und steigt, zeitweise von fast betäubendem Veilchenduft umspült, weil hier Viola odorata in Unmasse auf Weg und Steg uns entgegentritt. Zwischen den Ölbäumen herauf grüßt der See, wo in großen Nauen junges Volk lärmt und jubelt: San Giuseppe! Auch ich grüße dich, heiliger Josefstag, mit deinen großblumigen, unzähligen Primeln und den Milliarden dunkelblauer Veilchen, mit den himmelblauen Sternblumen des mauerbekränzenden Immergrüns, mit den schwellenden Blütenknospen des noblen Lorbeers, zu dessen Füßen im hochaufschießenden Gras Traubenhyazinten, kriechende Günsel und üppige Goldnesseln (Galeobdolon luteum) ihren erwachten Frühlingsdrang leuchtend und duftend ans Licht emportragen.

Aprikosen und Mandelbäume beginnen zu blühen, und schon leuchtet da und dort ein rosenfarbener Schleier über Pfirsichbäumen, die nun — in den nächsten zwei Wochen — der Landschaft am blauen See ihre keuschesten Farben verleihen werden. Wer das nicht mit eigenen Augen gesehen, der macht sich keinen Begriff von der feenhaften Szenerie in den von Pfirsichbäumen durchsetzten Weinbergen und Kulturlandterrassen zu dieser Zeit, da die Fruchtbäume in Anthese stehen. Zwischen Porlezza und Cima schimmert dann am hellen, sonnigen Mittag auf weite Strecken hin am See alles Land von unbeschreiblichen Farbentönen des roten Teils im Regenbogen. Leuchtet im Herbst das Laubholz am San Salvatore und am Caprino und am Boglia und an allen Bergabhängen im dunklen Purpur der herbstlichen Laubfärbung, so ist es doch nur ein schweres, sterbendes, ein undurchsichtiges Rot auf gelber Untermalung: hier aber — im Frühling, wenn die Pfirsichbäume um die Dörfer und Weiler erwachen, da ist es die zarteste Farbe der neuerwachten Freude und des siegenden Lebens, die im Hauche

milder Lüfte durch die Bäume zittert und die Berglehnen milde erröten macht, wie ein junges, sittsames Bräutlein. Das müßt ihr sehen gehen, ihr Hunderte von Fremden, die ihr jetzt in Lugano des Winterkleides Schwere abschütteln wollt: fahrt nach Porlezza, ans östliche Ende des blauen Sees, und geht dann auf der neuen guten Straße zu Fuß nach Cima (nur dreiviertel Stunden Weges) und seht euch die Pfirsichhaine rechts und links von der Straße an, wo gelbe Rapsfelderchen den drolligen Untergrund bilden zu den von Farbendichtungen umschleierten Baumkronen der Pfirsiche.

Eine Meise schmettert ihren Frühlingsjubel in die sonnige Luft und von fernher plaudert ein Amselmännchen süße Tollheiten seinem Weibchen ins Ohr. — Hier herrscht die Einheit: von jedem Singvogel — wenn du Glück hast! — kannst du ein Exemplar zu hören bekommen — eine Nachtigall im Ölbaumhain oder Lorbeergebüsch, eine Drossel aus dem großen Kastanienwald, eine Meise aus dem Rosenhag, ein Zaunköniglein aus der Weißdornhecke! Niemals mehrere! weil nicht mehrere vorhanden sind, weil man die anderen, die unglücklicheren Kameraden hinterlistig gefangen und meuchlings ermordet und mit brutaler Freßgier vernichtet hat. Schon Jahrzehnte lang kämpft das zivilisierte Mitteleuropa um den Schutz der Singvögel, der Singvögel, welche Gemeineigentum des ganzen Erdteils sind: alles umsonst! Im Norden werden diese nützlichen Tierchen gehegt und gepflegt; man baut ihnen Nistkästchen, man streut ihnen auf Futterplätzen Nahrung; man pflanzt ihretwegen wieder häufiger als je Weißdornhecken und Gebüschgruppen; man freut sich dort jedes Frühjahr, wenn der Lärm der Singvögel von allen Bäumen und Dachgiebeln schallt — aber wenn dann im Herbst ein Teil dieser gefiederten Freunde abzieht nach dem Süden: dann fängt sie unser Nachbar ab und erwürgt sie — ach Gott: aus dem Patriotismus des Magens — „Alle für einen!“ — ich meine: alle diese kleinen Vögel für den einen Magen! Misericordia! 20000 Fallen

und Schlingen haben die Polizeileute während des letzten Jahres allein im Kanton Tessin konfisziert. Wie viele Millionen solcher Schlingen, Netze und Leimruten zum Fange der Singvögel werden allein in Italien gelegt, ohne von irgend einer Polizei entdeckt oder konfisziert zu werden! Dafür bringt man Tausende und aber Tausende dieser Vogelleichen auf die Märkte im Kanton Tessin. Muß denn nicht ein Vogelschutzgesetz, wie wir es haben, ein närrisch Ding genannt werden, wenn es duldet, daß Vogelleichen zu Tausenden auf den Markt kommen dürfen, indes die lebenden Vögel wegzufangen verboten ist!

Es gäbe nun reichlich Anlaß, mit dem internationalen Vogelschutz doch einmal Ernst zu machen. Deutschland und die Schweiz haben demnächst mit Italien neue Handelsverträge zu vereinbaren. Ehe damit begonnen wird, sollten die Staaten nordwärts vom Gotthard erklären: „Erst wollen wir euch, liebe Italianissimi, zu einem internationalen Vogelschutz herbeibekommen — erst nachher freundschaftliche Zollverhandlungen! Avanti, erst laßt ihr unsere Vögel leben, dann mögen auch eure Weine leben!“ Dann könnt' es gelingen!

So, wie es jetzt geht, dürfen wir's nicht mehr lange gehen lassen. In den kleinen italienischen Nestern des östlichen und südlichen Luganersees werden gelegentlich junge Amseln für die Küche zu 20 Centesimi (16 Pfennig) feilgeboten. Und das ist das Land der Mignon, ein Paradies voller Naturschönheiten und Naturreichtum, ein Land voll unsagbarer Herrlichkeit an Farbe und Licht, dessen Volk so viele gute Eigenschaften und so viele Ritterlichkeit besitzt, wie kein Volk nordwärts der Alpen! Diese guten Leute sehen gar nicht ein, daß wir anderen aus dem Vogelmord so viel Wesen machen.

„Alle Welt“ — sagt mir ein braves, herzensgutes Mädchen —, „alle Welt schmaust hier gerne die kleinen Vögelchen: der arme Teufel wie der staatliche Beamte, der Laie wie

der Priester, der Millionär wie der hungrige Mönch — wir alle essen sie gerne; denn sie sind sehr schmackhaft! — ‚Molto buono!‘ — Dann, warum sollen wir sie nicht essen, diese schmackhaften Dinger, da wir doch die Fische unseres blauen Sees auch essen dürfen und auch Gänse, Enten, Hühner und Tauben essen? Auch die lieben kleinen Zicklein essen wir, und niemand hat dagegen was einzuwenden.“ —

Was nützt das, diesen guten Leuten zu sagen: „Seht doch einmal: die Fische im Wasser singen nicht, wenn der Frühling kommt, und sie fangen auch nicht die schädlichen Insekten an den Bäumen!“ — „Auch die Gänse und die Enten und die Tauben und Hühner singen nicht und fangen keine schädlichen Insekten, noch viel weniger vertilgt das liebe Zicklein Raupen und Larven, Fliegen und anderes Kerbtier.“ Solche Argumente verfangen hier nicht. Nur eine drastische Auseinandersetzung wird gelegentlich verstanden werden. Wenn wir die Singvögel als natürliches Gemeineigentum deklarieren, so haben wir ein Recht darauf, daß es für alle geschützt und als Gemeineigentum der Länder respektiert werde. Wer die wandernden Lerchen, die draußen in Deutschland geboren wurden, hier unten südwärts vom Gotthard wegstiehlt, der frevelt an dem Eigentum seines befreundeten Nachbars. — Wenn aber der Gesetzgeber will, so wird dem Frevel Einhalt getan. Hunderttausend italienische Arbeiter erweisen sich ebenfalls als Wandervögel; in fröhlicher Arbeit verdienen sie während des Sommers schweres Geld in fremden Landen, und man sieht sie im Herbste neidlos mit gefüllten Taschen wieder südwärts ziehen. Keinem Menschen nordwärts von den Alpen wird es einfallen, diesen italienischen „Wandervögeln“ mit heimtückischen Leimruten und freßgierigen Netzen und Schlingen nachzustellen: im Gegenteil — man verabschiedet sie als wackere Freunde mit einem fröhlichen „A rividerci!“ und ebenso fröhlich kommen sie dann jeden Frühling wieder

vom Süden über die Berge zum Norden, wohin die kleinen Singvögel auch wiederkehren sollten, zum größten Teil aber nicht wiederkehren können, weil sie von der Gourmandise ihrer natürlichen Gastgeber vernichtet wurden.

Jetzt, wo es im Tessin mit dem Vogelmord eher schlimmer als besser geht, müssen die Tierschutzvereine und die landwirtschaftlichen Vereine nordwärts von den Alpen wieder energisch auf die Socken und endlich nach dem Rechtsschutz verlangen, den die Einsicht in die Ökonomie des Naturlebens unbedingt garantieren muß. —

Während solcher und ähnlicher Kontemplationen sind wir bis zum Felsennest Castello gelangt. Schmale winkelige Gäßchen, unterbrochen oder vielmehr überbrückt von massiven gemauerten Torbogen führen durch dieses kleine Städtchen, das einst von einer mächtigen Burg überkrönt war. Hier hat alles reinitalienischen Charakter, das Gute wie das Schlimme, das Schöne wie das Häßliche: alles glänzt in grellen Farben, sogar die Blumen sind hier intensiver gefärbt und größer, als wie man sie sonst anderswo sieht. Noch grüßen an schattigen Felsabhängen dicht beim Städtchen, dort wo der Felsvorsprung gegen das Valsolda abfällt, unzählige Leberblumen (Hepatica triloba) und die letzten Christrosen (Helleborus niger), während auf den nördlich abfallenden Wiesenhängen der weiße Frühlingskrokus (Crocus vernus) in unzähligen Mengen alles wie mit Schnee bedeckt.

Auf einem benachbarten Hügel mit der unvergleichlich herrlichen Aussicht auf den See einerseits und Valsolda andererseits lagern wir uns dicht bei wildwachsenden germanischen Schwertlilien. Da wollten wir rasten. Allein drei Schlingel des kleinen Felsennestes fanden es für gastfreundlich, die harmlosen Fremden mit Steinen zu bombardieren. Darauf muß sich jeder Fremde, der Castello besuchen will, in aller Gemütsruhe gefaßt machen. Kommt man mit einem blauen Auge davon, so darf man Gott danken, daß man nicht beide Augen verloren hat. Soviel

ich schon bei früherem Besuch und nun diesmal wieder beobachtet habe, ist ein einziger roher Schulknabe imstande, die ganze Dorfjugend zu verderben. — Welch ein Gegensatz zu den Erwachsenen dieser primitiven menschlichen Wohnstätten! Hier ein Rätsel: wie ist's möglich, daß aus verrohten Kindern solch braves Volk von Erwachsenen ersteht? Darüber will ich ein andermal berichten.*

Wenn wir von Castello aus seewärts blicken, so haben wir im Rücken einen Talkessel von nierenförmigem Umriß, in mächtigem Halbkreis von wild zerklüfteten Dolomit- und Kalkbergen umgeben, die in wunderlichen Konturen und schattigen Reliefs hoch in den blauen Himmel ragen. Das ist das berühmte Valsolda mit den zahlreichen malerischen Dörfern, den weithin schimmernden Kirchen hoch über der Schlucht, in welcher die Wasser rauschend zum See ihren Weg nehmen. Dieser stille Erdenwinkel vereinigt alle Reize der rauhen Hochgebirgswelt mit der göttlichen Schönheit der oberitalienischen Landschaft. Dem Botaniker erschließen sich hier eine Menge von Überraschungen. Wir werden ein andermal davon einiges erzählen; denn die Zeit drängt uns talwärts.

Auf gutgepflegtem Menschenpfad (Saumtiere haben wir hier niemals gesehen) wandern wir in Zickzacklinien ein paar hundert Meter tief gen Mamette, einem kleinen malerischen Flecken am Ausgang des Valsolda. Das ist ein Dorado für den Landschaftsmaler: man mag dieses Nest von immer welcher Seite betrachten — immer wird es trunken machen

* Nachträglich erfülle ich eine angenehme Pflicht, dem Herrn Sindaco (Gemeindevorstand) von Castello mein Kompliment zu machen über seinen wackeren Eifer, dem Unfug der bösen Buben in der Bannmeile seiner Gemeinde zu steuern. Sobald er von unseren Erlebnissen und Beschwerden Kenntnis erhalten, wurden zeitgemäße Schritte zur Abhilfe getan. Es ist tatsächlich so: die Erwachsenen sind um so ritterlicher, je ausgelassener die Schuljugend ist.

ob seiner Schönheit. Die steinbedeckten Häuser erglänzen im Sonnenschein in allen erdenkbaren Farben, in Rot, Orange, Goldgelb, Blau bis Violett. Ihre Reflexe im Seespiegel — vom Dampfer aus gesehen — schimmern bunt wie eine gut belegte Palette. Dunkelbelaubte Lorbeerbüsche mit schwarzgrünen Eiben wechseln an den Felsterrassen mit den silbergrauen Oliven, deren Blattunterseiten das vom Seespiegel heraufblitzende Sonnenlicht abermals reflektieren. Hohe, düstere Pyramiden von alten Zypressen künden den Sinn und das feine Verständnis für malerische Bepflanzung der Gärten und Friedhöfe. — Abseits vom Marktplatz, am westlichen Ende dieses vielgepriesenen Nestes, trifft der germanische Wanderer auch eine deutsche Pension mit lockender Gartenwirtschaft dicht am See; es ist der „Amslergarten“, wo man für wenig Geld solid und gut bedient wird und daher gerne wiederkehrt. Dort stand der duftende Goldlack und standen die Levkojen in Blüte, und ein herrlicher Mandelbaum wetteiferte mehr durch seine Blütenfarbe als durch seinen Geruch mit dem blühenden Zitronenbaume dicht an sonniger Mauer, wo graue Eidechsen in Unzahl hin und wieder huschen. San Mamette ist ein Juwel; kein Besucher unseres Sees sollte versäumen, ihn sich näher zu betrachten. Die Schuljugend ist hier auch schon feiner geartet: sie begegnet dem Fremden mit überraschendem Anstand. Auch dann sind diese lebhaften Rangen noch liebenswürdig, wenn sie in lärmender Singfreude durch die Gassen ziehen und aus weit geöffnetem Munde aller Welt verkünden: „La mia mamma va bene“ — „meiner lieben Mama geht es gut, denn der Vater ist — ammalato!“ Es scheinen hier unten im Süden ebensolche Wechselbeziehungen oft zu bestehen, wie drüben im Norden: wenn's dem Alten schlecht ergeht, so kann's doch der Alten recht gut gehen. — Die singenden Jungen haben ein feines Beobachtungsvermögen, und nicht selten gibt es unter ihnen große Philosophen.

Zweierlei Karfreitags-Stimmungen:

Nordwärts und südlich vom Gotthard.

(1904.)

Karfreitag! Man hat den Menschenfreund von Nazareth ans Kreuz geschlagen. Dessen gedenkt man heute in gesamter Christenheit; feierlich, ernst, mit asketischen Anwandlungen bei den protestantischen, leichter und oberflächlicher, das heißt weniger tiefgründig bei den katholischen Christen. Den Protestanten gilt heute der Karfreitag als der wichtigste Kirchentag des ganzen Jahres: in Zürich, der Stadt des Reformators Zwingli gibt es — wenn wir vom Glockengeläute absehen — keinen stilleren Tag. In den Straßen begegnet man nur schwarz gekleideten Kirchengängern; denn alle Geschäfte ruhen, und die hohe Obrigkeit verbietet jede triviale Arbeit und jedes lockende Vergnügen. Alle Bierhäuser und Weinschenken und Restaurationen sind während des Vor- und des Nachmittagsgottesdienstes geschlossen; man kann während dieser Zeit in der ganzen Stadt keinen Wecken, kein Fleisch und nicht Zucker und Kaffee kaufen: denn alles ist geschlossen, auch die Tabak- und Zigarrenkaufstellen. Nur die Kirchen sind offen und werden so reichlich in andächtiger Sammlung von allerlei Volk bis zum letzten Platz gefüllt, daß selbst der nachlässigste Christ sich wieder seines Namens und des Namens erinnert, in welchem alle Völker der Erde sollten gesegnet werden. — Und geht man dann auf die Straßen zu jener Zeit, da die Glocken von allen Türmen weithallend verkünden, daß Christus gestorben sei, da wandeln sie zu Tausenden in die Bethäuser, die sonst so munteren und geschäftigen Bürgersleute, und auf ihren Gesichtern ist tatsächlich strenger Ernst und heilige Trauer zu lesen, weil Christus gekreuzigt wurde. Die ganze Stadt

— so sieht es aus — ist wie in ein einziges großes Trauerhaus verwandelt. Und wenn die Erwachsenen so ernst sind, so wagt auch die Jugend nicht, lärmig zu sein. Von Theater ist selbstverständlich keine Rede; auch alle profanen Konzerte sind untersagt: nur ein religiöses Musikwerk kann als Karfreitagskonzert zur Aufführung gelangen, sei es eine Missa solemnis oder ein klassisches Oratorium oder eine Sinfonie. Hier spielt die christgeweihte Stimmung dann auch noch tief in den Abend hinein. Die Sterbehausluft ist über die Stadt gekommen — wer jene nicht liebt, der wandert früh morgens mit dem ersten Eisenbahnzug hinweg an die katholischen Ufer des Vierwaldstädtersees, wo es am Karfreitag schon minder steif und minder feierlich-ernst als in Zürich zugeht.

In schroffstem Gegensatz zur düsteren nordischen Karfreitagstimmung steht der Feiertagscharakter dieses Festes südlich von den Alpen. Man kann sich eigentlich keinen größeren Kontrast denken, und gewiß prägt sich Volkscharakter und religiöses Erfassen tiefgreifender Ideen nirgends schärfer aus als durch die Art und Weise, wie diesseits und wie jenseits des Gotthard das Andenken an die Kreuzigung des Nazareners gefeiert wird. Das möge im folgenden gezeigt werden.

Auch im katholischen Kanton Tessin, dem italienischen Teile der Schweiz, ist der Karfreitag eigentlich nur ein halber Feiertag. Die Geschäftsleute gehen ihrem Erwerb nach, nur mehr Frauen und Kinder besuchen im Verlauf des Tages die Kirchen, wo die Priester mit regem Eifer ihres Amtes walten. In Mendrisio, einem kleinen schmucken Städtchen unweit der italienischen Grenze, wird jedoch am späten Abend eine riesige Prozession in Szene gesetzt, die bei Fackelschein in dunkler Nacht durch die illuminierten Hauptstraßen sich vom einen Ende zum anderen und wieder zurück zum Ausgangspunkt bewegt. Jung und alt, reich und arm, vornehm und gering: alles, was gehen und

beten kann, Priester und Laien, Schüler und Lehrer, Großeltern, Eltern und Enkel — alle folgen sie unter Musikklängen dem vorangetragenen Bilde des Gekreuzigten, im buntesten Farben- und Stimmungswechsel — einem riesigen Leichenzug gleich, der für diese kleinstädtischen Verhältnisse nicht pompöser ausgedacht werden könnte. Das ist ein bewegtes Bild voller Abwechslung an reichem Detail und teilweise voller Anmut, wo malerische Kindergruppen die Objekte der feierlichen Grablegung begleiten: den schwarz umflorten toten Heiland, das Grabtuch, die Marterwerkzeuge, Nägel, Hammer, Dornenkrone, Lanze, Essigschwamm und das Schweißtuch und so viele andere Embleme des naiven Glaubens aus alter Überlieferung.

Ich habe dies alles vor einem Jahre hier zum erstenmal gesehen und mir damals vorgenommen, bei nächster Gelegenheit den Karfreitag in einer italienischen Stadt, also jenseits der schweizer Grenzpfähle zu verleben, wo das Bild — wie man versicherte — noch um vieles reichhaltiger sei. Die Wahl fiel auf Como: eine oberitalienische Stadt mit einer reichen Vergangenheit und einer noch viel reicheren Zukunft.

Wer, von irgend einer Seite kommend, diese oberitalienische Stadt betritt — sie zählt ca. 40000 Einwohner —, wird alsbald des alten und des neuen Glanzes gewahr, der in seltsamer Mischung sich an den mannigfaltigsten Baudenkmälern, am herrlichen Dom und einem halben Dutzend anderer Tempel, an den Patrizierhäusern, an städtischen Verwaltungsgebäuden, am Theater und am Kasino, sowie an prunkenden Geschäftshäusern, an Schulen mannigfaltigster Art und an öffentlichen Plätzen und Gärten geltend macht. Zum alten Glanz aus ferngelegenen großhistorischen Zeiten gesellte sich der Reichtum der gewerbslustigen Neuzeit. In allen Gassen und Straßen macht sich Wohlstand und Sauberkeit breit, und der moderne Mensch kann sich hier behaglich fühlen — mitten unter Überresten, welche um tausend und zweitauseud Jahre in die Vergangenheit zurückweisen.

Der Kutscher, welcher uns am sonnigen Vormittag auf staubiger Landstraße von Chiasso hierher führte, hielt an der schönen Piazza Cavour, gleich am Eingang in die Via del Duomo. Unsere ersten Schritte galten denn auch wirklich dem Dom, einem der ehrwürdigsten und schönsten Tempel Oberitaliens, der im Jahre 1396 im Bau begonnen und Anno 1513 vollendet wurde. Hier haben geniale Baumeister mit großem Glücke ein imposantes Ganzes geschaffen, vor dem auch der Heide seine Verbeugung machen wird. Die zwei Statuen rechts und links vom mittleren Portal der Hauptfassade sagen uns, daß wir in der Geburtsstadt der beiden Plinius sind, von denen der ältere bekanntlich den Untergang Pompejis erlebt, dabei aber schließlich ebenfalls den Tod gefunden hat, indes sein Neffe jene Katastrophe lange überlebte und sogar zur Würde eines römischen Konsuls aufstieg. Beide waren schriftgewandte Heiden, und jetzt grüßen ihre Statuen am Eingang des vornehmen christlichen Tempels uns moderne Heiden, die hier eintreten und Bleibendes aus christlichem Wesen staunend betrachten wollen.

Treten wir also ein — in dies marmorne Gotteshaus! Wer den Mailänder Dom kennt, wird sofort auf große Ähnlichkeiten stoßen: hier wie dort ein ungeheurer breiter und mächtig hoher Raum mit riesigen Pfeilern, die zum Himmel streben; hier wie dort unweit des Hochaltars je zwei riesige Orgeln, hier wie dort im Grundriß das Kreuz, mitten überragt von hochstrebender Kuppel, durch welche das Himmelslicht in mannigfaltigen Brechungen hereindringt und einen flimmernden Glanz hinunterwirft auf die kleinen Menschen, die ankommen und wieder gehen, die einen, um zu beten und den an der Erde liegenden Gekreuzigten zu küssen, die anderen ungläubig sich wendend und dort hinaus fliehend in den einen großen Tempel der Natur, wo jetzt die Blumen wieder sprießen und die Vögel wieder ihre Minnelieder singen.

Die meisten Hauptbilder der Altäre sind heute verhangen, mit dunkeln Tüchern bedeckt, auch jenes Altarbild links vom Haupteingang, wo Dutzende kleiner Kerzenlichter flackern vor dem schwarzverschleierten Bild der berühmten wundertätigen Maria. Ein Haufen Volk lagert auf den Knien vor dieser trauernden Muttergottes, und viele, die da beten, küssen erst den Saum der Altargewandung, ehe sie von dannen gehen. Es sind unter ihnen viel elende Gestalten, Halblahme und Halbblinde, Bleichsüchtige und Tuberkulöse, alte und junge Belastete: zumeist Weiber vom Lande, die mit kränklichen Kindern oder mit eigenem kranken Herzen von den sonnigen Hügeln und Bergen der Umgebung zur Stadt hinuntergestiegen sind, um mit der Mater dolorosa zu trauern über all das Elend, was durch die Sünde über die Menschen verhängt worden ist. Da sehe ich der Reihe nach diese jungen und alten Elenden herantreten an die dicht neben dem Altar stehende Statue des heiligen Josef: mit lebendigen mageren Händen betasten und streifen sie den Mantel des wackeren Pflegevaters, und die kranken Knaben nehmen ihre Mützen und streifen an dem kalten Leib dieses heiligen Mannes herunter, als wollten sie die Heilkraft für ihr Leiden mit sich nehmen — — in der Mütze nach Hause tragen — hinauf in die Steinhütten an den sonnigen Halden über der Talsohle und dem blauen See. Das alles spielt sich sehr rasch ab, ein paar Minuten — und der eine Altar mit der wundertätigen Maria ist von ein paar Dutzend Jammergestalten absolviert. Diese eilen nun in mehr oder weniger geschlossener Gruppe nach dem Hintergrund des Domes, wo das große Kruzifix vor einem seitlichen Altar am Boden liegt. Kleine Kinderchen von drei, vier, fünf Jahren huschen eilig an die Seiten des Gekreuzigten; sie betasten das bronzene Marterbild mit ihren kleinen flinken Händchen, neigen ihre Köpfchen darüber und küssen das Seitenmal, die Hände, das dornenbekrönte Haupt, die nageldurchbohrten Füße mit einer

emsigen Hast, als gält es den Himmel zu erringen. Heilige Suggestion!

Links und nur wenig abseits von dem Dom steht die uralte Kirche San Giacomo, welche schon um 1117 gestanden und somit bis heute ein Alter von 800 Jahren erreicht hat. Es lockte uns, auch dieses Gotteshaus zu sehen, an welchem schon 25 bis 35 menschliche Generationen vorübergegangen sind. Auch hier sind die wichtigsten Altarbilder düster verschleiert; denn auch hier ist der Heiland heute gekreuzigt und allem Volke zur Anbetung hingelegt worden auf die paar Steinstufen, so daß der Kopf etwas erhöht liegt und von den Kindern und Frauen, so da kommen, um das heilige Bild zu betasten und ehrfurchtsvoll abzuküssen, leicht erreicht wird. Die Heilandsfigur ist ein feines Bronzebild, vom Alter mit ganz schwarzer Patina belegt: nur die stärksten Erhabenheiten an den fein modellierten Füßen und Händen und am Haupte des Erlösers blinken frisch wie Gold — sie wurden alljährlich, durch Jahrhunderte hindurch, am Karfreitag von Tausenden geküßt und bei diesem Anlaß gescheuert. Da kommen sie auch schon wieder, jene Mühseligen und Beladenen, denen wir schon im Dom begegnet sind und die hier nun abermals beten, knien und tasten und küssen, um dann wieder gruppenweise von dannen zu gehen: zu einer dritten, vierten, fünften Kirche, wo sich dieselben Zeremonien wiederholen — vom Morgen bis zum Abend!

Wer mit moderner Erkenntnis ausgerüstet ist und dabei an die Epidemien denkt, welche im Verlauf von acht Jahrhunderten über die oberitalienischen Gefilde dahingerast sind, an die Pest zur Zeit der Promessi sposi eines Manzoni: wer „bakteriologisch“ argumentieren gelernt und die Würgerkraft der Krankheitskeime respektvoll anerkennen gelernt hat, den ergreift ein Grauen über der Verheerung, welche aus diesem jahrtausendalten heiligen Gebrauch des Kreuzküssens über ungezählte Gläubige gekommen ist. Sind nicht

diese Kreuze mit ihrer suggestiven Kraft hundertmal zu Infektionsherden für Pest und Cholera, für Pocken und Scharlach, für Diphtheritis und andere Seuchen geworden? Gewiß! Der Unwissende wird sich darüber keine Gedanken machen: er küßt dasselbe Bild, das vor ihm — am gleichen Tage — Hunderte und Tausende geküßt und Dutzende von Kranken unbewußt mit ansteckenden Giften belegt haben. Wenn er nicht krank wird, so ist's ein glücklicher Zufall; wenn er aber wirklich erkrankt und sogar wegstirbt — so ist es absolut kein Zufall, sondern die Logik des natürlichen Geschehens. Das werden eines Tages die Priester, nicht allein da unten am Südfuß der Alpen, sondern auch drüben im schweizerischen Wallis, vielleicht auch in deutschen Landen, wo dieser Brauch zu Hause ist, wohl ebenfalls einsehen, und es werden die leitenden Verwalter der Kirche eines Tages daran denken, daß das Kruzifix — — physisch absolut rein zu halten wäre, rein auch dem harmlosen unwissenden Gläubigen gegenüber. Das fordert die weltliche Hygiene, die sich mit geistlichen Dingen nicht zu befassen, aber für den gesunden Leib aller Bürger zu sorgen hat. Ich meine sogar, daß die Kirche gut tut, auch in dieser Frage gegenüber der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zur rechten Zeit und freiwillig eine kluge Konzession zu machen, ehe der „brutale" Staat mit seiner plumpen Hand von sich aus eingreift und die Schwachen vor leiblichem Schaden mit Polizeiverordnungen zu schützen kommt.

Eine sehr interessante Kirche ist diejenige des heiligen Fedele, im Range der Bedeutung die zweite nächst dem Dom. Dieser Tempel San Fedele ist nach einer Überlieferung auf den Grundmauern eines heidnischen Tempels, der dem Jupiter geweiht war, auf- und umgebaut worden und soll schon fünfzehn Jahrhunderte lang dem Christenkult dienen. Links von einer uralten Seitenpforte, durch die wir nachher eintreten, finden sich granitalte Reliefs mit sonderbaren Tierfiguren: Drachen, Schlangen, Affen und

Sirenen, die zum Teil stark an ägyptische und babylonische Zeichenkunst erinnern. Über ihr Herkommen ist Sicheres nicht bekannt; ohne Zweifel stammen sie aus der Heidenzeit. Im Innern der Kirche überrascht vor allem der Reichtum an Decken- und Wandgemälden berühmter Künstler früherer Jahrhunderte, unter welchen wir auch Meister antreffen, die am Luganersee geboren wurden. Leider sind auch hier einige Altarbilder mit düsterfarbigen Tüchern verhangen. Und hier abermals dasselbe Leben, wie drüben im Dom und in der Kirche San Giacomo: Scharen betender Frauen und Kinder, die zum Kreuze kommen, den toten Heiland küssen und wieder von dannen gehen, vom Kreuze weg zu einer vierten Kirche oder aber — zum Karfreitagsmarkt auf der Piazza Vittoria.

Ein großer Teil der Karfreitagskirchenbesucher geht tatsächlich nachher direkt auf den Tingeltangelmarkt, dort hinaus vor die Porta Vittoria, auf den Platz mit dem imposanten Garibaldidenkmal von Vincenzo Vela. Von den vielen Garibaldidenkmälern, die ich in Oberitalien gesehen, ist dieses hier auf der Piazza Vittoria entschieden das beste. Allein heute ist keine Zeit zu ruhiger Betrachtung: unzähliges Volk aller Stände und aus allen Gassen der Stadt und aus allen Dörfern der umliegenden Hügel und Berge ist hier auf dem Markte versammelt. Drei gewaltige Karusselle sind in nächster Nähe des bronzenen Befreiungshelden gleichzeitig in Aktion; der Dampfbetrieb dieser Vehikel besorgt auch gleich das ohrbetäubende Orchester; wenn man mitten zwischendrin steht, klingt und klirrt es grausamlich schön; allein die fröhlich lachenden Kinder und die seligen Kindermädchen und die siegestrunkenen Jünglinge und die triumphierenden Jungfrauen, so da hoch zu Roß sitzen: sie machen alle Ohrenpein vergessen. Ringsum aber finden sich die mannigfaltigsten Buden, wo Osterkuchen, geröstete Mandeln, Nüsse, Bonbons aller Art, getrocknete Feigen, Rosinen, frische Orangen und tausend andere süße oder pikante Dinge ver-

kauft werden. Auch dampfende Kessel mit Polenta sind auf dem staubqualmenden Platze in vollster Aktion; dicht daneben steht ein untersetztes Weib auf einem hölzernen Stuhle und lockt mit gespreizten Karten zum Wahrsagen. Ich konstatiere mit Vergnügen, daß diese Wahrsagerin die denkbar schlechtesten Geschäfte gemacht hat von all den geldgierigen Gewerbsleuten, die an diesem Nachmittag hier auf dem Karfreitagsmarkt einige Soldi oder Lire zu gewinnen trachteten. Die große Masse des Volkes scheint hier gewitzigter zu sein als manche Tausende dort hinten in Wien und dort draußen in der Residenz des Deutschen Reiches. Ich habe mich eifrig nach einer Krankenbetbude umgesehen, wo etwa die Damen der vornehmsten Kreise ihre Teilnahme am Gesundbeten hätten betätigen können — umsonst! Como ist nicht Berlin; es fehlte auch an einem Blumenmedium à la Rothe. Dagegen war unweit des Garibaldidenkmals eine riesige Schaubude aufgestellt, wo Trikotweiber das Volk einluden, Akrobatenkünste zu schauen. Hier ist alles in einen sinnverwirrenden Lärm gehüllt; sogar der serbische Königsmord wird kinematographisch unter dem Gebrüll einer Dampftrieborgel zur „lebendigen" Anschaulichkeit gebracht. Taschenspieler und Athleten produzieren sich hier und auch auf anderen Plätzen der Stadt unermüdlich in graziösester Weise; sogar das Nasen- und Gurgelabschneiden kann man hier am Karfreitagnachmittag von den Straßenkünstlern für ein ganz kleines Geld erlernen. — Dicht neben der Bude mit dem serbischen Königsmord steht ein langer Pavillon, der eine Menagerie beherbergt: ein ganz junger Löwe lagert am Eingang, und große Volksredner brüllen die Einladungen zum Besuch fast unermüdlich in die staubige Plundermarktluft hinaus — mit großem Erfolg: sogar ein Paroco tritt ein, nachdem er erst bei der benachbarten Bücherbude den „Roman einer Schauspielerin" sich verstohlen gekauft und in seine unschuldige Tasche gesteckt hatte. — Mehr als all die Tiere in jenem Menageriepavillon interessierte mich das

hier versammelte Volk in seiner bunten, farbenreichen Kleidung. Die Rasse ist hier nicht mehr rein erhalten: wohl überwiegt der dunkelhaarige italienische Typus; aber man trifft auch reichlich Mischlinge mit blonden Haaren und blauen Augen oder mit kirschschwarzen Augen und blonden Haaren, oder was ja auch nicht uninteressant ist: Jünglinge und Jungfrauen mit schwarzen Haaren und blauen Augen. Der liebe Gott hat da unten am Südfuß der Alpen so viele Wunder geschaffen, daß unsereiner gar nicht aus dem Staunen herauskommt. Zu diesen Wundern rechne ich auch jenen wandernden Arznei- respektive Quacksalberscharlatan auf dem schönen Domplatz zu Como, der drei Stunden hintereinander mit riesigem Pathos seine anatomischen Kenntnisse an einem steinalten, mumienartig eingetrockneten Menschenschenkel zum besten gab, um irgend eine Wundersalbe für etliche Soldi an Mann bringen zu können. Dieser junge schlanke Mensch hatte dicht vor der Hauptfassade des herrlichen Domes seine Salben und Gläser, seine alten Bücher und Schlangen — tote und lebendige Kreuzottern aufgestellt und mit seinem gelehrten Wesen stets viel Volk rings um sich herum versammelt — — er verkaufte aber herzlich wenig, und ich wette, daß er in den drei Stunden seines lärmenden akademischen Vortrags kaum so viel eingenommen hat, um sich ein anständiges Abendessen verschaffen zu können. Er blieb aber bei guter Laune und stets bei guter Stimme; deshalb war er zu beneiden, beneidenswerter als ein armer Privatdozent an irgend einer deutschen Hochschule, der sich heiser doziert und vielleicht am Ende nicht einmal das Stück Polenta bezahlen könnte, nach dem sein hungriger Magen so sehnlichst verlangt.

Hier hat der Karfreitag Leben. Tiefgründig ist die Religion dieses heiteren Volkes gewiß nicht; aber der Kultus ist farbenreich, und alle fünf Sinne des Menschen können auch am Karfreitag etwas abkriegen. Hier läuten die Glocken den ganzen Tag nicht — man sagt, sie seien am

Karfreitag und -Samstag in Rom. Aber ein Wogen und Klingen, ein Rauschen und Lärmen geht doch durch die Lüfte. Denn es sind fröhliche und genußfähige Menschen, die auch an jedem Karfreitag sich sagen: „Übermorgen ist Ostern, Auferstehung, Feiertag des wiedererwachenden Lebens, wofür sollen wir traurig sein?" — Das sind wesentliche Gegensätze in der Karfreitagstimmung zwischen hüben und drüben.

Der brennende Berg.

(April 1903.)

Das Wahrzeichen der Landschaft um den Luganer See ist der 915 Meter hohe San Salvatore, ein von Lugano aus stumpf kegelförmig erscheinender Berg — am Fuße mit Rebengirlanden und Kastanienwäldern bewachsen, oben arg zerklüftet und nur mit niederem Laubwald bedeckt. Auf seinem Kulm erhebt sich die Salvatorkirche und etwas abseits das komfortable Hotel mit Restaurationssälen und lauschigen Schattenplätzen im natürlichen Park. Von der Talsohle im Paradiso-Lugano aus führt am steilen Nordabhang des Berges in fast schnurgerader Linie eine 1640 Meter lange Seilbahn hinauf zum Berghotel, die während des Frühjahrs bis zum späten Herbst Tausende von Fremden und Einheimischen emporträgt zur Terrasse mit dem imposanten Panorama.

Dieser Berg steht nun schon seit 30 Stunden in Flammen und Rauch, als hätte er Modell zu stehen für einen brennenden Sinai. Sonntag mittags, 19. April, stiegen an zwei weit auseinander liegenden Stellen des Bergwaldes weiße Rauchsäulen auf, die — vom Nordwind gepeitscht — sich rasch verbreiteten und in wenig Stunden die obere Hälfte des Berges zum großen Teil einhüllten. Ein wolkenloser sonniger Himmel sah auf dies Schauspiel hernieder: Lauffeuer am Berg, gespenstisch um sich greifend, barocke Kurven und Zickzacklinien beschreibend, bald horizontal längs der Gehänge und Terrassen hinstreichend, bald scheinbar senkrecht emporlodernd und Furchen und Schluchten mit lohenden Flammen und dampfendem Rauche erfüllend. Jede Stunde wechselt das Bild dieses rauchenden, ausgetrockneten und

stahlharten Kolosses. Von der einbrechenden Nacht an bis gegen Morgen eroberte das Lauffeuer fast die ganze obere Hälfte des von Lugano aus direkt wahrnehmbaren Bergteils: von der Salvatorbahn an bis hinüber zum Capo San Martino am See und hier nur wenige Dutzend Meter über dem Ufer bis hinauf zur Kirche auf dem exponierten Kulm. Viel Volk — gegenwärtig ist Lugano von Fremden überfüllt — bewegte sich in den späten Abendstunden am Kai, um das seltsame, grausige und doch so ungeheuer imposante Schauspiel zu betrachten. Aus dem mächtig-schwarzen Massiv des Berges — er besteht in seiner größten Ausdehnung aus grauem Dolomit, zum kleineren Teile aber aus rotbraunem Porphyr — leuchteten Tausende von rasch eilenden Feuergarben, oft dicht geschlossene Reihen, Halbkreise, Schlangenlinien bildend, oft sich wieder auflösend in kleinere Einzelgruppen, dann wieder mit rasender Hast, vom Winde angefacht, emporeilend an höher liegende Terrassen und rasenbewachsene Felsköpfe, hüpfend hinüber und herüber, in die Breite und Länge, die ganze Bergfläche bestreichend, sengend, Leben vernichtend und grünende Schönheit und lachende Blumenherrlichkeit zerstörend in sternheller Frühlingsnacht. So muß Rom ausgesehen haben, als Nero es in Brand stecken ließ. Schöner und großartiger würde kaum ein Ausbruch des Vesuv sein. Der Feuerschein des Salvatore leuchtete die ganze Nacht hindurch weit hinüber in die südalpinen Bergtäler der oberitalienischen Seen und weit hinaus in die Brianza, die lombardische Tiefebene, vielleicht bis hinüber an den fernen Apennin. Unten im See spiegelte sich das leuchtende Bild auf den feuerroten Flächenkurven der Wellen. Das war eine stille, lautlose Schönheit.

Heute früh qualmte San Salvatore noch an zwei enger umgrenzten Flächen. Ich wollte nun das Bild der Zerstörung in unmittelbarer Nähe besehen und fuhr mit der Bahn hinauf zum rauchenden Gesellen. Die Bahnangestellten hatten die ganze Nacht gearbeitet, um das Feuer vom Bahn-

körper fernzuhalten, was aber nur zum Teil gelang. Wasser zum Löschen gab es nicht; Erdwälle und Gräben aufzuwerfen war auch unmöglich, weil zu wenig Humus da ist und das Gefälle zu steil, das Terrain zu felsig. Die Arbeit des Wehrens bestand darin, daß man das Lauffeuer — genährt von dürrem Grase und trockenem totem Laube des Vorjahres — mit Ruten, Stöcken, Ästen und grünem Reisig zu Tode peitschte. Das gelang stellenweise ganz wohl, so daß tatsächlich das Feuer nicht weiter als bis zur linken Seite des Bahnkörpers vordrang und hier dann Halt machen mußte. So hat denn der ansteigende Passagier links das Bild der grausigen Verwüstung, schwarzgebrannte Rasen- und Unterholzreste, aschenbestreute Felsen, welke und versengte Frühlingsblumen und sterbendes Junglaub, rechts dagegen unberührte göttlich-schöne Frühlingspracht, aus dürrem Gras und Laub frische Primeln und Veilchen und rotblühende Erika und buchsblätteriges Kreuzkraut in gelber und roter Blütenpracht, die seltene Daphne cneorum mit ihren rotblühenden Rasen, ergrünende Erlen, Rotbuchen, Hainbuchen, Hasel- und Birken- und Erlensträucher — ergrünendes und erblühendes Leben mit Bienengesumme unter lachendem Sonnenschein, indes jenseits des gemauerten Bahnkörpers tausendfältiges Leben und tausendfache Freude der sengenden Flamme zum Opfer gefallen sind. Selten liegt das Verhängnis so klar zutage, wie hier bei diesen Kontrasten. Oben auf dem Kulm fand ich die Salvatorkirche noch von weißem Rauche umqualmt; denn im Laubwald an den fast senkrecht gen Ost und Südost abfallenden Dolomitwänden trieb das Lauffeuer immer noch sein unheimliches Wesen, und mächtige Rauchwirbel stiegen da von unten her durch die ergrünenden Gebüsche und Bäume herauf, weiße Aschenflocken mit emporwirbelnd und glühend warmen Hauch in die sonnige Luft treibend. Kurz vorher hatte dasselbe Feuer auch am obersten Plateaurand gehaust, ohne indes das steinerne Gotteshaus gefährden zu können.

In dieser obersten Bergregion finden wir zwischen den verwitternden Dolomitbrocken die Gestrüppe von Buchen und Hainbuchen, Erlen und Birken, Weiden und Haselsträuchern, Felsenmispel und Mehlbeerbäumen in allen möglichen Größen, auch den wollenen Schneeball, Goldregen und knorriges Eichengesträuch, als Unterholz die große Kronenwicke mit eben sich entfaltenden gelben Schmetterlingsblüten, dann überall die fleischrote Heide (Erica carnea) und zwei Arten von Miniatursträuchern aus der Gattung Polygala (Kreuzblume), von denen die eine als buchsblätterige gelb, die andere aber mit intensiv roten Flügeln erblüht. Da herrscht nun eben jetzt der Zauber des Erwachens in den blumigen Lenz hinein: überall sprossendes Junglaub, schwellende Knospen, halbentfaltete Blätter und Blüten an allen Enden, die spärliche Humuserde noch großenteils bedeckt vom dürren Laub und Gras des letzten Herbstes. Noch sind die Kastanienwälder am Fuße des Berges nicht ergrünt, aber die meisten anderen Laubbäume und Sträucher haben bereits den frischen, hellgrünen Blätterschmuck angezogen, so daß der Berg jetzt bis weit hinauf im goldenen Frühlingsgrün prangt.

Ein rauher Bergweg führt in Schlangen- und Zickzacklinien von oben hinunter durch den vom Feuer heimgesuchten Bergwald. Hier gehen wir eine Stunde lang mitten durch eine vielgestaltige Brandstätte talwärts. Am Wege liegen da und dort noch halbverkohlte und arg zerfetzte Äste, die man vor wenigen Stunden von lebenden Bäumen oder Sträuchern abgeschnitten und zum Werkzeug hergerichtet hatte, das Lauffeuer damit totzuschlagen. Alles riecht noch nach Brand; die dünneren Stämme der Holzgewächse sind am Boden und oft 1 bis 2 Meter hoch über dem Boden auf der Windseite vom Feuer versengt, dickere Stämme am Borkenteil geschwärzt oder verkohlt; am Boden ist der Laubwald stellenweise wie vom Besen gescheuert, aber brandschwarz. Nur da und dort sieht man in Vertiefungen noch

angebrannte, in Haufen liegende Blattreste des winterlichen Dürrlaubs. Hier bietet denn der Wald das jämmerlichste Bild: während oben in den Baumkronen zur Stunde noch das junge Frühlingsgrün prangt, ist ebener Erde auf weite Strecken alles Unterholz vernichtet. Hier werden viele Bäume, die heute noch grün erscheinen, unrettbar zugrunde gehen, weil ihre Stämme im Feuer Schaden genommen. Das wird ein langsames Sterben sein.

An manchen Stellen schlugen die Flammen 3, 4 bis 6 Meter hoch an den Stämmen empor: hier sind dann die jungen Triebe aller Sträucher bis auf diese Höhe tödlich versengt oder total verbrannt; die handförmig gelappten, lederdicken Blätter der schwarzen Nießwurz (Christblume) liegen fahl und schlaff, total geschmort oder zum Teil verkohlt am Boden; die rote Heide ist aber an solchen Stellen vollständig verschwunden; von Gras oder Moos ist an solchen Stellen kaum mehr eine Spur zu finden.

Nur wenige, engumschriebene Stellen blieben vom Lauffeuer verschont, das bei dem heftigen Winde sich stellenweise hüpfend vorwärts bewegte und anscheinend launenhaft dort Barmherzigkeit übte, wo das Verderben ein sicheres zu sein schien. So sah ich an verschiedenen Stellen kleine grüne Oasen mit dichtgeschlossenen rotblühenden Rasen der Erica carnea mitten in einer total abgebrannten schwarzen Fläche liegen, wie vom Wunder gerettet. Auch eine kleine, kaum meterhohe junge Lärche, die ein Pflanzenfreund vor Jahren hoch hinauf getragen und nahe am Wege eingepflanzt hat, blieb vom Lauffeuer total verschont; keine einzige ihrer zarten hellgrünen Nadeln ist versengt worden, obgleich dicht nebenan, auf der anderen Seite des Weges, die Flammen fast haushoch emporgeschlagen haben. Auch junge Pflanzen scheinen ihre Schutzengel zu haben.

An allen Teilen des Berges erkennt der aufmerksame Beobachter alte Spuren von früheren Waldbränden. Diese Lauffeuer sind hier unten im Tessin nicht selten, weil statt

der immergrünen Nadelwälder hier die Laubbäume jeden Herbst mit dem Blattwechsel ungeheure Massen leichtentzündlicher Stoffe zu Boden werfen. Dürres Laub, vom trockenen Frühlingswind zusammengescheuert, bedarf nur des Funkens, um einen ganzen Berg in Brand zu stecken.* Vom Salvatore aus sah ich heute bei klarem Himmel und reiner Luft weit draußen gegen den Monte Cenere hin noch drei verschiedene Waldbrände. So ist die Welt: hier verdursten die Pflanzen aus Wassermangel, oder sie sterben im Lauffeuer am brennenden Berg — indes nordwärts von den Alpen Schnee und Eis Vernichtung bringen.

---

* Wie häufig diese Brandstiftung von seiten der glutpustenden Lokomotiven unserer Eisenbahnen stattfindet, das kann jeder, der die Gotthardbahn zu allen Jahreszeiten benützen muß, auch in jeder Jahreszeit hundertmal beobachten. Wenn dereinst diese Bahn mit elektrischer Kraft betrieben werden wird, dann wird mancher Naturfreund aufatmen: das Sengen und Brennen längs der Bahnstrecken, dieses immer wiederkehrende Vernichten der herrlichen Pflanzenwelt wird dann auf ein Minimum reduziert werden.

Sommer-Sonnenwende am Luganer See.

(20. Juni 1904.)

Nun sind die süßen Früchte der schwarzen Maulbeere reif. Schwerbeladen hängen die Zweige hernieder dort an den Bäumen in den Weingärten von Lugano bis Sorengo. Niemand scheint sich um diese Früchte zu kümmern: nur durstige Kinder greifen im Notfall danach; die Studenten würdigen sie nur deshalb eines Blickes, weil sie da den Begriff der Morula (Maulbeere) durch Augen und Ohr sich ins lernbegierige Gemüt führen und den Keimzustand der Vorfahren aller vielzelligen Tiere verstehen lernen können. Aus dem kugeligen befruchteten Ei der vielzelligen Tiere entsteht, wie bekannt, durch den Furchungsprozeß eine Morula, ein maulbeerartiger Zellenkomplex, den Ernst Häckel dann in der Weiterentwicklung zur Gastraea emporführt. Es ist bezeichnend, daß alle höheren Lebewesen ohne Ausnahme die Phase der Morula und der Gastrula durchlaufen mußten: Erst ein simpler Freßsack von der Gestalt einer Maulbeere! — dann später sind unsere Vorfahren zu edleren Formen der Entwicklung vorgeschritten, und zuletzt kam auch ein bischen „Geist“ in den Zauber hinein. Aber die Maulbeerform wiederholt sich doch immer wieder — auch bei der Menschwerdung. Drum sage ich: Heilig sei dir die Maulbeere! denn sie lehrt dich, woher du kamst, von wannen du stammst, und sie lehrt dich, daß Darwin recht hatte und daß Häckel erst recht recht hatte, und daß alles Lebende einerlei Ursprung hat trotz der tausendfältigen Entwicklungsformen. Ich grüße euch, ihr fruchtbeladenen Maulbeerbäume von Sorengo und von Vezia, von Albogasio und von Mendrisio und drunten in der Brianza, von Varese bis hinüber nach Mailand und weiter hinab bis zu Füßen des blauen Apennin!

Aber die kostbare Nahrung für die Seidenraupen liefern nicht die Früchte des schwarzen Maulbeerbaums, sondern die grünen saftigen Blätter der weißfrüchtigen Art, Morus alba. Darum sind jetzt weit herum hierzulande die Millionen sorgfältig gepflanzter Maulbeerbäume gerupft wie ein Brathuhn, kahl wie verhagelt. Sie sehen elend aus. Denn jetzt sind Milliarden von Seidenraupen an der Arbeit, aus den saftigen Blattgeweben des weißen Maulbeerbaums in ihren eigenen Larvenleibern Seidenstoff zu bereiten. Zwei schwerbeladene Wagen voll zylindrischer Körbe belehren uns, daß unweit der Station Capolago sich Seidenzüchtereien befinden, an deren Raupen jeden Tag ungezählte Kilozentner grünen Laubes verfüttert werden müssen.

Diese armen Tiere! Haben sie sich groß genug herangefressen, so spinnen sie sich ein und wickeln die schönen gelben Cocons. Dann heißt es bei den meisten: Sterben sollst du, damit die Menschen sich an glänzenden Kleidern freuen! Und diese schönen Cocons mit den lebenden Spinnern in ihrem Innern werden von grausamen Menschen mit heißem Wasser abgebrüht. Alles übrige ist Sache der Filanden und der raffinierten Seidentechnik, der Zwirnerei, Färberei und Weberei.

Man sagt, daß dieses Jahr die Seidenzüchterei recht gute Resultate haben werde. Ehe darüber Gewißheit sein wird, bemühen sich die gerupften Maulbeerbäume, neue Blätter und neue Sprosse zu treiben. Innert vierzehn Tagen beginnt der Baum von neuem zu ergrünen, und seine zweiten Blätter schaffen dann während des Sommers unter dem blauen sonnigen Himmel Reservestoffe für den Aufbau der Blätter und Sprosse des folgenden Jahres. Ein Jahr reicht seinen goldenen Eimer dem kommenden Jahr. Unverwüstlich ist die Schaffenskraft der Natur, unerschöpflich wie die Eigengier und die Eitelkeit des seidenglänzenden Menschen.

Im Seebecken von Lugano raste während der letzten Nacht der von Norden herabrauschende Bergföhn, der wider-

wärtigste aller Winde, die über den lachenden See hinwegfegen können. Dafür war dann am Sonntagmorgen (19. Juni) die Luft von wunderbarer Klarheit, einladend zu einem Nachmittagsausflug auf den Monte Generoso. Gegen Mittag wechselte der Wind: im Seearm von Capolago glitten die Wellen wieder von Süden nach Norden, und die hochstämmigen Pappeln und Weiden am Ufer wiegten sich wieder gegen Melide und Bissone. An den Felswänden des Generoso, dicht über Capolago dagegen brütete eine unheimliche tropische Hitze. Das drängte uns nach oben, von der schwülen Luft der Talsohle hinweg in die luftigen Höhen des Berges.

Die bequeme Zahnradbahn, die in engen und weiten Kurven geschmeidig die Höhen erklettert, führt ungefähr in einer Stunde vom Seespiegel — mit Überwindung von zirka 1400 Metern Anstieg — bis in die nächste Nähe der höchsten Bergspitze. Diese Fahrt im komfortabeln Fernsichtwagen gehört zum Schönsten, was die Südschweiz bietet. Von Minute zu Minute wird die Luft frischer; denn jede Minute der steilen Fahrt bedeutet durchschnittlich einen Anstieg um 20 Meter senkrechten Abstandes. Auf der unteren Bahnstrecke grüßen von der Bergseite des Bahngeländes blühende echte Kastanien. Dagegen hat der Goldregen abgeblüht und sind seine giftigen bohnenartigen Früchte schon ausgewachsen. Auch die Mannaesche (Fraxinus Ornus) steht schon in Früchten. Im Unterholz stehen reife Erdbeeren neben blühenden Kronenwicken. Da und dort leuchtet auch schon das prächtige Rot der Alpenveilchen (Cyclamen europaeum) und an sonnigen exponierten Rasenflächen der Purpur der Karthäusernelke. Weiter oben aber, wo die Kastanienbäume zurücktreten, um niedrigerem Gesträuch Platz zu machen, blüht noch in goldener Pracht der Besenstrauch (Sarothamnus scoparius), der schon vor zwei Monaten in den tieferen Lagen des südlichen Tessins seine Herrlichkeit zu entfalten begann. Nebenan blüht die niedrigere Form

eines Ginsters. Bald aber führt uns die Kletterbahn über die Baum- und Strauchregion empor zu den kühl umfächelten saftiggrünen Abhängen der obersten Rasenmatten, wo weidende Viehherden, Ziegen und Pferde grasen. Das ist die Region rein-alpinen Charakters: Blühende Arnika zwischen Berghahnenfuß, Frauenmantel, Ehrenpreis und hundert anderen Kindern Floras. Alles schließt sich hier eng zusammen in saftige bunte Teppiche. Die Erde duftet noch von der Feuchtigkeit des gestrigen Gewitters, und die Pflanzen würzen mit Gerüchen aller Art die reine frische Luft, welche kühl über die Halden und Felsterrassen streicht.

Über all diesem Zauber glänzt in dieser Nachmittagsstunde ein tiefblauer klarer Himmel. Von der Endstation der Bahn aus — es findet sich hier ein sehr komfortables Hotel — gewinnen wir zu Fuß in genau 11 Minuten die oberste Bergspitze mit ihrem Fernblick ohnegleichen. An Ausdehnung und an Farbenpracht, an Lichtfülle und an Horizontkontrasten kommt diesem „südlichen Rigi", wie man den Monte Generoso genannt hat, kein anderer Berg als Rivale gleich. Die ganze Alpenkette im Norden wie eine riesige Säge, die Brianza im Süden wie ein bunter Teppich über glattem Parkett! Im Westen die hügeligen Ausläufer der südlichen Alpentäler, glitzernde Seen am oberen Rande der lombardischen Tiefebene; auch im Osten blau heraufgrüßende Seen zwischen gigantischen Felskolossen und grünen Vorgebirgen!

Eine Stunde nur! Wohl steht die Sonne noch hoch über dem Horizont; ihr Licht wird lange Zeit wie in Spiegeln vom Gletschermassiv der Hochgebirge zu uns herüber reflektiert. Ein Teil des Monterosa wird uns allerdings von einer Wolkenbank verdeckt, die selbst auch wieder mit blendendem Weiß in den blauen Himmel strahlt. Um das Matterhorn huschen zerfetzte gespenstische Nebel, aber weiter rechts schmilzt in der Nachmittagssonne die breite Firn- und Eisfläche am Monte Leone, und es glitzern und leuchten

in weiter bogenförmiger Reihe die zahllosen Firnfelder der Zentralalpen. Weit draußen im Osten bei der Bernina und dem Monte della Disgrazia kommen die Schneehäupter unseres Gesichtskreises für uns zum Abschluß. Vergebens mag man sich bemühen: nie wird es gelingen, in Worten einen Begriff zu geben von der erhabenen Schönheit, die der Ausblick vom Monte Generoso bei klarer Luft nach allen Richtungen des Horizontes, von der nächsten Nähe bis in die fernste Ferne uns darbietet. Am allerwenigsten würde dies heute gelingen, wo an hundert Spitzen und Kegeln im Hochgebirge noch Schnee und Eis weit hinausleuchtet in die lombardische Tiefebene, während dieser uralte Meeresgrund heute in üppigster Sommerherrlichkeit zu unseren Füßen liegt. Sein buntgewirktes Erntekleid mit den reifenden Getreidefeldern, den fruchtschweren Weingirlanden, den Maulbeer- und Maispflanzungen, den Reisfeldern und den blühenden Städten und Flecken und Dörfern schaut sich an wie das Zauberland eines indischen Märchens und grüßt zwischen den saftiggrünen Vorbergen, die uns rings umgeben, herauf zu unserer einsamen Höhe. Wir sehen im weiten Rund drei Jahreszeiten mit einem Male: den Winter, den Lenz und den Sommer.

Und die Berge erzählen uns von Meeren und von fernen Vergangenheiten, da die Wogen der Ozeane noch über diesen Fleck Erde gingen, da noch nicht die Alpen dastanden und da noch kein Mensch hier lustwandelte. Sie geben uns Kunde, wie es einstmals war, wie es war lange vor dem Menschen. Wer wird uns erzählen, wie es einst sein wird, wenn kein Mensch mehr am Sonnenlicht atmet? Wer wird eher verschwinden: die Alpen oder das Menschengeschlecht?

Niemand weiß es zur Stunde. Wir wissen nur das eine sicher: daß die herrlichen Alpen zertrümmert und eines Tages nicht mehr sein werden. Die Gegenwart sieht sie wohl im Zenit ihrer Schönheit. Genießen wir sie!

Ein letzter Blick gen Osten macht uns den Abschied von dieser Szenerie schwer. Die entzückende Landzunge von Bellagio mit ihren zauberhaften Gärten und Villen grüßt herauf über die welligen Hügel des Castiglione und des reizenden Intelvitales. Vom jenseitigen Ufer grüßt auch Varenna mit seinen Ölbäumen und Zypressen. Ihre ehrwürdige Schönheit wird jedem unvergessen bleiben, der sie an sonnigem Tage genossen. Darüber türmt sich der Felskoloß des Monte Legnone, als Schildwache beim Eingang in das üppige weinreiche Veltlin, aus dessen Hintergrund die Eispaläste der Bernina uns durch die kristallklare Abendluft den Scheidegruß senden.

Beim Abstieg zur Kulmstation ertönen uns die bald traurigen, bald lustigen Weisen eines spielenden Blinden, der am Wege sitzt und seine Ziehharmonika ganz meisterhaft bearbeitet. Spielend am Wege gewinnt dieser Ärmste sein Brot. Kann es größeren Kontrast geben, als wie er sich hier uns aufdrängt! Hier oben, mitten in und über einer paradiesischen Welt voller Üppigkeit, Anmut und Farbenherrlichkeit ein des Sehvermögens beraubter Mensch, der keine Ahnung haben kann von all dem Glanz über und unter uns! Ewige Nacht in seinen Augen, während alle Farben des Regenbogens, vom Himmel kommend und von der Erde reflektiert, sich an seinen armen Leib und auf sein trauriges Antlitz drängen, als wollten sie ihm sagen: Genieße von unserem Überfluß und sei glücklich! — — Er sieht sie nicht, empfindet nichts vom Licht. Wie ein Hohn müßte ihm Gottfried Kellers Gruß gelten: „Trinke, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!"

Nur ein Sinnesorgan versagt diesem Blinden seine Dienste: Licht und Farbe sind ihm verloren. Aber die anderen Sinne tun ihre Pflicht: von fünfen noch viere! Das Gehör ist ihm geblieben und damit noch eine ganze Welt: die Welt der Sprache im Wort und in der Musik. Darauf läßt sich ein neues Himmelreich gründen, ein Himmelreich auf Erden,

ein Reich des Dante, eines Petrarca, eines Goldoni, eines Manzoni, eines Fogazzaro, ein Reich der Verdi, der Mozart, Beethoven, Richard Wagner, eines Saint Saëns. Selig, wer noch hören kann, wenn er nicht mehr sieht! Auch Sprache und Musik sind Farbenreflexe.

Im oberen Teil der Talfahrt sieht man noch Mailand und Monza und westwärts zwischen gelben Getreidefeldern die im Abendschein leuchtenden Wasserspiegel der vier kleinen Seen zwischen Varese und dem unteren Langensee: den Lago di Varese, den Lago di Biandronno, den Lago di Monate und den See von Comabbio. Über den fernsten Teilen der Brianza liegt als brutwarmer Dunst die horizontale Trübschicht der Atmosphäre, welche Himmel und Erde ineinander fließen macht und über welcher an Sommertagen die kleinen Haufenwolken in langer Reihe nur wenig hoch in den blauen Himmel hinaufragen. — Zu Füßen unseres Berges aber breiten sich die fruchtbaren Täler zwischen Generoso und Comersee, die einen noch schweizerisch, die anderen zu Italien gehörend. An Schönheit sind sie alle einander gleich, und das lustige Volk, das sie bewohnt, spricht dasselbe Idiom, die „Sprache der Vögel". Aber diesseits der Grenze bezahlt der Erdenbürger für das Kilo Zucker kaum eine halbe Lire, jenseits der Grenze dagegen das Dreifache! Und dennoch trinken sie alle den Kaffee nur mit Zucker. Können wir solche Ungerechtigkeit verstehen? Hier ein Paradies, wo die schneidige Grenzlinie, die mittendurch geht, die Völker scheidet in zwei Natiönchen, von denen das eine arbeitet und genießt, weil es wohlhabend werden konnte, indes das andere arbeitet und darbt, weil es jahrhundertelang ökonomisch ausgebeutet ward. Kein Land des zivilisierten Europa demonstriert so deutlich wie Italien den Fluch einer schlechten Verwaltung. Die Bourbonen und ihre Helfershelfer haben so arg gewirtschaftet, daß man auf Wegen und Stegen in diesem Garten Europas heute noch die Nachwirkung der korrupten Herrschaft wahrnehmen kann.

Im Grunde war es die Hierarchie, welche seit Jahrhunderten am Marke des braven Volkes unheiliges Wesen übte. Erst mit der gewonnenen Einheit Italiens konnte die Arbeit der Regeneration einsetzen. Die jetzige Generation ist emsiglich beflissen, die Verwaltung zu reorganisieren. Ein Anfang ist bereits gemacht; aber zur Durchführung der ganzen Aufgabe bedarf es etlicher Menschenalter. Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden, und was die Hierarchie an diesem Lande verschuldet hat, wird kaum in einem Jahrhundert gut zu machen sein.

In Oberitalien, dessen geistige und merkantile Hauptstadt zu sein Mailand sich rühmen darf, war in den letzten Jahrzehnten eine starke republikanische Strömung bemerkbar. Die Lombardei, die in dieser Abendstunde so wundersam heraufgrüßt, beherbergt eine freisinnige Bevölkerung. Ob die Nachbarschaft der republikanischen Schweiz dies verursacht hat? Man wird diese Frage bejahen, wenn man wahrnimmt, daß die Mailänder Bürger gerne ihre Sommerfrischen an den oberitalienischen Seen und in den tessinischen Bergtälern absolvieren. Am Ufer des Luganer Sees gehören sogar die glänzendsten Villen den reichen Geschäftsleuten von Mailand. Zugleich arbeiten im Sommer hunderttausend fleißige Italiener drüben hinter dem zackigen Alpenwall, in der Nordschweiz und in Deutschland, um ein großes Stück Geld und auch manches Moment der Kultur hinabzuleiten in die primitivere Kleinwelt des paradiesischen Landes voll Sonnenschein und Farbe.

Die Schweizer und Germanen aber sind die häufigsten Italienwanderer. Was Wunder, daß die berühmtesten Hotelwirte im Lande der Zitronen und der Oliven, der Agaven und der Zypressen — auch germanischen Ursprungs sind!

Welche Freundschaft aber wird sich dann erst entfalten — wenn eines Tages alle Schutzzölle gefallen sein werden!

Mondnacht am Luganer See.

(1904.)

Ja, schwül war dieser Tag! Fast lähmend umflutete uns die dunstgesättigte Sommerluft. Nachmittags 1 Uhr 30 Grad Celsius im Schatten! In dieser Brutatmosphäre strömen die blühenden Nelken auf meiner Loggia einen betäubenden Duft aus, der durch die offene Türe bis zu meiner Arbeitsstelle im Studierzimmer flutet. Die Lichtfülle des Tages schafft Wunder an den Girlanden der Weinreben: die Hunderte von Trauben werden jeden Tag schwerer. Hier schafft die Sonne jede Stunde aus unorganischen Stoffen lebendige Substanz. Während sie hier aufbaut, zerstört sie an anderer Stelle Gesundheit und Leben. Davon spricht die sterbende Kapuzinerkresse, die bis vor wenigen Tagen in üppiger Herrlichkeit an der sonnigen Mauer des Hauses in eiliger Hast Blüten und Sprosse jeden Tag neu erzeugte, nun aber plötzlich an der Überfülle des Hochsommerlichtes zugrunde geht: ihre schildförmigen grünen Laubblätter sind innert zweier Nachmittage am Sonnenlicht verblaßt. Man kann auch an zu großer Lichtfülle sterben.

Nach solch heißem Tage ladet der Abend zur Fahrt auf dem blauen See. Dort streicht ein milder Zephir über die flimmernden Wellen; aber auch dort sagen uns die süßen Düfte der Linden, daß der Hochsommer durch die Blätter der Uferbäume flutet. Selbst nach Sonnenuntergang sprühen die gepflasterten Straßen und die breiten steinernen Häuserfronten noch beängstigende Mengen von Wärme aus. Wir fliehen aus dem Hitzetigel der Stadt hinan zur luftigen Höhe über der Kathedrale San Lorenzo, zur breiten, frei nach Südost liegenden Terrasse unserer Villa.

Am Wiesenrain lärmendes Grillengezirpe! Im kleinen Teiche des Springbrunnens das langweilige Konzert der Frösche! Zwischen den Zedern und Palmen im Garten huschen Hunderte von Leuchtkäfern in wellenförmigen Schwingungen, über Grashalmen und Rispen den Pfaden der Liebe folgend. Leben und Liebe an allen Enden! In der Stadt zu unseren Füßen huschen ins Halbdunkel des Dämmerwesens vereinzelte Lichtpunkte: Gasflämmchen und elektrische Lichter. Droben aber im Zenit und gegen den östlichen Rand des Horizontes flimmern die ersten Sterne. Die Nebelballen am Hochgebirge verlieren den letzten Schimmer des Abendlichtes. Da steigt der volle Mond über den Höhen des Monte Caprino empor — erst nur ein aufblitzender Punkt, der rasch zum silbernen Streifen sich ausweitet, um alsbald einen Halbkreis und endlich in satter Vollendung eine Lichtkugel mit abenteuerlichen phantastischen Zeichnungen zu bilden.

Ein glitzernder Silberstreifen geleitet die Fährte des Gestirns über den still gewordenen See bis heran zu den drei vor Anker liegenden Dampfbooten. Fledermäuse huschen über unseren Häupten und schwärmen in hastigem Flattern durch die Loggia. Sie bleiben unsere unruhigen Gesellschafter bis gegen Mitternacht. Mücken und Motten drängen sich in immer neuen Scharen zur Lampe heran. Unten aber im Bereich der Yukka schwärmen noch Dämmerungsfalter um die weißen Blüten des Centranthus ruber.

In stolzem, großem Bogen wandelt der Mond seine Bahn, frei vom schattigen Berg weg zum lichtblauen duftigen Himmel. Leichte Federwölkchen segeln stille am Firmament; wo sie der leuchtenden Scheibe begegnen, da erglänzen sie selber in ihrem silbernen Schein.

Monte Caprino liegt im Mondschatten nächtig-dunkel. Aber seine langgezogenen Ausläufer gegen Süden und Osten stufen sich in milden verschleiernden Tönen ab bis ins Unsichtbar-Ferne, ins Feenhafte. Und Monte Generoso ist ganz

in Dunstflor gewirkt, seine Glieder sind immerhin noch scharf konturiert, aber seine Farbe ist nur um eine zarte Nuance verschieden von derjenigen des Himmels.

Alles reflektiert dasselbe silberne Licht des Mondes, aber in tausend Abstufungen und Tönen und doch so harmonisch wie das Leitmotiv einer Sinfonie.

Wie könnte man in Worte fassen, was diese eine Sommernacht an Schönheit uns bietet in den Übergängen von Licht und Schatten, blitzendem Glitzern und nächtiger, schwerer Finsternis! Wie nichtig ist all unser Tasten und Suchen, unser Tun und Können, wenn wir im Anblick deiner stillen Größe uns versenken in die Teilerscheinungen deiner Herrlichkeit, unsterblich-schöne Natur! — In Nähe und Ferne, überall rings um uns, über und unter uns, gen Norden und Osten und gen Süden und Westen eine einzige erhabene Ruhe über der feiernden Schönheit dieser nächtlichen Stunden! Nirgends ein unser Auge Verletzendes! Selbst das glührote Licht aus dem Kalkofen am jenseitigen Ufer des Sees, dicht am schweigenden Wasserspiegel, dieser künstliche Brand aus klotzigem Ofen fügt sich ohne Störung hinein in den Zauber der Sommernacht. Sein leuchtendes Rot wird in mildernden Reflexen vom Seespiegel ebenso glitzernd wiedergegeben, wie der breite Lichtstreifen das Silberlicht des Mondes im Wasser dort unten vervielfältigt.

Licht! Licht! — Wo Licht, da ist Leben.

Selbst der tote Steinhaufen unserer benachbarten Kathedrale belebt sich in dieser Stunde. Und der malerische Campanile dabei, um welchen heute abend die Schwalben in großen lärmenden Schwärmen ihr Wesen trieben, beginnt zu leben: an jeder glatten Fläche, an der verbogenen Kupferplatte seines Daches, am goldenen Knopfe, welcher das große Kruzifix und die Wetterfahne trägt, — an allen Enden flimmert Silberglanz und Lichtreflex. Und durch das grün herniederwallende Haar der benachbarten Trauerweide glitzert

das reflektierte Mondlicht von der metallenen Dachkante und den glasierten Firstziegeln des Herrschaftshauses. Und die duftenden Nelken dort an der Rückwand meiner Loggia, das weiße Marmorbild meines längst entschwundenen Kindes — und das bronzene Porträtmedaillon meines lieben Bauernphilosophen an derselben Wand — sie alle beginnen zu leuchten, zu leben, zu reden.

Es kommt zum Zwiegespräch hier oben in der luftigen Loggia, hoch über Stadt und See, angesichts all der feierlichen Herrlichkeit und Würde spätester Abendstunden.

Hab' ich dir nicht einen guten Platz reserviert, mein lieber alter Kampel vom Primesberg? Warst du nicht damals, als du noch Korn mahltest in der Felsenmühle ob Hallstatt, auch ein Freund des gestirnten Himmels? Dort saßest du ungezählte Nächte bei düsterer Öllampe über Büchern der Natur, über Littrows „Wundern des Himmels", über Humboldts Kosmos — sinnend und staunend vor all den Ergebnissen des Forschens, sinnend und staunend vor der Majestät der Sternenwelt über deinem engen Hallstatter See und über deiner am Felsen klebenden Klappermühle. Freilich die Betschwestern von damals haben dich einsperren lassen und haben dich dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft beigesellt, weil du Bücher gelesen und die Natur und das Weltall lieber gehabt hast als die einfältigen Herdenmenschen. — — —

Und nun haben — zwanzig Jahre nach deinem tapferen Sterben — ungezählte Mitbürger sich frisch und fröhlich zu deiner Sache bekannt und haben dich, frohlockend und gelobend, in großer Feier geehrt als den, der du wirklich warst: als den Prototyp des aufgeklärten hell erleuchteten Bauernphilosophen des zwanzigsten Jahrhunderts. Hunderte von Wien und von Salzburg und aus allen Teilen des Kammerguts sind hinübergekommen in dein stilles Trauntal, um dein Andenken zu ehren und dein Streben in Obhut zu nehmen und weiter zu bauen am Tempel der Geistes-

freiheit und wahrhaftiger Erkenntnis. — Bist du's zufrieden?

Eine Flut des silbernen Mondlichtes lag über dem bronzenen Antlitz an der braunen Wand der Loggia. Da hob dies Bild an zu fragen:

„Wie steht es denn eigentlich in Österreich?"

Nicht anders konnte die Antwort lauten als: „Daß Gott erbarm!"

Rann da nicht eine Zähre die bronzene Wange Deublers herunter? — Dieser wetterharte Kerl weint um sein Vaterland! Er hat es so sehr geliebt und liebt es heute noch und wird es lieben in Ewigkeit. Fürwahr, einer von den drei wackeren Burschen war er, der wackerste sogar.

Sei ruhig, alter Freund! Dein Vaterland ist größer als Österreich. Die ganze Welt ist es, und es geht diesem großen Vaterland leidlich gut; denn die Geister sind erwacht aus aller Gebetsduselei und sind sich eigener Kraft bewußt geworden. Moses und die Propheten werden jetzt endlich verabschiedet. Der Mensch wird zu seinem Rechte kommen!

Ein seliges Lächeln spielte um des bronzenen Bildes Mund, und die Träne war verschwunden.*

---

* Konrad Deubler, der bekannte Bauernphilosoph, starb am 31. März 1884 und spielte bei seinen Lebzeiten in der Geschichte der geistigen Bewegung unter den Bewohnern des Trauntals eine hervorragende Rolle. Freilich — die offizielle, vom Hofe gehätschelte Geschichtschreibung der österreichisch-ungarischen Monarchie hat seinen Namen bis jetzt mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verschwiegen. Dennoch ist dafür gesorgt worden, daß sein Andenken im Volke lebend bleibe für alle Zeiten. Vergl. das zweibändige Werk: Konrad Deubler, Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen, herausgegeben von Arnold Dodel. Verlag von B. Elischer, Leipzig 1886. — Ferner den Aufsatz: Konrad Deubler in „Aus Leben und Wissenschaft" von A. Dodel, Kleinere Aufsätze, dritte Auflage, 1904.



Das marmorne Kinderbild aber hub an:

„Papa, als ich starb, hattest du keine Kinder mehr. Und du warst so unendlich traurig, als ich dich verlassen mußte. Hast du jetzt Kinder?“

Zweie sind mein! Lieb sind sie, wie du warst, und gesund wie die Fische im Wasser. Am Fuße der Bernina schlafen sie zur Stunde. Sie haben dich oft gegrüßt! — —

Ein leiser Windhauch, vom See herkommend, strich um die Säulen der Loggia, auf denen das Dach ruht: einige Blätter der Weinrebe, die sich mit ihren Kletterranken am Blitzableiter bis zu meinem Studierzimmer hinaufgearbeitet hatten, begannen sich zu bewegen, und unten im Garten bogen sich die schlanken Zweigenden der Zeder vor dem Strome der bewegten Nachtluft. Ein Gleiches erfolgte in den Zweigen der schlafenden Akazien, welche bei einbrechender Dämmerung als echte Mimosen ihre Fiederblättchenpaare sinnig aneinander legten und träumend die nächtliche Ruhe feiern, indes ihre pinselartigen Blüten geöffnet stehen und das hohe Lied der Liebe zur Nacht flüstern.

Weg sind alle Leuchtkäfer!

Verstummt sind die Frösche, und die Grillen schweigen!

Aber weiter duften die Nelken am Sockel des kindlichen Marmorbildes. Und unten am Geißblattbusch neben dem Gartentor huschen Nachtschmetterlinge von duftender Blüte zu duftender Blüte: sie saugen in schwebender Stellung den Honig aus der engen langen Blumenröhre und bestäuben bei ihrem nächtlichen Treiben ihre eigenen Nektarspenderinnen. Selbst um Mitternacht noch wirkt Natur in wunderbaren Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Schmetterlingen Bande der Freundschaft und befruchtender Liebe.

Im blaßweißen Lichte des mittnächtigen Mondes grüßt der blühende Hortensienbusch dort unten vom Rande der Terrasse wie ein einziges Riesenbukett zu mir herauf. Alle seine Blumen — Hunderte an Zahl — schimmern in derselben blassen Farbe, gleichviel ob sie bei Tag gelblich-grün

oder blaßrot oder sattviolett oder blau von dem dunkeln Hintergrund ihrer üppigen Blätter sich abheben. Die Nacht nivelliert die Farben des Regenbogens auf ein paar wenige Grundtöne, von denen der eine schlechthin weiß, der andere dagegen nächtig-schwarz erscheint. Das siehst du am besten bei den Farben der Spielarten diverser Mohnblüten. Sieh nur dort an der weißen Mauer den Feldmohn, dessen Blüten zumeist nur einen einzigen Tag ihren Zauber entfalten. Die wenigen Mohnblumen, welche auch die eine Nacht noch fortbestehen: sie sehen düster, fast schwarz in die monddurchleuchtete nächtige Welt, während dieselben Blumen bei Tag im brennendsten Rot zum Himmel glühen.

Nachtblumen tragen blasse Farben, welche im Halbdunkel auf weitere Strecken zu locken vermögen, als grellfarbige Tagblumen in derselben nächtlichen Beleuchtung. Bis tief in die Nacht hinein umschwärmen die Falter weiße duftende Blüten einer Abart von Centranthus ruber, während die roten Blüten der Stammart unbeachtet bleiben.

Verstehst du nun auch das starke Aroma der meisten Nachtblumen?

Die weiße Gartenlilie dort drüben bei der Steinbank unter dem japanischen Hopfen, diese Riesennachtblume wird dir's sagen, warum sie nur in warmer Sommernacht duftet. — — Ihre Freunde sind Nachtschwärmer! Ein solcher schwirrt eben jetzt noch um die korinthischen Kapitäle meiner Loggiasäulen. — Im Nu ist er weg, da er nicht fand, wonach er gesucht.

Im nahen Campanile mit den vielen schlafenden Schwalben — er hat so viele viele Mauerlöcher an den vier Seiten — spukt Mitternacht: die große Festtagsglocke der Kathedrale schlägt zwölf Uhr. Unten in der Stadt, wo die Jugend auf allen Straßen und Plätzen bis gegen Mitternacht ihr lärmend Wesen getrieben, ist's still geworden. Die Lichter sind bis auf wenige ausgelöscht, da auch die letzten Musikinstrumente auf der Piazza Riforme und in den Restaurants

der Hauptstraßen verstummt sind. Die Stadt schläft, und alle die zahlreichen Dörfer im Cassaratetal bis weit hinauf ins Val Colla sind eingeschlummert — nirgends dort drüben in den weißschimmernden Stätten menschlicher Wohnungen ein künstliches Licht! — Alles, alles verschleiert vom zarten blassen Licht- und Dunsthauch der mondhellen Mittnacht. In den Kastanienhainen zwischen Massagno und Canobbio ist auch die Melodie der Nachtigall verstummt. Alles, alles ist schlafen gegangen. Der zweite Teil der Nacht hat seine stumm-machende Herrschaft begonnen.

Über dem Monte Bré mit seinem weithin schimmernden Kirchlein ziehen im Halbdunkel des blaugrauen Nachthimmels einige Wolkenflocken. Weiter links — gen Norden — lagern über dem Gebirge der Garzirola, des Camoghe und des langen Rückens vom Caval drossa schwere Wolkenballen, an denen der Widerschein elektrischer Entladungen fernab spielender Gewitter als Wetterleuchten sein gespenstisches Lichtwesen treibt.

Liegt dies Gewitter wohl drüben über der Monterosa-gruppe oder fern im Osten über der Bernina, zu deren Füßen nun meine Blondköpfe schlafen? Ich weiß es nicht. Jede Nacht hat für jeden von uns ihre Geheimnisse.

Der Mond ist mittlerweile weiter gen Westen vorgerückt. Sein Reflexstreifen im See hat jetzt die Richtung vom Capo San Martino zu uns herüber auf Colle bella vista. Bald wird der stille Gefährte hinter der großen Trauerweide des Nachbars verschwunden sein.

Meine Loggia liegt schon fast völlig im Schatten.

Immer noch duften die Nelken.

Und das Marmorbild meines Kindes flüstert lächelnd: Gute Nacht, lieber Papa!

Im Hühnerhaus des Pfarrhofs San Lorenzo aber kräht der Hahn schon den ersten Morgenruf.

Zwei Stunden und eine kleine Weile noch, und es wird ein neuer Tag heraufgrauen über den Felszähnen der Denti

della vecchia und über der saftiggrünen Spitze des Boglia, wo jetzt der Hochsommer seinen Blumenzauber über die samtigen Triften ausgegossen hat. Dann wird der Mond über dem Idyll des Muzzaner Sees stehen, und es werden im Morgenschein die weißen Seerosen sich wieder öffnen, nachdem sie diese herrliche Nacht verschlafen haben. Und es werden dort die untergetauchten Wälder der Laichkräuter und die schwimmenden Blattrosetten der Wassernuß (Trapa natans)* ihre Blütenknospen schaffen, auf daß der Faden des ewigen Lebens von einer Generation zur anderen auch dort intakt bleibe — über dem stillen Lago di Muzzano, dort zu Füßen von Sorengo, wo die Libellen zur Stunde auch noch schlafen, um bald wieder zu erwachen zum fröhlichen Reigen des Lebens im morgigen Sonnenschein.

Addio santa Luna! Addio felice notte!

---

* Der Muzzaner See (Lago di Muzzano) mit seiner idyllischen Umgebung und seinem traumhaft-stillen Wasserspiegel ist für Kenner ein Juwel landschaftlicher Schönheit. Er beherbergt auch eine sehr interessante Pflanzenwelt. Die Wassernuß — in der Schweiz nordwärts vom Gotthard seit der Pfahlbauerzeit verschwunden — bedeckt mit ihren rötlich-grünen Blattrosetten während des Sommers weite Strecken des Wasserspiegels, und zwar in einer besonderen Varietät, die nach diesem kleinen See benannt worden ist: Trapa natans var: muzzanensis.

Bei Ciseris Madonna del Sasso.

(9. Oktober 1904.)

Erst nach langen Jahren, während welcher wir hundertmal Gelegenheit hatten, Antonio Ciseris Grablegung Christi zu sehen, kam der Geist über mich, der ins Innere des bunten Tempels führte, und mir Anbetung abgewann vor der tragischen Szene, die Ciseri dort auf die Leinwand projiziert hat. Vor einem Jahre sah ich dies Gemälde zum erstenmal: heute wanderte ich mit den Meinen hinüber, vom blauen Ceresio zum blaueren Lago maggiore, um sie alle — Große und Kleine — vor das wunderbare Gemälde zu führen und die Wirkung des Bildes auf mein liebes Häuflein kunstsinnigen Volkes zu beobachten. — Ein Gottloser geht zur Madonna: wenn er wiederum anbetet, so ist das ein Wunder, offenbarlich ein großes, übergroßes Wunder, das den Engeln im Himmel Freude machen muß. Hat nicht auch die Sixtina in Dresden Tausende solcher Wunder gewirkt? — —

Etwas nach sieben Uhr früh führt uns die Bahn von Lugano weg durch das fruchtbare Vedeggiotal zum Monte Ceneri und durch diesen hindurch gen Bellinzona. Ein kristallklarer blauer Himmel spannt sein heiteres Gewölbe über die Berge und Täler. Unter ihm liegt Feld und Flur, Berglehne und Talsohle im schwermütigen Herbstkolorit: es geht zur Neige mit des Herbstes Herrlichkeit. Aber weil die Sonne in all diese Melancholie hineinleuchtet, so wandelt sich das Landschaftsbild zu einer farbigen Sinfonie des Lebens, die das Sterben im Wald und auf der Aue mit lachenden Tönen begleitet. Rechts und links am Bahnkörper stehen die Rebengirlanden noch voll grünen Laubes,

während in den Kastanienhainen die Herbstfärbung und der gleichzeitige Fall der gelbbraunen Blätter im vollen Gange ist. In den Wiesen herrscht das Schwarzgrün des Spätherbstes, das kalte Düster, welches dem Absterben der oberirdischen Teile des Rasens vorangeht. Oben aber an den sonnigen Halden des Monte Gradicioli und des Monte Tamaro liegen weiche Goldtöne über den Matten und Grasbändern. Auf halber Höhe zwischen Talsohle und Felskämmen stehen dagegen die riesigen Bestände des Besenstrauches (Sarothamnus scoparius) im leuchtendsten Grün; denn die verkümmerten kleinen Blättchen des Besenginsters sind längst schon zu Boden gefallen, indes die rutenförmigen Äste und Zweige als Assimilationsorgane weiterhin grün bleiben und die Abhänge rechts und links hoch über der Talsohle mit der Farbe des Lebens bekleiden, auch dann noch, wenn ringsum schon alles fahl und kahl geworden. Jetzt leuchtet das Laubwerk der Perückensträucher, die in diesen Berggegenden der Südschweiz massenhaft wild wachsen, in glühendstem Rot, als wären sie in Blut getaucht oder mit einer Karminlösung überschüttet worden. Der Wanderer kann diese Strauchbestände (Rhus Cotinus), die hoch oben an den steilen Berghalden ihr Dasein fristen, in dieser Zeit schon aus weiter Ferne erkennen: große Flächen sind dort in Purpur gehüllt, der aber nach wenigen Tagen der ersten stürmischen Nacht zum Opfer fallen wird.

Nach lag Bellinzona im Schatten, als wir dort den Abgang des Zuges nach Locarno erwarteten. Durch das Livinental rauschte ein wilder Bergföhn, vom Gotthard und vom Misox herunterkommend, zum tiefblauen Langensee, den wir nach dreiviertelstündiger Fahrt erreichten. Locarno grüßte im Sonnenschein, und goldgelb leuchtete vom hohen Felsvorsprung die frisch restaurierte heilige Burg der Madonna del Sasso. Der gut angelegte Weg dort hinauf ist bekanntlich ein Muster von Sauberkeit und Bequemlichkeit. Nach einer Viertelstunde gelangt man ohne

Anstrengung zum Gotteshaus mit seinen klösterlichen Annexen, was alles auf einem Felsgrat zwischen zwei benachbarten Schluchten mit einem ungeheuren Aufwand von Arbeit und Geduld hergestellt und als Unikum in diese schöne Welt hineingezaubert worden ist. Fast jedermann, der den südlichen Kanton Tessin besuchte, kennt die charakteristischen Ansichtsbilder von Madonna del Sasso. Die Gebäulichkeiten: Kirche, Glockenturm und Kloster imponieren weniger durch Eigenart und Stil, als vielmehr durch die massige und pittoreske Unterlage, durch die Silhouette, mit welcher sich das Ganze vom Hintergrund und vom Himmel abhebt. Das stimmt doch herrlich zusammen: dieses breite Gotteshaus mit seinen aussichtsreichen, gut untermauerten Terrassen auf breitem Felsvorsprung hoch über zwei von Sturzbächen durchrauschten Schluchten, auf deren sonnigen Gartenterrassen der stille Mönch seinen Kohl baut, rings umgeben von Edelkastanien, Robinien und Weinreben, wo die Sonne aus grauem Felsgestein mächtige Riesenrosetten von Agaven und zierliche Ciströschen hervorgezaubert hat, als wären wir hier an den Küsten von Amalfi.

Durch die Loggia auf der Südostfront der Kirche saust der Wind mit rauhem Hauch und Gepuste. Man stellt sich dort an die Sonne und genießt des entzückenden Ausblicks auf das obere Ende des Lago maggiore, auf das untere Livinental und seine beiden Gelände bis hinauf zum Camoghe und Garzirola, hinter denen die italienischen Gefilde des oberen Comersees im Lichtglanz der Oktobersonne liegen, während drüben, jenseits des Gotthard, in Zürich und in Süddeutschland rauhe Regen- und Schneewinde die Andacht des Sonntagfeiernden begleiten. — Da dringt Kindergesang und Orgelton an unser Ohr: „Ave Maria!“ Wir treten ins Gotteshaus. Viel Volk ist da, Gesunde und Gebrechliche, Junge und Alte, buntes Volk von allerlei Ständen und allen Lebensaltern, reich und arm — alle vereint im gleichen Raum, wo die Hauptaktion sich am Hochaltar ab-

spielt. — Nicht das, was dort vor sich geht, will ich sehen: wir wollen zum Werke von Antonio Ciseri, dem gottbegnadeten Künstler, dessen Hauptwerk in einer Seitenkapelle links vom Haupteingang der Marienkirche glücklich untergebracht und richtig beleuchtet uns entgegentritt. — Da stehen wir denn plötzlich vor der „Grablegung“, einem Gemälde von wenig Quadratmeter Ausdehnung, aber voll von einer ganzen Welt tiefgründigen Inhaltes, vor dem der Starke verstummt, der Zweifler verzagt, der Gläubige in Ekstase geraten und der Kunstverständige in Andacht versinken wird. Die Szene ist einfach: die linke Hälfte der Komposition zeigt uns drei männliche Gestalten in schreitender Bewegung, die den Leichnam Christi — eben vom Kreuze losgelöst — in einem Tuche hinwegtragen zur Gruft im Garten des Ratsherrn und Christusjüngers Josef von Arimathia. Zwei greise Gestalten schreiten, das Fußende tragend, voraus, am Kopfende trägt der Lieblingsjünger Johannes seines Meisters Leiche, die — auf weiße Linnen gebettet, mit geneigtem Haupt und niederhängendem Arm — den letzten Liebesdienst erduldet. Die rechte Hälfte des Bildes ist von vier Frauengestalten okkuppiert, alle schreitend: dem Leichnam zunächst die Mutter Maria, gestützt von einer zweiten Frau (wohl der Mutter des Jakobus und des Joses), dicht hinter der Schmerzensmutter folgt, gebeugt und in Tränen zerflossen, die auf den ersten Blick erkennbare Maria Magdalena, während die vierte Frauengestalt wohl die Mutter des Zebedäus darstellt und die Gruppe abschließt. Das ist ein stiller Leichenzug von erhebender Einfachheit und tragischer Größe in all den dargestellten Bewegungen. Auf den ersten Blick wird die Mutter Maria eines jeden Beschauers Hauptinteresse in Beschlag nehmen, mehr noch, als dies die von verklärendem Lichte übergossene Leiche des Heilandes zu bewirken vermag. Diese aufrechte, zögernd sich bewegende Gestalt der Mater dolorosa ist wohl die gelungenste Verkörperung von unsagbarem Schmerz und

trauernder Resignation, die jemals von einem Künstler im Bilde dargestellt worden. Auf diesem Antlitz mit seinen zum grauen Abendhimmel aufgeschlagenen traurigen Augen und dem von Schmerz umzuckten Munde liegt eine ganze Welt voller Weh und voller Hoffnung zugleich. Da spricht jeder Muskel von den Geheimnissen der gequälten Seele, und es sprechen auch die Arme und die Hände dieser edlen Gestalt von den tragischen Prüfungen der Psyche, welche die große Tragödie über sich ergehen lassen mußte. Das ist das leidende und in der Entsagung große Weib, eine Apotheose der vollendeten Mutterliebe. Ja, ihr habt es verstanden, ihr Anbeter der Himmelsmutter, in euerem Marienkultus die schlichte Seele des Staubgeborenen zu suggerieren, bis es gelungen, das Weib als Mutter im Himmel an erste Stelle zu setzen, höher noch als Gottvater und seinen Sohn. Vielleicht habt ihr auch das Richtige getroffen: groß ist wohl der Mann, welcher um eines Gedankens oder um einer Wahrheit willen in den Tod zu gehen vermag: größer als solch Märtyrer erscheint das Weib, welches im Schicksal ihres Sohnes die ganze Tragödie miterlebt und sie — aufrechtstehend — überlebt in großer Entsagung und Ergebung.

Ciseris Grablegung Christi ist neueren Datums. (Der Künstler ward zu Ronco bei Locarno geboren am 25. Oktober 1821 und starb in Florenz am 6. März 1891.) Sein Bild hier oben in der Wallfahrtskirche der Madonna del Sasso trägt auch reichlich Anklänge moderner Auffassungen. In seinen vier Frauengestalten erkennen wir edle Weiber aus dem modernen Italien, so sehr auch Kleidung und Faltenwurf ganz antik gehalten sind. Aber über dem ganzen Bild liegt noch die naive Frömmigkeit und der ekstatische Zauber einer glaubensfrohen Zeit, die einen Raffael Sanzio und einen Michelangelo zu suggerieren vermochte. Unser zwanzigstes Jahrhundert wird kaum mehr einen Antonio Ciseri hervorbringen: dazu fehlt uns der Glaube und es

fehlt uns die Naivität und vor allem die kontemplative Beschaulichkeit, die unsere Phantasie und unser Gemüt zu zügeln hätte.

„Ave Maria!“ so tönt ein heller, reiner Kindergesang, den die Orgel begleitet und den gelegentlich der segnende Priester am Altar unterbricht und wieder weiter geleitet. Wechselgesänge im Chor und im Solo, Wechselgebete, Jubelhymnen — — alles in einer und derselben Morgenstunde, hier oben vor dem wunderbaren Bilde Ciseris, über welchem ein goldener Reflex von Herbstfärbung lag, die von den gelben Laubwäldern der Berglehne her durch das Fenster in die Kapelle fiel! — Das war eine Weihestunde voll Zauberkraft und Schönheit; wir Ketzer haben sie mitgenossen in stiller Andacht und gottloser Dankbarkeit. So muß man die Stunden gestalten, wenn man das arbeitende Volk, die ächzende Kreatur von des Lebens Miseren hinweg und zu den Friedensquellen ästhetischen Genusses führen will. — Ein einziges Bild von der Schönheit dieser „Grablegung“ Ciseris, ein einziges Bild wird hunderttausend fromme Predigten und ebensoviele ethische Vorträge aufwiegen: das mögen sich die freiesten Freidenker wohl zu Gemüte führen. Sie müssen dem Kultus der katholischen Kirche noch einiges ablernen, wollen sie Erfolg haben in der Konkurrenz mit dem Zauber dogmatischer und legendärer Mystik.

So lag denn eine eigenartige Stimmung über uns allen, da wir die Kirche der Madonna del Sasso verließen und wieder hinaustraten auf die Terrasse über den Klostermauern. Und diese Stimmung geleitete uns hinüber zu den rauschenden Bächen des Monte della Trinita und in die Schatten der fruchtbeladenen Kastanienbäume, wo wir unser Picknick im flitternden Mittagslicht einnahmen. Der Bergföhn wühlte gelegentlich mit argem Ungestüm in den Laubkronen der hochstämmigen Kastanien: dann flogen die fahlen Blätter weithin in die bewegte Luft, und ein schwerer Hagel von fallenden Früchten bedrohte uns fahrendes Volk an allen

Enden. Drunten aber im See warf der Wasserspiegel auf seiner indigoblauen Fläche weiße Schaumkämme, und ein mächtiger Streifen flimmernden Sonnenlichtes lag quer über dem See, an dessen Gestaden die Palmen ihre Laubkronen im Winde hin und her warfen, indes die Sonne im dunkeln Laub die Blüten der japanischen Mispel zur Entfaltung drängte. Drüben aber — nordwärts vom Gotthard — türmten sich zur selbigen Stunde die Schnee- und Regenwolken und hing ein trauriges Dämmergrau vom Sonntagshimmel zur fröstelnden Erde, ein Grau so traurig wie der Himmel über Antonio Ciseris Grablegung.

Vulkanischer Staub vom Mont Pelé und die Abendröte über dem Luganer See.

(11. August 1903.)

Eine sehr interessante Bemerkung, die ich in der „Wiener Zeit" vom 8. August lese, gibt mir Anlaß, hier eines großartigen Aspektes zu gedenken, den der Abendhimmel über den oberitalienischen Seen am 4. August dem entzückten Auge darbot — ein Phänomen, wie wir es seit dem Ausbruch des Krakatao in unseren Breiten niemals gesehen haben und das auch nicht ohne wissenschaftliches Interesse ist. Ich habe zum voraus zu bemerken, daß der Eindruck jenes Abends mich veranlaßte, mir am folgenden Morgen das Bild in Zeichnung und Farben festzuhalten. Die Aquarellskizze vom 5. August ist also unter den unmittelbaren Eindrücken des vorhergehenden Abends entstanden und, wie ich wohl mit Vergnügen konstatieren darf, in der Hauptsache recht gelungen. Ich habe dem optischen Phänomen zur gleichen Zeit dieselbe Deutung gegeben, wie Professor F. A. Forel sie der von ihm beobachteten Erscheinung in den Walliser Alpen gegeben hat, von Forels Ansicht habe ich aber erst heute Kenntnis erhalten. Das ist nicht unwesentlich: der berufene Fachmann dort in den Walliser Alpen und der laienhafte Beobachter hier am Luganer See — einer vom anderen nichts wissend, kamen zur selben Deutung!

Hier das tatsächlich von mir Beobachtete: Der 4. August war für die Anwohner der oberitalienischen Seen ein wolkenloser, warmer und zugleich sehr klarer Tag. Obschon das Thermometer mittags im Schatten 30 Grad Celsius zeigte, war von sommerluftigem Dunst in der Atmosphäre keine Spur zu sehen: die Luft war kristallklar, und es wehte vom

Alpenwall gegen die lombardische Ebene ein nordöstlicher Wind hernieder, der die Sonnenhitze erträglich machte. Erst gegen Abend legte sich diese Strömung. Der See wurde ruhiger und lockte zur Kahnfahrt. Wir mieteten für eine Stunde — halb acht bis halb neun Uhr — Nachen und Fährmann und ließen uns hinaustreiben auf die Mitte des dunkelgrünen Sees, also in der Richtung von Lugano Zentrale gegen das jenseitige Ufer am grünen Fuße des Monte Caprino. Das ist für Freunde landschaftlicher Schönheit wohl die dankbarste Nachenpartie von allen den vielen, die uns auf den oberitalienischen Seen einladen. Ruht das Fahrzeug auf der Mitte des Sees, so bietet sich dem Beschauer nach allen Richtungen des Horizontes ein einziges klassisches Bild wunderbarer Schönheit. Man sieht die Bergkuppen, die sich da und dort in drei und vier zusammenhängenden Ketten über- und hintereinander gruppieren: weichere Formen im Vordergrund, härtere, zackige Konturen im Hintergrund — alles getaucht in die blauen Farbentöne einer staub- und rauchfreien, klaren Atmosphäre, wie wir sie nordwärts der Alpen kaum je einmal im Jahre beobachten können. Viel Herrliches an landschaftlichen Schönheiten haben wir unter mancherlei Himmelsstrichen gesehen — Schöneres aber nirgends, und so harmonisch wie hier Gebirge und See, Festland und Wasser und blauer Himmel zum Ganzen sich einen — haben wir es auf keinem Punkte der Erde gefunden.

Nun sinkt die Sonne im Westen, während gleichzeitig die blasse Mondscheibe hinter den grünen Konturen des Monte Caprino emportaucht ins kühlere Blau des Abendhimmels. Ein Silberlichtstreifen bricht sich in den Wellen — Mondlicht flimmert bis herüber an die Flanken unseres Nachens. Der Wasserspiegel des nach Süden sich hinziehenden Seearmes — nur leicht vom Wellenspiel bewegt — wird kälter in seiner Farbe; der lange Damm mit den Brücken von Melide und Bissonne, der diesen Teil des Sees durch-

quert, verliert die Schärfe seiner Konturen; über ihm ragt San Giorgio als breit gegrundete Pyramide in den fast stahlblauen Abendhimmel über der Brianza, während die felsigen Westabhänge des Monte Generoso ein mildes Abendrot reflektieren und uns daran erinnern, daß wir die Blicke gegen die untergegangene Sonne zu wenden haben. Da überrascht uns Farbenpracht und Kontrastreichtum voller orientalischer Märchenherrlichkeit. San Salvatore mit seinem malerischen Kirchlein hat sich in einen indigoblauen Dämmermantel gehüllt, und rechts von ihm — gegen Westen und Norden — ist die Bergwelt in vier, fünf kulissenartig hintereinander stehenden Höhenzügen ins tiefe Dämmerdunkel gekleidet, aber so scharf gegen den leuchtenden Abendhimmel konturiert, als müßte man jedes Zähnchen und jeden kleinen Einschnitt am Horizont mit Zahlen und Buchstaben numerieren. Der Himmel aber leuchtete dort, wo die Sonne vor kurzem versunken ist, in weitem Bogen orangegelb, darüber licht chromgelb, dem ein Bogen mit rosarotem Lichtschein folgt, der sich wie ein blutiges Nordlicht am Abendhimmel breit macht und nun die ganze Welt unserer Landschaft — Festland und Wasser — verzaubert. Über diesem feenhaft glänzenden westlichen Teile des Abendhimmels folgen nun alle feinen Abstufungen der Farbenskala: vom Lichtviolett durch Grünlich-Azurn bis zum tiefen Kobaltblau im Zenit, wo bereits die ersten Sterne zu schimmern beginnen.

Was dem ganzen Bilde einen fast abenteuerlichen Charakter verlieh, das waren die schroffen Gegensätze zwischen den indigoblauen, schwermütigen, undurchsichtigen Farben des Festlandes im Westen, Südwesten und Norden einerseits und dem wunderbaren Goldgelb und dem Rot des leichtbewegten Seespiegels anderseits. Beide Kontraste platzten mit einer haarscharfen Grenzlinie, der Uferlinie des Wassers, aufeinander. Nur der Dolomitkoloß des Salvatore warf seine Reflexbilder düster und bebend in die goldene Abendglut des Spiegels, auf dem sich unser Nachen hinbewegte,

um mit jedem Ruderschlage tintenschwarze Wellen zu wecken, die sich auf der goldenen Fläche träumerisch verzogen, indes der rote Schimmer im lichten Gold am Himmel und im Wasser sein Zauberwesen trieb.

Ich habe meine Begleiterin darauf aufmerksam gemacht, daß die Luft auf der Erde und zwischen den hintereinander liegenden Bergketten fast absolut staub- und rauchfrei sein müsse, weil alle sommerlichen Dunsterscheinungen durchaus fehlten; diese Farbenbogen mußten also aus sehr großen Höhen der Erdatmosphäre stammen, wahrscheinlich von feinsten Staubmassen eines Vulkans, wie wir vor manchen Jahren auch lange Zeit den Staub der Eruption vom Krakatao in Gestalt herrlicher Abendfärbungen gesehen. Meine Begleiterin erinnerte denn auch gleich an Martinique (Mont Pelé). Wir verließen unseren Nachen bei einsinkender Nacht, da Lugano bereits seine Gaslichter anzündete, indes drüben in Castagnola immer noch der rote Schein des Vulkanstaubhimmels an den Frontmauern der Villen und Türmen seinen Zauber übte.

Ich teilte hier das Tatsächliche mit und überlasse es dem Leser, mit unserer Deutung dieser phänomenalen Abendbeleuchtung zu machen, was ihm beliebt. In allen Fällen sage ich mit Goethes Türmer:

„Ihr glücklichen Augen!
Was je ihr gesehn:
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Vom Winter am Luganer See.

(1903.)

Herrlich war hier diesmal das Novemberwetter: zumeist sonnig, hell und mild, solcherart, daß die Trauerweide neben der Mauer in stiller Freude vergaß, die Blätter umzufärben und sie dann zu verabschieden. Mancher Baum und Strauch mit gewohntem herbstlichen Laubfall verzögerte diesen traurigen Prozeß solcherart, daß ich sogar gegen Ende November noch Spättrauben an grünen Weinreben im Freien pflücken konnte und — nebenan blühten immer noch Rosen und Kapuzinerkressen und Olea fragrans, der wohlriechende Ölbaum, dessen weiße Blütchen heute noch vom Baum die feinsten Düfte in die Welt senden.

Schlimmer war es mit dem Wetter um Mitte Dezember: häufig düsterer Himmel, mitunter Schneefall auch im Tale, häufiger aber Regen und langsam schleichende Doppelschichten von Nebelzügen an den Bergen. Aber kalt war es nie; so schmolz der Schnee denn immer gleich wieder zusammen, und das Tal ward wieder aper. Selten sah man die Sonne, bis am Sonntag vor Weihnachten, am 20. Dezember, ein klarer Himmel den Morgen brachte und um halb zehn Uhr früh der Himmelsherold, hinter dem Monte Caprino aufgehend, mir die ersten warmen lichten Strahlen in meine Loggia sandte. Ach, man wird bei den langen, langen Nächten und den düsteren kurzen Tagen so unsagbar lichthungrig, daß uns in freudiger Erregung des Sonnenwiedersehens Tränen in die Augen kommen — — und neuer Mut zum Wandern ins Herze fließt.

Und so sind wir denn auch wieder gewandert vom sonnigen Hang des Colle bella vista hinweg noch höher über Lugano hinauf durch das malerische Massagno mit seinen zeder-

grünen Gärten und knospenbedeckten Lorbeerbäumen hinüber gen Vezia und von da nach Porza, einem alten Nest mit malerisch situierter Kirche, hoch über dem Cassaratetal. Weils um Mittag und Sonntag war, so klang es ringsum von da und von dorther in lieblichen Glockentönen zu uns heran, bald feierlich ernst in zögernden Einzelschlägen, bald wieder bimmelbammelig in närrischem Geklimper auf einer einzelnen Glocke, die von Hand bearbeitet ihr knabenhaft jämmerliches Wimmern von sich gab. Ich habe anderswo nirgends solch kindisches Glockengebimmel wahrgenommen, wie hier in der italienischen Schweiz. Immer machte es mir den Eindruck, als seien es närrische Jungen und lose kleine Buben, die hier oben in der Glockenkammer des malerischen Turmes allerlei Schabernack verübten, um anderen Menschen die Gehörnerven zu zermartern und diese anderen Menschen zum — Fluchen anzuregen. Und siehe da: in dem Campanile von Porza, hoch über der malerischen Talwelt — hantieren tatsächlich Knaben diversen Alters mit den Glockenhämmern am hellichten sonnigen Sonntagmittag in wirklich knabenhafter Art: eine volle halbe Stunde lang die Luft und die Blauhimmelwelt vergiftend mit profanen, ohrenzerreißenden Narreteien. — Es ist so Usus hier; selten, höchst selten hört man hier das feierliche, rhythmische Zusammenläuten aller Glocken auf einmal, jenes natürliche Schwingen und Zusammenklingen, wie es draußen in der Nordschweiz und in den deutschen Gauen seit alters her in Feierstunden üblich ist und gelegentlich selbst noch an das gottloseste Menschengemüt heranzittert und heranklingt wie ein Sang aus Kindheitstagen. Nur bei Anlaß vaterländischer Festtage — am Abend der „Bundesfeier" und am Vorabend des eidgenössischen Buß-, Bet- und Danktags jubeln hier unten rings um den See und von allen Bergdörfern die Kirchenglocken in derselben feierlichen, geordneten Weise, wie draußen nordwärts der Alpen. — (Vielleicht hat der hohe Bundesrat löblicher Eidgenossenschaft dieses harmonische Ge-

baren angeordnet; wenn dem so sein sollte, so möge das hohe Kollegium Dank haben!) Anders ist's mit dem „Ave Maria“, das hierzulande zu allen Jahreszeiten in allen Tälern und auf allen Höhen gelegentlich aus den Schalllöchern der Glockentürme weit hinausklingt in die blaue, lichtdurchflutete Welt! Das ist nicht mehr barbarisches, zügelloses und häßliches Gewimmer, sondern Wohlklang, Melodie und Rhythmus — also Schönheit in primitiver Kunst, die da oben in den Glockenkammern von kundigen Küstern geübt wird. Da ist gesetzmäßig redigierte Melodie, allenthalben dieselbe Glockenspielmelodie des „Ave Maria“, welche der Wanderer überall vernehmen kann und vernehmen muß und schließlich in seinen Gedächtnisschatz aufnimmt mit derselben Lustempfindung, wie das Rauschen der Wellen am steinigen Seenfer oder das Zischen des wilden Bergföhns in den laublosen Geästen der Kastanienhaine. Das mögen unsere lieben fratelli Ticinesi nur weiterhin als süße Gewohnheit beibehalten; denn das ist ein Stück stimmungsvoller Schönheit, die mit hineingehört in diese seltsam schöne Welt am Südrand der Alpen. Dagegen möchten sie in das übrige Geläute bessere Ordnung bringen, wie es ihre katholischen Glaubensgenossen nordwärts von den Alpen schon längst getan haben und dabei doch gute Katholiken geblieben sind. Die gut zusammengestimmten Glocken sind ja da, fast in allen Dörfern und Städten auf denselben Akkord gegossen: bitte, bitte, läutet sie s c h ö n, und ich will die Himmel rühmen ob eurer Menschenfreundlichkeit!

An den vier Ecken des exponierten, von Mauern umgebenen Platzes rings um die Kirche von P o r z a stehen vier riesengroße Heiligenbilder aus alter Zeit: naive Erzeugnisse einer kindischen Kunst — ungefüge, allen Gesetzen der Proportion, der Anatomie und der Naturwahrheit Hohn sprechende Gestalten, alle darin übereinstimmend, daß ihre mit Zementflicken reparierten Leiber keinen — Revers haben.

Drei von ihnen stehen da wie ungeschlachte verkrüppelte Weidenstämme — ohne Bewegung und ohne Leben; die vierte Figur aber frappiert durch die ekstatische Mönchshaltung und das charakteristische Profil der italienischen Volksrasse. Daß alle diese geflickten Figuren doch von den naiven Bauern hier oben in Ehren gehalten werden, das zeigen die Reparaturen aus diversen Dezennien: diese Zementflicken schillern in allen erdenklichen Naturfarben und Altersabstufungen, so daß sie den dargestellten Heiligen geradezu ein lächerliches Aussehen verleihen. Gewiß empfindet das auch die ungezogene Dorfjugend, die sich während unseres Verweilens dort zum Spielen und Lärmen eingefunden und mit Steinen bewaffnet hatte, um die vier heiligen Eckensteher grausamlich zu bombardieren. Der erste Junge hatte wohlgezielt; sein faustgroßes Geschoß flog mitten ins Gesicht der auserlesenen Figur und prallte dort schadlos ab. Ein ebenso grausam strenger Blick aus meinen empörten Augen und ein kräftiges „Va via, brutto!“ genügte, um den Bengel in die Flucht zu jagen.

Mittlerweile bimmelten andere Buben immer noch oben in der sonnigen Glockenkammer, bis uns das Gewimmer von dannen vertrieb. Eine Meise sang drüben in den laublosen Pfirsichbäumen ihre erste Weise — offenbar ein noch junges Tierchen, das sich über den Stand der Jahreszeit geirrt hat. Das versteht der Wanderer, wenn er weiterschreitend am Wege wildwachsende Blumen findet: glühendrote Karthäusernelken, zahlreiche blaue Blüten des Immergrün, weiße Gänseblümchen, den zierlichen Robertsstorchschnabel mit purpurnen Laubblättern und fleischfarbenen Blumen, Thymian und Klee, Skabiosa und Crepis — ja sogar die ersten, freilich noch sehr kurzstieligen Primeln (Primula acaulis), indes unten im Stadtpark zu Lugano die japanische Mispel in der Anthese steht und der gelbblühende Jasminum nudicaule sich ebenfalls ins Hochzeitskleid wirft.

Die Berge erglänzen im blendenden Schneegewand. Auf dem Camoghe scheinen fast alle Runsen geebnet; nur ein schwarzer, ununterbrochener Streifen, der sich von der glatten Scheitelfläche senkrecht durch die Schneehänge zu Tale drängt, verrät, daß dort die erste Lawine niederging. Aber die tieferen Berglehnen sind aper, und aper ist das ganze Cassaratetal mit seinen zahlreichen Dörfern und Weinpflanzungen bis hinunter an den See, über welchem ein bläulich-weißer Nebeldunst vom blendenden Wintersonnenlicht durchflutet und erwärmt wird.

Über diesem Dunste aber erglänzen die malerischen Konturen des Salvatore einerseits und des Monte Generoso andererseits. Zwischen beiden hindurch, fern hinter dem glitzernden See, liegen dichte Nebelballen über der lombardischen Ebene. Arme Brianza! Du siehst heute die Sonne nicht! Und Zürich und Frankfurt liegen ebenfalls unter der Nebeldecke — — — tagelang, vielleicht wochenlang, indes wir hier im Lichte wandeln.

* * *

Nachschrift vom 22. Dezember: — Wintersonnenwende! Diesen Abend um Mitternacht! — Heute also der kürzeste Tag, richtiger wäre zu sagen: einer der beiden kürzesten Tage; denn deren sind diesmal tatsächlich zwei, eben weil die Sonne heute um Mitternacht in den Wendekreis des Steinbocks tritt und folgerichtig der morgige Tag, also der 23. Dezember, ebenso kurz sein wird als der heutige Tag. Wichtiger als dieser sonderbare Fall astronomischer Gesetzmäßigkeit ist uns die ideale Schönheit des Wetters, das uns nun tagelang die Wohltat des reinsten und sonnigsten Himmels zuteil werden läßt: nun überall Licht und Farbe und Reflex! Sternengeflimmer bei Nacht, heitere, klare Morgendämmerung über dem ruhigen See, in welchem der Reflex des Morgensterns noch um 7 Uhr früh heraufschimmert, um dann zwei Stunden später dem blendenden

Licht der Wintersonne Platz zu machen. Vom späten Morgen bis zum frühen Abend, von 9 Uhr früh bis 4 Uhr 20 Minuten nachmittags (wir haben hier mitteleuropäische Zeit) dieselbe Lichtfülle, derselbe wolkenlose blaue Himmel, dieselbe milde Luft, derselbe nicht-ermüdende Sonnenschein! Wie werden sich jene Nebelflüchtigen aus dem Norden freuen, die über Weihnachten herkommen und etliche Sonnentage verleben wollen! Lugano lebt die heiterste Weihnachtswoche, die sich ausdenken läßt; die zahllosen Lorbeerbäume und Lorbeersträucher, welche jetzt auf den Markt und in den Straßen als Festschmuck verkauft werden und in der lauen Tagesluft noch munter duften, sie sterben eines schönen Todes: im Lichtglanz der ungetrübten Julfestsonne.

Die Schweizerreise mit Hindernissen.

Ein paar menschenfreundliche Notizen.

(1903.)

Ach, du armer Kerl, der du so viel Hindernisse erlebt hast und im Engadin vielleicht sogar in der Badewanne Nachtquartier nehmen mußtest! (Vergleiche „Frankf. Ztg." vom 30. August, zweites Morgenblatt.) Das Schicksal hat dir und so vielen anderen elendiglich mitgespielt; denn tatsächlich ist die Hotelüberfüllung das Mißlichste, was dem schönheitsdurstigen Wanderer in unseren Bergtälern während der Saison begegnen kann. Daß das Oberengadin in diesem Sommer vom Fremdenstrom arg überflutet werden würde, das ließ sich voraussehen. Wer dieses Hochtal dennoch genießen wollte, der mußte die Überfüllung in Kauf nehmen oder am Abend ein bischen abseits wandern. Die meisten Engadinbesucher wandern immer noch über die Malojahöhe ins Bergell nach Chiavenna hinunter, um entweder über den Splügen per Post ins Hinterrheintal oder aber südwärts per Bahn nach dem Comersee zu gelangen. Warum ziehen wir fast alle immer die gleiche Straße? Wenn in Samaden, in St. Moritz, in Silvaplana, wenn in Pontresina kein Platz mehr zum Schlafen ist: warum dann in der Badewanne sein Nachtquartier aufschlagen? Etliche Kilometer südlich von Pontresina liegt der weltbekannte Morteratschgletscher, den doch fast jeder Engadinbesucher sehen will. Von dort führt eine mustergültig gepflegte Poststraße hinauf zu den Berninahäusern und zu der etliche Kilometer weiter südwärts liegenden Paßhöhe der Bernina — beide ohne große Anstrengung oder, wenn man fahren will — ohne große Kosten zu erreichen. Dort oben — auf der Berninapaßhöhe — gibt's ungeahnte Schönheiten der Gletscher- und Firnwelt zu sehen, von denen sich der Engadintalsohlengänger kaum was träumen läßt. Und bleibst du

im Berninapaßhotel über Nacht, so findest du gute Küche, saubere Betten — und ganz exquisites Flaschenbier, als käm's vom Faß des bürgerlichen Bräuhauses direkt aus Pilsen. Am Morgen allerdings, wenn der Lago bianco zu deinen Füßen sein meergrünes Licht zu dir hinaufsendet und die jenseitigen Gletscher mit ihren blauen Rissen und Spalten zu dir herübergrüßen: da stehst du auf der Paßhöhe vor schwerer Entscheidung, wie Herkules am Scheideweg — entweder zurück nordwärts zum vierhundert Meter tiefer liegenden Engadin, oder aber südwärts durch das malerische Val Poschiavo (noch schweizerisch) in das italienische südlich üppige Val Telina (Veltlin) mit seinen wunderbaren Weinbergen, seinen Kastanien- und Feigenbäumen, seinen endlosen Maisfeldern, mit seinen malerischen Dörfern und Städtchen im Talgrund und seinen Steinhütten an sonnigen Berghalden.

Wählt man den Weg gen Süden, so wird man dies nicht bereuen. Nach zwanzig Kilometer Weglänge — von der Paßhöhe an gerechnet — winkt der Hauptort des Puschlavtales, das liebe, blitzsaubere, reizende Poschiavo von derselben Höhe wie Engelberg und von derselben pittoresken Lage wie jenes berühmte Unterwaldner Sommerfrischlernest; beide sind rund tausend Meter über Meer; beide sind umrahmt von majestätischen Gebirgszügen, die rechts und links den Horizont einengen; beide umrauscht von gischtenden Wasserfällen zwischen grünen dunkeln Waldabhängen und malerischen Häusergruppen — beide in saftig grünen üppigen Wiesen gelagert und bewohnt von biderben, ehrlichen, sauberen Menschen, die ihrem schlichten Tagwerk nachgehen, indes der Fremde wie ein Gast unbehindert seiner Erholung obliegt. Engelberg hat seine ehrwürdige Benediktinerabtei, Poschiavo hat sein altes Frauenkloster und zwei katholische Kirchen, aber auch sein protestantisches Gotteshaus. Die „Fremdenindustrie“ hat Engelberg zum saubersten Orte Unterwaldens gemacht: Poschiavo ist musterhaft sauber infolge des erzieherischen Einflusses der protestantischen Mitbürger.

Größeren Kontrast kann es aber doch nicht geben, als den zwischen Engelberg und Poschiavo. Ist jenes als Fremdenstation zu Weltruf gelangt und daher im Hochsommer so überfüllt, daß man auf Spaziergängen kaum zwei Schritte gehen kann, ohne mit den Hühneraugen eines lieben Mitmenschen in Kollision zu geraten: so ist derzeit Poschiavo noch ein weltvergessener, reizender Bergwinkel von jungfräulicher Einfachheit nnd keuscher Einsamkeit. Keine „Fremdenindustrie“! Die italienisch redenden Einwohner leben von dem Ertrag ihrer saftigen Wiesen und der Alpenwirtschaft: in der letzten Augustwoche, da ich dort weilte, war die Hälfte der Bevölkerung mit dem Einheimsen der zweiten Heuernte (Emden) beschäftigt. Mit dem beginnenden Tage wandert die Mannschaft hinaus auf die üppigen Gründe und Abhänge, und es fliegen die Grasschwaden alsbald an allen Enden über die Sensen hinweg, um von den weiblichen Arbeitern vor dem Sonnenlicht ausgebreitet zu werden. Abends fahren zahllose Heuwagen ins Städtchen hinein; hier und da ein fröhlicher Jauchzer und hier und dort der regelmäßige Takt des Dengelns — das ist die Welt der Naturlaute zu Füßen des Veronagletschers einerseits und des Dolomitdomes von Sassalbo anderseits. Für 250 Franken (200 Mark) kannst du auf drei Monate ein sauber möbliertes Häuschen mieten und kannst mit Weib und Kind sein im eigenen Horst. Für alle Lebensbedürfnisse ist da leicht gesorgt; denn im Städtchen gibt's Geschäfte genug, die für billige Preise anständig bedienen.

Poschiavo liegt an der großen Berninapoststraße und ist von der Paßhöhe aus mit der Post in zwei Stunden erreichbar; zwei weitere Stunden führen dich mit der Post von Poschiavo nach dem italienischen Städtchen Tirano, unten im Veltlin, wo der beste Krankenwein (Perla di Sasella) wächst. Wenn der Besucher des Engadins also per Albulabahn ein- und per Berninapost auswandert, so wird er in allen Fällen seine Rechnung finden. Die Paßhöhe (mit dem

komfortabeln Gasthof) bietet an Großartigkeit weit mehr, als irgend ein anderer Paß, der aus dem Engadin herausführt. Und wandert der Reisende jene Strecke von der Paßhöhe bis zur Poststation La Rösa zu Fuß, so wird ihm der Vollgenuß erhabenster Hochgebirgsherrlichkeit ohne alle Anstrengung: hoch über der Baumregion geht er auf bequemer Straße in Schlangenwindungen allmählich talwärts, eine Stunde oder anderthalb Stunden bequem längs der schroffen Abhänge mit den dichten Rasen und den Alpenpflanzen, die ja gerade im Juli und August ihre Blütenwunder entfalten. Der Gotthardpaß mit seiner interessanten Flora wird von der Bernina noch bedeutend überholt. Erst bei La Rösa, das vom Berninapaß aus per Post in fünfunddreißig Minuten erreicht wird, beginnt die Baum- und Strauchvegetation wieder; zweieinhalb Stunden später begegnen wir bei Brusio den ersten Feigen- und Kastanienbäumen, üppigen Tabakpflanzungen und weißblühenden Buchweizenfeldern. Des Südens üppigste Talherrlichkeit bietet aber die Eisenbahnfahrt von Tirano aus abwärts durch das Veltlin bis an die Ufer des Comersees, wo bei Varenna und Menaggio die steil ansteigenden Ufer beiderseits uralte Olivenhaine, dunkelgrüne Zypressen, riesige Zedern und Mammutbäume aufweisen.

Das alles: eisblaue Gletscher, blendende Firnschneefelder, rauschende Wasserfälle, Hochgebirgsflora an und über den Schutthalden, glitzernde Seen, Nadelwälder, — Feigen und Wein, Buchweizen und Mais, Lärchen und Palmen —, all das liegt am Wege einer einzigen Tagreise, die dich aus der Schlafstelle in der Badewanne hinüberführt zu den Ölgärten Varennas, wo man zur Zeit des Hochsommers saison morte, also viele vakante Bettstellen hat.

So — meine ich — müßte man's machen, wenn man der Überfüllung im Engadin nicht zum Opfer fallen will. Also wiederkommen, lieber Freund, und dann hinüber über die Bernina!

Ebenenluft und Höhenluft.

(August 1904.)

„Schön ist — Mutter Natur — deiner Erfindung Pracht.“ Ja, bisweilen stimmt das Wort des Dichters auffallend mit dem tatsächlichen Geschehen. Oft aber ist das Gegenteil der Fall: dann grollen wir, grollen stark und wollen aus der Haut fahren. Auf eine lange Reihe von Jahren naßkühler Sommermiseren kommt da unser temperamentvolles Jahr 1904 — mit einem afrikanischen Sommer, mit unermüdlichem Sonnenschein, mit Brutofenhitze, Dürre, mit Moor- und Waldbränden, mit trockenen Flußbetten, versiegten Quellen, braun verbrannten Wiesen, mit vor Trockenheit sterbenden Wäldern und mit fürchterlichen Hagelwettern, als wäre die höchste Potenz aller Unvernunft im Reiche der Natur zur despotischen Herrschaft gelangt! Selbst paradiesische Gegenden unserer Planetenoberfläche können unter solcher Herrschaft unerträglich werden.

Drei, vier, fünf, sieben, acht, sogar zehn Wochen hintereinander fast kontinuierlich Sonnenschein mit all den natürlichen Begleiterscheinungen! Kein einziger wirklicher Regentag: immer nur dieselbe, nur um wenige Grade schwankende tropische Hitze; Tag um Tag am Schatten 27, 28, 30, 32, etlichemal auch 33 (in Frankfurt a. M. sogar 35) oder gar noch mehr Grade Celsius! Entweder man gewöhnt sich daran oder — wenn man dessen müde ist, was man afrikanische Hitze nennt, so reißt man aus und ergreift die Flucht aus den glühenden Talsohlen zu den luftigen frischen Bergeshöhen, die Flucht zu den schneeigen Firnfeldern und den kühlenden Gletschern. Denn ein paar wenige Stunden Auf-

enthalt in der Höhenregion des Monte Generoso, den wir hier im Tessin so bequem zur Hand haben, genügt nicht: fährt man am Abend wieder zu Tal, so taucht man eben wieder in die Brutofenwärme der Nacht unter, schläft schlecht und ist am folgenden Morgen müder als am vorhergehenden.

Also — weil die Spannkraft zu ernster Arbeit erlahmt: fort aus der Niederung, hinauf nach dem Engadin!

Hinauf zu den 1800 Meter über Meer liegenden Seen bei Maloja, Sils-Maria, Silvaplana, Kampher und St. Moritz! — Doch wehe uns! von dorther tönt Jammer zugleich mit Jubel! Dasselbe Lied und dieselbe Klage wie im vorigen Sommer, da ein Gequälter uns Mitleidstränen entlockte:

„Wie? — Nach St. Moritz? — Da gibt's nicht mehr ein einziges Bett!
Schlafen dort viele auf Heu, finden das immer noch nett!"
„Nun denn, so führt unser Weg nach Pontresina hinein!"
„Nach Pontresina? O Weh! Was fällt Ihnen, Bester, denn ein?
Schlafen dort viele im Stall und in den Wannen im Bad!
Viere zusammengedrückt, daß nur ein Plätzchen man hat."
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
„Alles ist hier überfüllt, und ich versichre auf Ehr':
Kommen können noch viel — schlafen kann keiner hier mehr!"
(Vergl. Frankf. Ztg. vom 30. August 1903.)

So klang es im Sommer 1903, nachdem durch die Albulabahn das wunderreiche Engadin dem großen Touristenstrom erschlossen worden. Seither sind dort eine Menge großer und kleiner neuer Gasthöfe erbaut und eröffnet worden: allein alles genügt noch nicht. Dieselbe Quartiernot auch heute wieder, wie vor einem Jahre! Sah ich doch vor wenig Tagen einen, der mir erzählte, wie groß sein Entzücken und seine Dankbarkeit war, als es ihm für Geld und gute Worte gelang, sein Nachtquartier in einer Frisierbude zu finden, wo der Rasierstuhl die Mission eines Fremden-

bettes übernahm, per se gegen denselben Entgelt, wie für ein richtiges Matratzenlager mit Eiderdaunendecke und Roßhaarkissen. Seine Schicksalsgefährten mußten sich glücklich preisen, in einem Stalle, in Heuschobern, in Wasch- und Badehäusern, tatsächlich in Badewannen schlafen zu dürfen. Überglücklich waren auch jene, die irgend einen Fauteuil, ein Sofa oder ein Billard als Schlafstätte erwischten. —

Vielleicht kommt nun ein genialer Unternehmer auf die Idee, bei jedem der fünf oder sechs starkbesuchten Orte des Oberengadins je eine Baracke für billige Massenquartiere zu erstellen, wo Durchreisende mindestens unter einem regensicheren Dach ein Lager auf Heu- oder Strohsäcken finden würden gegen anständigen Entgelt. Dergleichen Baracken müßten einfach und solide, trocken und reinlich gehalten sein. Dann wäre der Quartiernot abgeholfen: es müßte beide Teile befriedigen.

Da nun aber im Oberengadin alle Gasthöfe überfüllt und die Baracken noch nicht erstellt sind, so zogen wir es vor, auf anderem Wege als durch das Engadin an den Fuß der Berninagletscherwelt zu gelangen: eine ungemein wechselreiche Fahrt brachte uns innerhalb sechs Stunden von Lugano per Dampfer nach Porlezza, von da auf der Vizinalbahn östlich am Tremezzino vorbei nach Menaggio am Comersee, dann per Dampfer hinüber ans südöstliche Ufer bei Varenna und wiederum per Bahn von Varenna durch das untere und mittlere Veltlin bis nach Tirano, dem südlichen Anfang der prächtigen Berninastraße, auf welcher wir nach zweistündiger Wagenfahrt in Poschiavo, dem schmucken, sauberen Hauptort des Puschlavtales anlangten.

Im kurzen Zeitraum von wenigen acht Stunden: welcher Wechsel der Landschaften, welche Abwechslung der Szenerie, welche Fülle von Variationen in Windrichtungen, Temperaturen, Beleuchtung und Bewölkung, welcher Wechsel zumal im Charakter der uns umspülenden Atmosphäre!

Welche Variationen in Pflanzen- und Tierwelt, — — auch der einheimischen menschlichen Bevölkerung!

Der Hochsommer in seiner üppigen Größe und seiner boshaften Vernichtungskraft zugleich!

An den Ufern des Luganer Sees blühen seit Wochen die Oleander und reifen die Feigen und die zahlreichen Weintrauben. Es sind viele Jahre her, seit die Weinpflanzungen so reichlich Früchte brachten wie diesmal. Die Rebengirlanden, die von Maulbeerbaum zu Pfirsichbaum in unzählbaren Wiederholungen schwebende Brücken bilden, brechen fast unter der Last der senkrecht herniederhängenden Trauben. Bacchus grüßt hier aus allen Winkeln und von allen Kulturterrassen mit dunkelschwarzblauen, mit ziegelroten und mit gelblichweißen, durchscheinenden Früchten, welche die Girlanden in starken Kurven gegen die Erde biegen. Und da ist jede Traube ein ganzes Konvolut von Vollkommenheiten: die Beeren vollkommen ausgewachsen, groß, oft dichtgeschlossen sich berührend, oft länger gestielt und locker, je nach der Varietät oder der Spezies des Weines. Freilich, mit dem Mais, der da im „Unterholz" des Weinberges gepflanzt wurde, steht es stellenweise sehr schlimm: die langandauernde Hitze mit dem stellenweise sehr bedenklichen Wassermangel brachte viele Maiskulturen mitten in ihrer üppigsten Entwicklung plötzlich zum Stillstand und zum Absterben. Gelb und braun stehen die einen Maisparzellen, gesund und grün dicht nebenan die anderen, je nach dem Grade der Tiefgründigkeit des Bodens, in welchem diese Pflanzen ihre Wurzeln entwickeln konnten.

Ganz charakteristisch manifestiert sich die Dürre dieses grausam heißen Sommers auch an den rasenbewachsenen Böschungen der terrassenartig übereinander gebauten Kulturfelder am Luganer- und am Comersee. Wo zu anderen Jahreszeiten stets ein munteres Grün, oft mit reichem Blumenflor vermischt, sich lieblich zur Geltung bringt: da herrscht jetzt die fahle Gelbheit und die Bräune des Trocken-

todes. Und weiter hinauf, an den südlich exponierten Gehängen der steiler ansteigenden Berge mit den Alpentriften und Grasbändern herrscht derselbe Trockentod mit seinen traurigen Farbentönen bis hinauf zu den vegetationslosen Kuppen, Pyramiden, Zacken und Domen der fahlen Dolomiten oder der schwärzlich braunen Urgesteine.

Es ist, als ob der Herbst, der Herold des Todes vor beginnendem Winter, mitten im Sommer über Fluren und Ufer und Höhen gegangen wäre. Und überall mit geringer Abwechslung dasselbe Bild! Von Lugano an bis San Mamette und Porlezza, von Menaggio und Varenna an bis hinauf nach Tirano: immer wieder dasselbe Bild! Nur kommt im Bereich des unteren und des mittleren Veltlins noch ein weiteres hinzu: Fährt man vom oberen Ende des Comersees ostwärts in das breite Tal hinein, so haben wir rechts die Ketten und Ausläufer der Bergamasker Berge mit ihren laubwaldreichen, nördlich zu Tal abfallenden Hängen, zumeist noch grün bis zum Talgrund und bis hinauf an die Schneefelder der Firne und der Gletscher; aber stellenweise sind große Flächen des Waldes aus Wassermangel abgestorben, gelb bis braun, herbstlich sterbend. Und mächtige Rasenabhänge, über welche sonst um diese Zeit die Sense des Hirten dahingleitet, um aus saftigem Gras und Kraut duftendes Heu zu machen, sind heute braun und gelb wie totes Stoppelfeld. Links aber grüßen die reichen Weinpflanzungen, von der Talsohle an in malerischen Felsterrassen ansteigend bis in eine Höhe von etlich hundert Metern über die Talsohle hinauf, stellenweise bis an die Baumgrenze, welche hier — an den südlich abfallenden Hängen — viel tiefer liegt als an der gegenüberliegenden Talseite. Das ist ein gar seltsamer Anblick! Riesige Felsgebirge, oben mit zurücktretenden Zacken und Zinken, da und dort tief eingeschnitten von Schluchten und fernhin auslaufenden Tälern, in den Mittellagen mit baum- und strauchlosen, malerischen Alpenweiden, ohne Wald und doch

so lockend in pittoresker Mannigfaltigkeit der Terraingestaltung, unten aber an den girlandenbekränzten Terrassen — dem glühenden Sonnenbrand ausgesetzt — die ewiglebendigen Weinquellen des Veltlins, von tausend und tausend schmalen Terrassen niedergrüßend ins breite Tal mit seinen grünen und gelben Maisfeldern und Wiesen und Pappelgruppen und Dörfern und Städten.

Hier nun, an den Schatzkammern des Veltlins, rüttelt die Dürre im gelben und braunen Laub mancher Weinrebe ganz ebenso wie auf den Maisfeldern im Talesgrund. Freilich sind die kostbaren Weinpflanzungen auf weite Strecken noch tadellos grün; aber man trifft doch manche Abhänge, wo die fahlgewordenen Girlanden in ihrer Farblosigkeit mit dem hitzesprühenden Gestein des anstehenden Gebirges wetteifern. Die Dürre wird einen bedeutenden Ausfall in der Weinernte zur Folge haben. Was aber frisch und gesund blieb, das wird einen guten Tropfen abgeben: der berühmte Veltliner Wein wird dieses Jahr so gut ausfallen, daß er nicht nur Kranke gesund machen, sondern Halbtote zum neuen Leben auferwecken wird.

Im alten guten Hotel „Zur Post“ in Tirano bin ich mit blödem Leibe eingekehrt, und zum Mittagessen nahm ich eine Flasche Sasella, der vor zehn Jahren dort gewachsen ist. Sie hat Wunder bewirkt, diese Flasche. Mit gutem Gewissen empfehle ich allen Leibbindentragenden, so an Sommerhitze-Indigestion leiden, diesen edlen Göttertrank als unfehlbares Panacee. Gesegnet sei Sasella, das ganz nahe bei Tirano liegt! Ich habe seither — ganz wie der König von Thule — keinen Tropfen Wein mehr getrunken, wohl aber Gletscherwasser ohne Schaden ertragen. Die lieben Abstinenten werden nun Steine nach mir werfen: aber mein Leib und mein Leben ist mir doch lieber, als ihr Beifall mir sein würde, wenn ich sterbend am heilenden Veltliner vorüberginge und dann plötzlich für immer hinter die Kulissen verschwände. Man lebt halt doch nur einmal!

Als galanter Biedermann habe ich anderen Mitreisenden, die ebenfalls nach Poschiavo fahren wollten, die regelrechte Schweizerpost überlassen. Fast zu gleichem Preise der Posttaxe fuhren wir per Extra lustig aus der Weinkammer hinweg in das abendschattige Val Poschiavino. Diese Fahrt gehört zum Schönsten, was einem Touristen werden kann. Gleich beim Eingang führt die Straße zwischen mächtigen Edelkastanien an das Ufer des rauschenden Poschiavino, dessen Wasser sich oben am Piz Verona, am Palügletscher und im Lago bianco der Berninahöhe sammeln und — talabwärts stürzend — Sägmühlen treiben, Wiesen bewässern und den lieblichen Le Presesee speisen. Bald sind wir an den Tabakpflanzungen und den letzten Kastaniengruppen bei dem malerischen Brusio vorbei: wir kommen in die Region der Nadelwälder, welche bekanntlich auf der Südseite der Alpen nicht so tief ins Tal hinunterreichen, wie nordwärts. Weg sind alle Weinreben, alle Feigenbäume und Oliven: in der Talebene von Poschiavo aber betreten wir die Region der üppigen Graswiesen, die hier keine Spur von Sommerdürre tragen, sondern den ewigen Zauber des geschlossenen, saftigen kühlen Grünes. Hier kann man sein!

Hier — zum erstenmal nach acht langen heißen Wochen — genossen wir der kühlen Abendluft, vor welcher alle Beängstigung der Nachtschwüle gewichen. Das einheimische wackere Volk war eben mit dem Rest der zweiten, sehr ergiebigen Heuernte beschäftigt. Schon waren alle die schönen Wiesen rings um die Mariahimmelfahrtskirche kahl geschnitten, und wie ein sauberes Spielzeug lag das schmucke Städtchen mitten auf samtenem grünem Teppich. Touristen rasten hier gerne einen Tag, weil man gut aufgehoben ist und einstweilen noch kein Quartiermangel verspürt wird. Einige wenige fremde Familien aus Lugano und aus Neapel haben allerdings die Sommerfrische hierher verlegt; doch ist das Städtchen im ganzen ungemein still. Für einen welt-

flüchtigen Menschen, dem das Getriebe des Daseinskampfes zu viel geworden, müßte Poschiavo ein Refugium stillen Gottesfriedens sein.

Interessant ist die Tatsache, daß die Mailänder und neapolitanischen Herrschaften zur Sommerfrische gerne an die Ufer des Luganer Sees kommen, wo manche von ihnen auch die schönsten Villen besitzen. Die reichen Luganesen dagegen drücken sich abseits in höhere Lagen, zum Teile ins obere Livinental, zum Teile ins Poschiavo. Die reicheren Familien von Poschiavo dagegen steigen zur Sommerfrische ebenfalls höher hinauf, zumeist gegen die Bernina. Der Druck zur Sommerfrische geht also von unten herauf zu größerer Höhe über den Meeresspiegel, oder was in diesem Falle dasselbe: vom Heißen zum Warmen, vom Warmen zum weniger Warmen, von diesem hinwieder zum Kühlen und vom Kühlen endlich zum Kalten — schließlich gar zum Nordkap. Wenn erst einmal das Nordkap fashionabler geworden sein wird, so wird demselben Drucke zufolge die Sommerfrische von dort zum Nordpol verlegt werden, und wenn dieser ebenfalls erobert und ausgebeutet sein wird, so drängt derselbe Druck — nach Abwechslung — ganz sicher auch noch über den Nordpol hinaus. Tatsächlich spielt nicht allein die Temperatur eine Hauptrolle als Agens zur Sommerfrische, sondern mehr noch das Bedürfnis nach dem Austritt aus dem gewohnten Milieu, aus dem alten Fahrgeleise der alltäglichen Lebensführung, aus dem Pflichtenkäfig der Berufstätigkeit, aus dem lähmenden einerlei der dreihundert aufeinanderfolgenden Zuhaustage. Das möchten sich auch mal die Herrschaften sagen, die gute Dienstboten und Gehilfen um sich haben. — Nach fünfzig Jahren wird jede Herrschaft (auch in Europa) ihren Angestellten jedes Jahr eine anständige Sommerfrische gewähren. Unsere Berge sind groß und hoch genug, um sie alle zu beherbergen und sie — die dieser Wohltat teilhaftig geworden, werden Gesundheit hinunterbringen in die Täler und Städte. Das

wird ein reicher Gegenwert sein für alle die sogenannten Opfer, so die Herrschaften zu bringen haben. Das ist die Zuversicht, die wir am Fuße der Schneeberge und der Gletscher gewonnen. Es ist kein Traum.

Da ich voriges Jahr mehrere Tage in Poschiavo und seiner malerischen Umgebung geweilt, so wollte ich diesmal — dem Zug nach Abwechslung nachgebend, eine Station höher zum Standquartier machen. Das ist Cavaglia, ein kleines Nest mit etlichen, zum Teil uralten Steinhäusern für die Sommerfrischler von Poschiavo und mit mehreren Sennereien, die im Sommer die Milch von hundert und mehr Kühen zu Butter und Käse verarbeiten. Im Winter wohnt niemand dort, und im Sommer ist es ruhig und weltabgeschieden, daß der ärgste Menschenfeind auf seine Rechnung kommen kann. Keine Fahrstraße führt hier herauf, sondern nur ein Saumpfad für Pferde, Esel und Maultiere und Vieh und Menschenkind. Kein Postbote, kein Telephon, kein Telegraph, kein Velo und kein Auto: wirklich droht uns von solchen Seiten keine Lebensgefahr und keine Nervenzerrüttung. Das reinste Idyll, weltverlassen mitten in einer hochromantischen Gebirgswelt mit saftigen Talwiesen, herrlichen Lärchen- und Tannenwäldern, mit holperigen Weideplätzen und hochansteigenden Gebirgsstöcken, wo Adler horsten, Murmeltiere und Gemsen ihr Wesen treiben und tosende Wasser von Gletscherbächen rings niederrauschen von den Firn- und Eisfeldern im Süden, Westen und Norden.

Von Poschiavo aus ist Cavaglia für einen munteren Fußgänger in anderthalb bis zwei Stunden zu erreichen. Der Weg ist stellenweise sehr rauh, namentlich in jenen Partien, wo er sich auf dem alten Römerpfad dahinzieht. Man kann jedoch auch die schlimmsten Hühneraugen vergessen, wenn man sich dessen bewußt wird, daß just da, wo wir wandern und stolpern, schon seit zwei-, dreitausend und mehr Jahren Menschen gewandelt, die vielleicht noch mehr Hühneraugen und Schwielen an den Füßen trugen denn wir Moderne.

Der Weg führt erst über eine uralte breite Schutthalde, die seit langen Jahrhunderten üppige Wiesen trägt. Dann geht es erst in Buschwald, immer mehr weniger steil ansteigend zum dunkeln Tannenwald mit reifen Heidelbeeren und nach längerem Wandern dicht an die grause Schlucht des Cavagliabaches, der sich im Abstieg tief in das Urgebirge der granitenen Bergmasse eingegraben und hundert stürzende Wasserfälle aneinander gereiht hat, bis er 600 Meter tiefer unten im sonnigen Wiesental des Poschiavino seinen Seelenfrieden in der Vereinigung mit dem Hauptfluß gefunden. Am oberen Ende dieser heulenden und tosenden Schlucht flankieren rechts und links granitene Wände und weit vorspringende Felsköpfe den wilden Gletscherbach dicht am einsamen Wege. Hier sind die Felswände und die vorspringenden Felsköpfe des uralten Gesteins glatt gestriegelt von Gletschern der Vorzeit, die wohl vor zwanzig- oder dreißigtausend Jahren ihre fest-flüssigen Eismassen mitsamt dem Moränenschutt da hinausgeschoben und an dem Bergmassiv die Hobelarbeit bewältigt haben. An gleicher Stelle, mitten zwischen Gletscherschliffen finden sich auch riesige Gletschertöpfe und Gletschermühlen, wie sie für den Naturfreund kaum lehrreicher gedacht werden können. Hier feilen und polieren die trüben Gletscherwasser seit Jahrzehntausenden. Was ist das Werk der Römer gegen diese Arbeit?

Eine einfache Holzbrücke führt uns am oberen Ende der Cavagliaschlucht aufs jenseitige Ufer des Baches, welcher hier ein fast topfebenes Hochtal mit grünen stillen Wiesen verläßt. Groß ist der Kontrast zwischen dem Geheul, das hinter uns verklingt und dem stillen Bergfrieden, der dies lachende Gelände des Cavagliatälchens — 1701 Meter über Meer — einschließt. Abend war's, als ich diesen Frieden betrat: heimkehrende Viehherden läuteten in die Dämmerung des Tales, indes oben am steilen Gehäng der Alp Grüm die letzte Tageshelle vom Abendhimmel her sich an den weißen Mauern der kleinen Gebäude reflektierte.

Der Weg — er führt weiter hinauf zur Berninapaß-höhe — leitet mitten durch samtenen Wiesengrund zur Häusergruppe Cavaglia, wo ich in primitiver Bewirtung einige Tage verbringen wollte und wirklich auch drei volle Tage und ebensolche Nächte zugebracht habe, bis mich die Fliegennot von dannen trieb. Es ist unglaublich, welche Höllenqualen der Schöpfer in diesem Sommer 1904 mit dem Insektenvolk und den Spinnentieren uns in die Welt gesetzt hat. Vor allem aus sind die Stuben- und die Schmeiß-fliegen noch viel besser geraten, als die Weinbeeren am Luganer See und in der Brianza und im Veltlin. In der Nähe von Sennhütten war es tatsächlich nicht zum Aus-halten. Der Höllen-Breughel hat in der Darstellung von Qualen Großes geleistet: unmöglich aber war ihm, eine richtige Fliegennot auf der Leinwand zur Anschauung zu bringen.

Was sind giftige Skorpionen, wie ich sie gelegentlich in Prachtexemplaren am blauen Ceresio mir sammle, gegen die nervenzerrüttende Not mit den Milliarden Stubenfliegen, die mir die herrliche Gotteswelt von Cavaglia verleiden konnten!

Ab und zu kommt ein Tourist oder eine Gruppe munterer Wanderer von der Berninapaßhöhe über die Alp Grüm nach Cavaglia hinunter, oder es steigen ebensolche Wanderer von Poschiavo in umgekehrter Richtung hinauf. Dieser Weg ist bedeutend kürzer als die neue Berninastraße; auch ist er viel reichhaltiger an mannigfaltigen Ausblicken auf Täler und Gletscher und andere Gebirgsherrlichkeiten als die Weltstraße. Aber dieser Weg ist sehr ermüdend, um die Mitte des Tages auch zu heiß, — und es liegt kein Wirts-haus in der Nähe! Nur auf Alp Grüm ist eine bescheidene Gelegenheit zu einer Magenerfrischung. So wird denn das idyllische Cavaglia mit seiner kühl-frischen Hochsommerluft, mit seinen saftigen Weiden und dunkeln Wäldern, mit seiner gigantischen Umrahmung zwischen Schnee- und Gletscher-

bergen wohl noch lange, lange Zeit ein weltabgeschiedenes Idyll bleiben. Gäbe es ein Radikalmittel gegen die Stubenfliegen: so möchte ich es ein Dorado pittoresker Romantik nennen, geeignet vor allem, denjenigen den Seelenfrieden wiederzugeben, die ihn draußen im großen Weltgetriebe verloren haben. So sei es denn gesegnet!

Inhalt der Internationalen Bibliothek.

(Die fehlenden Nummern sind vergriffen.)



